Herders
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

Zweiter Band.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1877.

Inhalt.

Seite

Einleitung v

I. Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente. Erste Sammlung. Zweite völlig umgearbeite Ausgabe. 1768. 1

II. Stücke der umgearbeiten zweiten Sammlung. Aus der Handschrift.

1. Aus letzter und vorletzter Redaction (1767—1768) 111

2. Aus dem ersten Entwurfe (1767) 201

III. Zur Dritten Sammlung Gehöriges. Aus den Handschriften.

1. Zurückgelegte ältere Stücke (1766) 205

2. Zusatz zur neuen Ausgabe (1767—1768) 246

IV. Ueber Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmaal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. 1768 249

V. Ueber Thomas Abbts Schriften. Zweites Stück. Aus der Handschrift. (1768) 295

Anhang. Auslese aus älteren, ursprünglich für den Torso bestimmten Stücken 364

Anmerkungen 367

Einleitung.

Über die zweite „umgearbeite" Ausgabe der Fragmente, so wie über etliche ältere zu diesem Werke gehörende Stücke, welche der vorliegende Band in seinem vorderen Teile (6 — 248) enthält, ist eingehend in der Einleitung des ersten Bandes berichtet worden.

Es folgt hierauf: „Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmaal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück." Diese Schrift ist ohne Herders Namen zur Ostermesse 1768 herausgekommen. In der Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" erschien sie nach Joh. v. Müllers Textrevision[1] im dreizehnten Bande der Abteilung „Zur Philosophie und Geschichte" (1814) mit der Schlußbemerkung: „Die Fortsetzung unterblieb." In Herders Nachlaß jedoch hat sich das „Zweite Stück" ziemlich vollständig vorgefunden. Es bildet einen ansehnlichen Zuwachs der neuen Ausgabe.

Als Herder im Anfange des Jahres 1767 den Plan zu einer neuen Schrift entwarf, gedachte er ein Denkmal für drei Männer zu errichten, deren Schriften anregend und zielgebend auf ihn eingewirkt hatten: für A. G. Baumgarten († 26 Mai 1762), J. D. Heilmann († 22 Februar 1764)[2] und Th. Abbt († 3 Nov. 1766). In einem Briefe an Nicolai (Februar 1767) äußert er

1) Der Herausgeber hat an dem Originaltexte mehrfach Änderungen und Streichungen (286, 46. 47.) vorgenommen.

2) Vgl. I, 179, 75. II, 143. 245.

den Wunsch, ihre Bildnisse möchten als Titelkupfer die nächsten Bände der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zieren.[1] Mit der Vorrede zu der dreifachen Denkschrift und der Darstellung von „Baumgartens Denkart in seinen Schriften“ wurde der Anfang gemacht. Jene ist vollständig, von der letzteren sind umfangreiche Bruchstücke handschriftlich erhalten und von dem Herausgeber des Lebensbildes bekannt gemacht worden. (I, 3, 1, 275—292. 292—346.) Von einem „Gemälde über Heilmanns Schriften“ findet sich aber bei den Manuscripten keine Spur, und es ist trotz der Erklärung des Verfassers (252, 4) zu bezweifeln, daß er hieran irgend etwas ausgeführt hat. Seit ihm im Mai des Jahres 1767 Nicolais „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt“ zugegangen war,[2] nahm ihn der letzte, dem er sich am meisten verwandt fühlte, und dessen Tod offenbar jenen Plan in ihm angeregt hatte, gänzlich in Anspruch. Für das bestgelungene von der Abhandlung über Baumgarten wußte er eine unmittelbare Verwerthung in der zweiten Ausgabe der Fragmente,[3] die ihn

1) Lebensbild I, 2, 231.

2) Lebensbild I, 2, 253. 258. Im December des vorigen Jahres hatte Nicolai ihm anvertraut, er beabsichtige Abbts Leben zu beschreiben. (Lebensb. I, 2, 221). „Aber wers besser machen könnte,“ seufzt er bei Übersendung der ersten Druckbogen.

3) Ich stelle diejenigen Stücke der im Lebensbilde veröffentlichten Abhandlung zusammen, die überarbeitet in den Fragmenten stehen. Lb. 299—307 = Fr. 229—236. 239—241. Lb. 308—310 = Fr. 240—241. Lb. 312—315 = Fr. 249—251 (wo zugleich summarisch Lb. 315—317 wiedergegeben wird) Lb. 312 = Fr. 244—246. Es sind die drei ersten „Fragmente“ (vom Herausgeber so genannt) des älteren Aufsatzes benutzt, die, wie die Handschrift beweist, um dieselbe Zeit als die „Vorrede“ der „Denkschrift“ verfaßt sind. Was im Lebensbilde als „Viertes“ und „Fünftes Fragment“ folgt, ist geraume Zeit später entstanden, nachdem jene älteren

neben dem Torso im Herbste beschäftigte. An der Vorrede nahm er nur die durch die Beschränkung der Aufgabe unumgänglich gebotenen Änderungen vor.

Das zweite Stück des Torso ist im Frühjahr und Sommer 1768 verfaßt. „Über Abbt soll das zweite Stück: Kritische Schriften: Michaeli erscheinen" kündigt ein Brief an Nicolai an (Lb. I, 2, 338. August), den Inhalt im einzelnen verräth ein gleichzeitiger Brief an Scheffner (a. a. O. 358):

1) Ist Klotz in seinen Satyren an Urbanität Horaz der zweite? kann und soll gelehrte Satyre überhaupt Hauptton werden in einem Buch? in einer Zeit? u. s. w. (Herr Klotz wird durch die drei Briefe hierüber so sehr ergrimmen, als ich die Meinung des Publikums auf meiner Seite zu haben gedenke) 2) Ist Herr Klotz wohl in seinen Lateinischen Gedichten der Horaz, zu dem ihn Abbt die Güte gehabt zu ernennen? 3) Sind Schuldramata möglich? 4) Einige andere Urtheile Abbts in den Litt. Briefen erklärt, gemildert, widerlegt. — Alsdenn Abbts Bemühungen für die Deutsche Sprache, wo etwas Ausführliches über die von mir gesagte Meinung: vom Unterschiede des Deutschen und Lateinischen Perioden — über die Wortmischung u. s. w. gesagt wird. Endlich eine Recension über seinen Sallust: — Das dritte Stück soll historisch, das vierte Philosophisch seyn."

Bis auf das fehlende letzte Kapitel [1] sind die sämtlichen hier aufgeführten Bestandteile des Zweiten Stücks, in der Mehrzahl

---

Stücke als unbrauchbar zurückgelegt waren. Diese späteren Stücke verdienen allein die Veröffentlichung; sie dürfen jedoch wegen der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers (S. 252, 4) dem „Torso" nicht einverleibt werden.

1) Wichtiger als die im Brouillon erhaltenen einleitenden Sätze sind die zugehörigen Aufzeichnungen in einem Studienhefte. Nach diesen zu

vollständig, erhalten: das meiste in der letzten Gestalt, die dem Werke durch eine wohl erst im Herbste vorgenommene Umarbeitung verliehen worden ist. Diese ließ die ursprüngliche Anordnung im Ganzen unverändert: voran gehen die ästhetisch-kritischen Essays, darauf folgen die sprachlichen. Diese zweite Abteilung wurde in der ältesten Niederschrift eröffnet mit „Rhapsodien aus der Philosophie der Sprachen;" die erste „Rhapsodie," ein „Fragment über die Idealvollkommenheit einer Sprache," knüpfte an das Schlußkapitel des ersten Teils der Fragmente an. Bei der zweiten Redaction fielen die philosophischen Präliminarien fort. Die Abteilung führt nun die Überschrift: „Abbts Anmerkungen über die Deutsche Sprache" und beginnt mit den Kapiteln: 1) Über die historische Schreibart. 2) Über die wahre Prose. Das erste Kapitel, im Brouillon erhalten, ist kurz und unbedeutend; der Inhalt des zweiten ist durch die dritte und letzte Redaction in das siebente Kapitel verwebt worden. Aus dem dritten Kapitel der vorletzten Redaction ist das vierte der letzten geworden.

Die Briefe gegen Klotz [1] hat Herder bei der letzten Umarbeitung ausgemustert; denn der Kampf mit diesem Gegner sollte in

---

schließen war das Kapitel in folgender Weise gegliedert: Charakteristik des Sallustianischen Stils, Darlegung der Schwierigkeiten einer Übersetzung, Hervorhebung der sprachlichen Mittel, die Abbt bei der seinigen aufgeboten hatte. Unter den letzteren bemerkt Herder die „alten Wörter" (Beginnen, Unterfangen, Gier; gierig, unbändig, ungeschlacht; bauren, frommen; mit nichten). Ferner „neue Wörter" wie „erstärket; unterjochen," und „eigne" Ausdrücke (sich aufnehmen; gegen meinen Sinn; mit Auswahl; Sucht nach —)

1) Fünf vollständige Briefe und Bruchstücke der vier nächsten liegen in der Handschrift vor. Die ersten führen die Überschrift: „Über Abbts Urtheile von Hrn Klotz ersten Schriften; drei aufgefangne Briefe."

einer ihm eigens gewidmeten Schrift aufgenommen werden. In diese, nämlich in das zweite und dritte Kritische Wäldchen, ist ihr Inhalt aufgenommen worden.

Klotz war es, dessen boshafte Kritik auch dies Mal, wie bei den Fragmenten, das Hinzögern und schließlich das Aufgeben der Arbeit herbeiführte. Von Freund und Feind alsbald nach dem Erscheinen des ersten Stückes erkannt, von Klotz (Deutsche Bibliothek II, 32—51) unter Namensnennung in gehässigster Weise persönlich befehdet,[1] mußte Herder daran verzweifeln, die Anonymität zu wahren, welche ihm die Rücksicht auf sein geistliches Amt auferlegte. Das zweite Stück hätte den Verfasser auch dem blödesten Leser verrathen. Wollte er sein kritisches Amt unbehelligt weiter versehen, so konnte dies nur hinter dem Schilde eines neuen Titels gelingen. So scheint es denn allerdings noch ernstlich gemeint, wenn er im Januar 1769 die Recension der Abbtischen Schriften für die Allg. Deutsche Bibliothek mit der Entschuldigung ablehnt: „Da ich meine Commentarien über ihn fortzusetzen gedenke, so will ich, um keine zwei Seiten erkünsteln zu dörfen, mein Urtheil dahin sparen;"[2] aber kurz darauf muß es sich entschieden haben, daß die Commentarien abgebrochen wurden und also das blieben, was, freilich anders gemeint, ihr Titel besagte.

Joh. v. Müller hat den „Torso" bei den biographischen Denkmälern untergebracht, die er unter dem Titel „Gallerie großer und weiser Männer" in der „Nachlese historischer Schriften" zusammenstellte. Aber diese Schrift trägt durchaus nicht vorwiegend historischen Charakter; vielmehr ist sie ihrer kritisirenden

1) Vgl. die Briefe an Nicolai und Scheffner, Lebensbild I, 2, 319. 357 fg.

2) Lebensbild I, 2, 408.

Richtung nach auf das engste mit dem vorangehenden wie mit dem folgenden Hauptwerke verwandt. Offenbar wurzelt sie in dem Boden der Fragmente, die an die Abbtischen Litteraturbriefe mit Vorliebe anknüpften (277, 35). Als sie dann einer Umwandlung nach einer einheitlichen literarhistorischen Idee unterzogen werden sollten, bot sich für die ausgeschiedenen sprachphilosophischen und ästhetisch-kritischen Erörterungen in der Beziehung auf Abbts Schriften ein einigender Mittelpunkt dar. Abgezweigt von dem Erstlingswerke hat die Schrift über Abbt ihrerseits wieder Senkreiser getrieben, die in der nächsten Schrift, den Kritischen Wäldern, weiter wachsen. Dieser Zusammenhang tritt in dem „Zweiten Stück" deutlicher als in dem ersten hervor. Allein auch für sich betrachtet ist die aufgefundene Fortsetzung von nicht geringem Werthe, und besonders die zweite Abteilung, ein Zeugnis von Herders früh entwickelter Sprachbeobachtungsgabe, ist zugleich als eine Urkunde zur Geschichte des Deutschen Stils merkwürdig.

Die Originalausgaben der beiden bedeutendsten Schriften Abbts, Vom Tode fürs Vaterland (Berlin 1761) und Vom Verdienst (Berlin und Stettin 1765) sind selten. Daher empfahl es sich, die zahlreichen Verweisungen, mit denen der Torso auf sie Bezug nimmt, auf die von Nicolai besorgte Gesammtausgabe „Thomas Abbts vermischte Werke" (Berlin und Stettin) zu reduciren. „Vom Verdienste" bildet den ersten Teil derselben (1768), das ältere Werk eröffnet den zweiten (1770). Beide Teile sind einzeln öfters aufgelegt (I. zum 4. Male 1790), mit wenigen und geringfügigen Änderungen im Satze, welche auf die Seitenzahl nicht eingewirkt haben.

Ich habe schließlich einige Äußerlichkeiten zu berühren, die nicht unbesprochen bleiben dürfen, und mich über orthographische

und ökonomische Maximen zu erklären, denen ich bei Herstellung dieses Bandes gefolgt bin.

Es wird dem auf dergleichen eingeübten Auge eine Verschiedenheit auffallen, die zwischen der Ersten und Zweiten Sammlung der Fragmente, zwischen dem Ersten und Zweiten Stück des Torso hinsichtlich der Wiedergabe des scharfen S-Lautes besteht: dort im Ganzen eine Orthographie, wie sie noch heute gäng und gäbe ist, hier die Tendenz, den Laut uniform mit ß auszudrücken. Jenes ist die Gottschedische Weise, welche von Setzern und Correctoren der Breitkopfschen Officin (vgl. die Endbemerkung I, 548) ohne Rücksicht auf das Manuscript (außer etwa unabsichtlich bei Eigennamen: Leßing, Roußeau, Oßian, und Fremdwörtern: Claßisch, Succeßion) beobachtet worden ist; dies die originale Schreibweise Herders.

In der Hauptsache war Herder der Leipziger Orthographie zugethan (vgl. I, 188, 92. 93.); für die Schreibung des S-Lautes aber nahm er seinen eignen Weg. Von früh ab als Lehrersohn wie als Abschreiber voluminöser Werke seines unliebenswürdigen Patrons Trescho an eine exacte Orthographie gewöhnt, hatte der junge Autor, seit 1765 zumal, wo er Verweser des Deutschen an der Rigischen Domschule ward, ein dringendes Anliegen, auf verständige, einheitliche Orthographie[1] zu halten, ein Interesse, das er sich von da ab bis in die letzten Lebensjahre rege gehalten hat.[2] Daher denn auch sein Versuch, den Misstand, den die willkürlich verschiedenartige Bezeichnung des S-Lautes im Unterricht zumal hervorbringt, zu beseitigen. Bis 1765 schwankend, giebt er von da

---

1) Lebensbild I, 2, 45. (Rede bei der Einführung 27. Juni 1765)

2) Vgl. Erinnerungen III (WW. z. Ph. u. Gesch. Bd. 22 kl. A.) S. 42.

ab dem ß in der Mitte der Wörter den entſchiedenen Vorzug; in der Silbenteilung ſchreibt er ſ-ſ, am Wortſchluß verwendet er das s in etwas weiterem Umfange als wir. (Maas, ſeltener Maaß; (er) ließ, ſeltener lies; dies, ſelten dieß). Die Verdoppelung des ſ geſtattet er ſich ſtatt des ß ſelten nach kurzem, ſehr häufig aber, und wie es ſcheint principiell, nach langem vocaliſchem Laute (deßen, daßelbe, müßen; viel ſeltener deſſen, daſſelbe, müſſen; auſſer, bloſſe, Silbenmaaſſe; ſeltener außer, bloße, gewißermaaßen; genieſſen und genießen u. ſ. w.) In Verbindung mit t einfaches ſ: muſte, wüſte; viel ſeltener mußte, wüßte. Man ſieht, es entwickelt ſich hier eine eigenartige, auf Einfachheit zielende Obſervanz, ein Verſuch, der ſich doch nicht zur Feſtigkeit einer Regel durcharbeitet. An der Umſetzung ſeiner Orthographie nach Gottſchediſchem Canon hat Herder jedoch keinerlei Anſtoß genommen, das zeigt ſich an dem Rigiſchen Handexemplar der Fragmente. Im Gegenteil: unmerklich gewinnt es ihm die Geſtalt ſeiner gedruckten Werke ab, daß er ſeiner eigenen Uſance untreu wird, und ſchon hieraus erklärt ſich zum Teil das an den gegebenen Beiſpielen erſichtliche Schwanken.

Bei dieſer Sachlage war an einen Ausgleich nicht zu denken, eine Entſcheidung, welche den einen der beiden Teile zu Conceſſionen genötigt hätte, ebenſo unerlaubt. Blieb alſo nur das Suum Cuique. Für den aufmerkſamen Leſer („Seher" würde der junge Herder kurzweg ſagen) fällt hierbei ſogar noch ein Gewinn ab: das Vorwalten des ß wird zu einem Erkennungszeichen für die aus dem Schatze der Handſchriften jetzt erſt gehobenen Werke. Anderen befürchte ich wenigſtens kein Ärgerniß mit meiner Peinlichkeit zu geben. Weniger peinlich als der Autor ſelber durfte ich es nicht halten. Und Herder nahm es mit der Orthographie,

bis auf Schriftart und Silbentrennung, sehr streng;[1] ihm war es damit so ernst, daß er in seinem Plane zu einer „Deutschen Akademie," welcher die Reinhaltung und Fortbildung unserer Sprache obliegen sollte, ausdrücklich die Sicherung und Verbesserung der Orthographie und Interpunction als ein höchst beachtenswerthes Ziel namhaft macht.[2]

Nun noch ein Wort über die Behandlung jener aus den Handschriften mitgeteilten Stücke, welche diesen Band mehr als zur Hälfte füllen. Häufig sind hier in den Text Verweisungen auf den ersten Band eingefügt, wie auch der Autor immerfort auf die erste Ausgabe seiner Fragmente verweist. Seine Weisungen an den Drucker der zweiten Ausgabe verwandelten sich naturgemäß in Fingerzeige für den Leser. Nicht einen Schritt wagte ich hier weiterzugehen, und geflissentlich habe ich mich davor gehütet, durch Vereinigung des gedruckten mit dem noch ungedruckten, des älteren mit dem neueren, dem Leser die Aneignung zu erleichtern. Bequemer wäre das gewesen; aber der Eindruck des Werdenden, den dieser Band mehr als irgend ein anderer machen muß, wäre damit verloren gegangen. Je größer meine Befriedigung war bei allmählichem Entdecken und Zusammensetzen dieser mit einer geläuterteren Glut, mit reiferem Wissen als das meiste im ersten Bande, und mit einem freudigen Behagen an dem ersten großen Autor-Erfolge

---

1) Seine Abneigung gegen die von den Schweizern begünstigte Antiqua: I, 164, 49. II, 141 Z. 16. Briefe z. Bef. d. Hum. 9, 171 fg., am schärfsten in einem Briefe an August Herder (1800), Aus Herders Nachlaß II, 459. — Entscheidung für die Gothische Schrift: II, 36, 56. Krit. Wäld. III, 72. — Silbentrennung, Briefe an J. H. Merck (J. 1835) S. 21. — Orthographische Meditationen: I, 232 fg. Über den Ursprung der Sprache S. 13.

2) Adrastea 6, 215 fgg. 223 fg. 1, 60.

verfaßten Aufsätze — eine Befriedigung, wohl vergleichbar mit dem Entzücken des Archäologen, der eine zum größten Theil gut erhaltene Mosaik aus bester Zeit unter Schutt und Trümmern aufdeckt — um so mehr mußte ich dem Triebe des „Liebhabers" widerstehen, der das bruchweis gebotene, größeren Genusses wegen, zu einem Ganzen auszufüllen begehrt. Um so mehr in meinem Falle, da der Meister es absichtlich unterlassen hat, die letzten Steine und Stifte einzufügen. Nicht anders durfte ich mich zu der freilich im Druck, doch eben nur als „gedrucktes Manuscript" vorliegenden Ersten Sammlung der Fragmente verhalten.

Und so ist auch diese Einleitung nur ein bloßes Neben- und Überdach für das letzte Drittel des Bandes, während alles vorangehende schon durch die erste Einleitung gedeckt ist. Den ergänzenden Charakter teilt sie mit dem Inhalte des Bandes selber; am vorteilhaftesten wird es deshalb für Text und Einleitung sein, wenn dem Leser stets der erste Band seitwärts zum Auf- und Nachschlagen bereit liegt.[1]

---

1) Für den erklärenden Anhang gilt das Schutzwort in der Einleitung des ersten Bandes (S. XLIV); hier wie dort deutet das (R), das mehrmals an schwierigen Stellen begegnet, auf C. Redlichs erprobte Beihilfe. Eine Anzahl philologischer Nachweise und Erläuterungen hat zu dem vorliegenden Bande Karl Schirlitz (in Nordhausen) beigesteuert. (Sch.)

Ueber

die neuere Deutsche Litteratur.

Fragmente.

Erste Sammlung.

Zweite völlig umgearbeite Ausgabe.

Riga,
bei Joh. Friedrich Hartknoch, 1768.

Vorrede.

In der ersten Ausgabe erschienen diese Fragmente als Beilagen zu den Briefen die neueste Litteratur betreffend. Sie unternahmen es, die Critik dieses nützlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtsprüchen desselben zu widersprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nützliche Betrachtungen der Briefe sollten zum Grunde gelegt, und an sie Materialien zu einem Gebäude der Litteratur in den letzten sechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe sie bis zur Hälfte gekommen ist: wenigstens findet es der Verfasser der Mühe werth, zuvor einige Baustücke besser zu ordnen, und dem Leser von seinem veränderten Plane Rechenschaft zu geben.

Beilagen von der Art, wie ich sie liefern wollte, hätten sich, wie ich denke, ihrer Nachbarschaft würdig machen können; die beste Nachbarschaft hat indessen immer Vortheile und Nachtheile — und zum Unglück wird die Menschliche Bequemlichkeit eher diese, als jene inne. Und so ist auch mein Nachbarn mit den Litteraturbriefen ihnen, mir selbst, und vielleicht auch den Lesern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerrissen und zusammengefügt, die blos in meiner Absicht zusammen, oder von einander gehörten. Mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um was ich wollte, zu sagen. Dem Leser: dem die Ungleichheiten der Schreibart so vieler Verfasser, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Last werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf: er verführte mich auf kleine Abwege,

unterbrach meinen Gang bisweilen, und also ehrlich und gut! Wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung, und scheiden jeder seinen Weg. Indessen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zusammen spatzieren.

Das Wort Beilagen ist also vom Titel: die meisten eingerückten Stellen, die sich ausmustern ließen, sind aus dem Buche weggeblieben; das Ganze ist bis auf kleine Theile umarbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publikums zu Nutze gemacht: und ich darf sagen, daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigstens hat sie mir beinahe eben so viel Mühe gekostet. Die erste Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache: die zweite über die Griechische Litteratur: die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern vollständiger, als zuvor reden: so fern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Litteratur neue Wendung und Gestalt gegeben. Alles in der ersten Ausgabe, was sich auf die Litteraturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung, und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theil als Zugabe angeschlossen werden. So sind ja fleißig genug die Brocken gesammlet, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indessen nur Fragment, und ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik: die zweite für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst: den dritten Theil für gar keine Standesmäßige Anpreisung der Römer; den vierten endlich für eine sehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu sehen, daß ich blos Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, so fern es mir die Muse rieth — die Gelegenheit es erlaubte — und eine Stelle der Briefe, oder ein Buch es erforderte. Man will also etwas, was ich nicht mag, wenn ich alle unsere Classische Schriftsteller, oder Dichter zur Schau aufführen soll: wer hat mich dazu gedungen? wo habe ich dies versprochen? und war denn schon mein Buch

zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillschweigen übergangen? Es ist ja ärgerlich, wenn man einem Schriftsteller ein Geschäffte aufdringen will, dazu er sich nicht verstanden, und Fragmente über die letzten sechs Jahre als ein Lehrgebäude der schönen Wissenschaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber ists, wenn man ihm in die Rede fällt, und z. E. einen Dichter zurück gesetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt, als Deutscher Pope zu erscheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke, und oft mit Anspielungen geschrieben: wer es für den Zweck meines Hervortretens ansieht, diese Blumendecke zu zeigen, denket von mir klein; wer aber gar träumt, daß sie das Panier einer neuen Sekte des Geschmacks, und ich das Muster einer sonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Gesicht gesehen. Was gehen meinem Stande und meiner Denkart alle Schulen der Aesthetik, alle Sekten der Journäle, alle Classen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? Nichts ist unanständiger, als in solchen Gesichtspunkten beobachtet zu werden, für den der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Lohn hat. Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht: und dorfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben, wie ich wollte.

Inhalt der ersten Sammlung.

Seite

I. Einleitung: Die Sprache wird überhaupt betrachtet:

1. Wie sie als Werkzeug der Wissenschaften ausgebildet werden müsse: 3
2. Wie sie sich als Behältniß und Inhalt der Litteratur betrachten lasse bei Menschen überhaupt, bei einer Nation, bei einem Stück der Litteratur, bei einer Schule, und bei einem Schriftsteller. 11
3. Wiefern sie den Wissenschaften Form gebe: Schranken der Menschlichen Erkänntniß überhaupt, Gestalt der Litteratur eines Volks, und jedem denkenden Kopf eigne Gesichtsbildung. 19
4. Michaelis Preisschrift über die Sprachen wird hiernach beurtheilt: 29
5. Noch rückständige Fragen vorgelegt: 34
6. Auf unsere Sprache angewandt, ... 38
7. Und mit einem Amen beschlossen. 42

II. Fragmente über die Eigenheit unserer Sprache. 44

1. In ihren Barbarischen Consonanten, die durch Doppellauter verstärkt, ... 46
2. Durch mehr als fünf Selbstlauter abgewechselt, und durch Hauche gemildert werden. 50
3. Ueber die Sylbenmaaße, die unserer Sprache natürlich sind. 57
4. Vorschläge für das Klopstockische freie Sylbenmaaß zu Dithyramben, Oden, Kantaten, Lyrischen Gemälden zum Theater, und zur Deklamation. 61
5. Das sogenannte Brittische Sylbenmaaß, für unsere Sprache betrachtet; und von dem lebenden Wohllaut derselben. 67
6. Ueber die Machtwörter unserer Sprache, und wer aus ihnen unsere Schreibart verstärket? 74
7. Aussicht über die Inversionen überhaupt, die 81
8. Auf neuere Sprachen, die Deutsche und Französische vornehmlich angewandt wird. 87
9. Anpreisung Idiotistischer Schönheit für Schriftsteller der Laune, für Dichter und Prosaisten des Umganges: Idiotismen sind der Nation, den Schriftstellern selbst, und den Sprachweisen nützlich. 95

Seite
10. Was könnte man unserer Schreibart für Charakter geben? Für welchen Abwegen hat sie sich zu hüten? 107
11. Charakter einiger neuern eigenthümlichen Schriftsteller: 123
12. Zugabe, die von Classischen Schriften unserer Nation redet. 140
III. Fragmente über die Bildung einer Sprache: wo ein Roman von ihren Lebensaltern voraus geschickt, und ein Weg eröfnet wird, sie zu erklären 147
1. Ein Labsal auf diesen Weg: wie angenehm, wie nützlich, wie unsicher es sey über den Ursprung einer Erfindung, und insonderheit der Sprache zu philosophiren! 158
2. Ob man einen Göttlichen Ursprung annehmen müsse? Beiläufig wird die Süßmilchische Schrift geprüfet. 167
3. Von der Sprache eines Volks in ihrer Kindheit, nach einzelnen Merkmalen errathen 174
4. Wie fern sich eine Poetische Sprache daraus machen 186
5. Und von uns nachmachen läßt? z. E. in Homers Sylbenmaaßen, Periodenlenkung, und lebenden Rhythmus? — 190
6. In Inversionen? in Machtwörtern? Warum ich hierüber blos Homer zum Beispiel nehme? 201
7. Ueber das männliche Alter der Sprache. Wie in ihm die Poesie Kunst, und Prose die Natursprache ward? Jenes am Tyrtäus, den Theaterdichtern, und Pindar; 205
8. Dies an Herodot, Xenophon und Plato gezeigt: wo die schöne Prose nicht weiter verfolgt, ... 216
9. Und Geddes Buch über die Schreibart der Alten beurtheilt wird. 224
10. Von der Philosophischen Sprache im strengsten Verstande; einigermaaßen an Baumgartens Schriften gezeigt. 228
11. Michaelis Einwendungen gegen die gelehrte Sprache werden geprüft. 237
12. Wie viel die Philosophische Sprache nachlasse, daß sie für uns fruchtbar, sicher, bequem und bildend sey? 241
13. Hiernach bekommen alle Plane zur Verbesserung der Sprache ihre Richtung: von der Philosophischen Seite werden die Sulzerschen Vorschläge erwägt: 251
14. Und wiefern Uebersetzungen Mittel zur Sprachenverbesserung sind, im Ganzen betrachtet. 260
15. Beschluß über das Ideal der Sprache, mit Zusätzen begleitet. 267

1.

3

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Litteratur derselben: und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert, jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Litteratur eines Volks, ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennen lernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen; ja beide mit einer Mühe erweitern; denn großen Theils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Litteratur allein muß man die Sprache ansehen; sondern auch als Behältniß und Inbegriff; ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht: so wird uns ein Philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Litteratur zu nähern. 4

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften: so ist ein Volk, das ohne Poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache glückliche Prosaisten, und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Unding. Man trotze meiner Behauptung, und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestiren: man bringe einen schlüpfrigen Crebillon in das Lappländische, und den Aristoteles in eine der wilden Sprachen, die keinem Abstrakten Begrif Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Litteratur, entweder von selbst hervor geschossen, oder hinein gepfropft ist — unendlich von einer andern unterschieden, die man in Absicht der Wissenschaften Idiotisch nennen muß. Und es musten, wie mich

dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre
rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will!
5 die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren
innern Beruf fühlten, daß sie gebohren wären, um ungedachte
Dinge zu denken, und ungesagte Worte zu sprechen: so folgten sie
dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache, um zu schaffen: jedes
Hinderniß ward ihnen wie nichts, und zum Denkmal einer That;
sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache
ward, wie Isocrates sagt, die Bezähmerin der Wilden, und wie
man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und
Poesie zu bereiten sucht: der ebenet eben damit den Boden, daß
er Gebäude und Palläste trage. Oder noch mehr! er liefert dem
Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donner-
keile geschmiedet: dem Redner seine Rüstung geglänzet: dem Welt-
weisen Waffen geschärfet, und jedem andern, der bloß für das
Auge dastehet, hat seine vorräthige Hand, Anzug, Putz, und wie
oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschaffet. Nur
Schade! daß Jupiter das Verdienst seiner unterirrdischen Cyklopen
6 so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige
Hand küsset, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung
hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Eng-
ländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissen-
„schaften an, die dazu verdammt sind, auf dem Pfade der Erkennt-
„niß und des Witzes, nur die Dornen und Hecken auszurotten.“

Ich gebe es gern zu, daß die Helden und Halbgötter in der
Litteratur keine Vorläufer nöthig haben mögen, um vor ihnen den
Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlan-
gen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer
ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das
alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der
Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern
Nachfolgern, ihren Brüdern aus Menschlichem Geblüt zu Hülfe
kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werk-

zeuge quälen, und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande
ausstellen, oder zu eigner Schaam verbergen müßten. Kann man
diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen: so
erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nach- 7
her ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu, daß nicht Sprachkünstler, sondern
Arbeiter auf eigne Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gat-
tung der Schreibart so anzupassen, daß beide zusammen zu wachsen
scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel
mehr, als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem
Stralenangesicht auftritt, mehr auf, als hundert Leichenfackeln der
Grammatiker. —

Ja ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind
die ersten, die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen,
zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange, bis es
gut zum Anschauen und Aufhängen ward: sie krümmeten, und
dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde: sie schnitzelten
am Bogen, bis er brach — unselige Kunstrichter, und Regeln-
schmide! — Allein um so gelegner und wie geruffen sollten solche
kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter
Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in
den Händen einer heiligen Regellosen Unbesonnenheit Wunder thut. 8
Desto angenehmere Gäste sollten uns die seyn, die unserer rüstigen
und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben, und alte
Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pan-
cirolli unter seinen rebus deperditis nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ists doch
mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht
haben, wozu wir sie wollen? was sie seyn kann, und seyn soll?
denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie so, wie sie
gewesen ist. Wie? ist denn alles, was zum Dichterischen, Prosai-
schen und Philosophischen Ausdruck gehört, schon so genau bestimmt,
daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allge-
meinen Casuistik dienen kann? Ist in ihr alles so entwickelt, und

ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schrei-
ben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß,
der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Son-
derling im Styl seyn will, wären denn auch nur die gewöhnlichen
9 Postgänger der Schreibart, auf ihrer alten geschlagenen Landstraße,
für allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesun-
der Verdauung nicht oft etwas härtliches aufs Herz stoßen? Sollte
unsere Sprache schon so weit seyn, daß man in ihr, und in jeder
Gattung der Schreibart alles so sagen könnte, als man es sagen
will, und muß, so sagen könnte, daß nichts *außer* und *über*
dem gesagten ist? Kurz! ist die Sprache, als Werkzeug der Litte-
ratur vollkommen, schön, bequem genug? —

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere
besten Uebersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen, unsere beste
Journäle auf, die oft nicht zu entscheiden wissen, unsere besten
Grammatiken und Prosodien auf, die keine Deutsche Grammatiken
und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in
allem, *was* sie *in* der Sprache dachten, so weit unter uns, als
es uns oder ihnen belieben mag — in dem, *wozu* sie die Sprache
machten, waren sie weit über uns. *Was* sie mit dem Werkzeuge
ausgerichtet haben, mag viel oder wenig seyn; aber *wie* sie *über*
ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben, läßt sich nicht verkennen,
10 und sollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht
eben durch diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert seyn?
Wie arbeiteten sie nicht an ihrer Sprache, und darum gerieth ihnen
auch *in* derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben, wie dürftig die Unsere, auch an
den unentbehrlichsten Hülfsmitteln sey, wenn man die Hülfsmittel
insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften
betrachten will. Wenn jener Arabische Weise sechzig Kameele allein
mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte: so gehört
kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker weg-
zutragen: denn die meisten unserer vielen Deutschen Gesellschaften
haben an dies edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht,

ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur so fern dies Machwerk Mechanische Arbeit foderte: und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer Philosophischen Werkstäte und Rüstkammer zuspräche?

---

2. 11

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältniß und Inhalt der Litteratur — wie viel freies Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache, als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermäßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dies große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie seyn mochten: neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit, und vermehrten sie: jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei: jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein, und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren: ärmere liehen davon, und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen — Heldenmäßige Räuber 12
wusten sich blos durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. —

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermäßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume: giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch, und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben,

aus mancherley Geschlechtern und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier blos den Riß des Gartens in todten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird blos bei der dürren Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?

13 Und dies Materielle der Sprachen, der große Gedankenvolle Raum, den sie einschließen, wird sich in verschiednen Ausdehnungen betrachten lassen. Es giebt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Känntnisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel: er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen, und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik seyn, die wir jetzt blos dem Namen nach in den Registern unsrer Philosophischen Encyklopädien finden: eine Entzieferung der Menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dies ist ihre Nationalsprache: ein Vorrath, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahmen, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat, als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern: ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn
14 bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation! wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles, was dieser Nationalschatz eignes hat: Ursprung, Geschichte, und wahre Art dieser Eigenheit: Das Besondre desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses: das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit, und in Mißgeburten: Münzen, die wohl oder übel geprägt sind: Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit, oder innern Werth, oder durch ihre Geschichte empfehlen:

Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen: Figuren von außerordentlich leichter oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingebohrne der Sprache, ihr mit begierigem Ohr hörete. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen 15
durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken: wie viel verschiedene Gränzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im Kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören. So verschieden wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabtheilungen fallen, die aber so durch einander laufen, daß wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte: man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne, wer da will, die Gränzen, die dort jede Hauptdoktrin, hier jeder merkwürdige Stand; dort jede sonderbare Denk- hier jede eigne Lebensart: dort jede Sekte, hier jede Zunft um sich ziehet, so daß jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staates 16
kundig ist: so vernünftle er darüber, was dieses ganze Heer von Dialekten für Würkungen auf das Ganze habe, was für Nutzen es der Republik bringen könne, wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sey: wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers, noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leiden. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzten und

erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dörfte wohl das meiste Eigenthum, und der meiste Schatzungsanschlag kommen: da die herrschende und gangbare Schriftsteller, die Archonten und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts Eignes haben, und Nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namenspiel aus der Griechischen
17 Sprache, die den Eigenthümer (ιδιωτης) zugleich Privatmann, und unkriegerischen Bürger nennt, und ihn dem Befehlshaber (αϱχοντι) dem Tyrannen, und dem Krieger entgegensetzt.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden; eine Sprache, als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Litteratur, einer Schule, eines Schriftstellers anzusehen: mein Blick erweitert sich, wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die Abstrakte Weltweisheit, die Litteratur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft, und was das beste ist, die Känntniß der Seele erhalten müste. Alsdenn würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte: alsdenn erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen, und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen: alsdenn erst würde man ein Feld der Litteratur aus dem andern kennen, und jedem sein Recht wiederfahren lassen, so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt: Zwistigkeiten ent-
18 scheiden, die sich blos hierdurch entscheiden ließen: Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter, und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdenn so mancher vergebliche Rangstreit: leere Wörterkriege: ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eignen Lichte, bekäme auf der Charte durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Gränzen: in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner: eigne Produkte und Verfassung, eignes Feuer und Heerd. Die Encyklopädie und die

Geschichte der Wissenschaften, bekäme mehr Abstechendes der Klarheit, mehr Unterschiednes der Deutlichkeit, und mehr Fruchtbares der Erfindung wegen — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte bevestigt hatten, das Eitle, für welchem auch das Heiligthum der 19
Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt, und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts leiden wollen, als was dessen würdig ist — Vielleicht wundert sich mancher, daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe, allein ich habe mehr Recht, mich zu wundern, wie man noch so wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein Vehiculum „Menschlicher Gedanken und den Inhalt aller Weisheit und Kännt„nisse" hätte ansehen können.

3.

Sie ist noch mehr als dies: die Form der Wissenschaften, nicht blos in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten: wo in allen Theilen der Litteratur Gedanke am Ausdrucke klebt, und sich nach demselben bildet. Ich sage in allen Theilen der Litteratur: denn wenn man glaubt, daß blos in der Critik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst, vieles 20
vom Ausdrucke abhängt: so setzt man dieser Verbindung zu enge Gränzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Zunge bilden, sind also unsere erste Lehrerinnen der Logik: bey allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck: in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache, so wie die Seele den Körper: die ganze anschauende Erkenntniß verbindet die Sache mit

dem Namen: alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich
am letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder
böse Folgen gegeben, daß man mit Worten, und oft nach Worten
gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs eine fragmen=
tarische Abhandlung darüber gebe: wie der Gedanke am Ausdrucke
klebe? so fahre ich hier blos im allgemeinen Tone fort.

Ists wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und
durch Worte denken lernen: so giebt die Sprache der ganzen Mensch=
21 lichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß auch blos
auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied
zwischen uns und höhern Wesen seyn, wenn man von beiden den
Ausdruck Homers brauchen will: so heißt es in der Sprache der
Menschen; aber die seligen Götter nennen es anders. Es muß diese
allgemeine Betrachtung der Menschlichen Erkenntniß durch und mittelst
der Sprache eine negative Philosophie geben; wie weit sich die Mensch=
liche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher
heben kann? wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil
man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann? Wie vieles würde
man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei
denken: falsch denken, weil wir es falsch sagten: sagen wollen, ohne
daß wir es denken können. Ein Mann, der diese negative Weltweisheit
hervordächte, stünde an dem Umfange der Menschlichen Erkenntniß,
wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein
Haupt nicht erheben, und in freie Luft umherblicken könnte: so
wagte er doch seine Hand hinaus, und riefe: Hier ist Leeres, und
22 Nichts! Und der hätte in einem andern Verstande die höchste
Sokratische Wissenschaft: Nichts zu wissen! Irre ich nicht: so
würden sich alsdenn aus unserer ganzen Metaphysik von der Onto=
logie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen,
denen blos die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben
— und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen.
Ueber nichts läßt sich mehr zanken, als was keine Parthei versteht,
und leider! ist die Menschheit zu nichts geneigter, als erklären zu
wollen, was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären, was da
ist, oder was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen
wir vernehmliche Töne in verständliche Wörter, und verständliche
Wörter in deutliche Begriffe um. So lange läßt sich also eine
Sache zergliedern, als Wörter für ihre Theilbegriffe da sind —
und so lange eine Idee erklären, als neue Verbindungen von
Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das
Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so
unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Al-
gebra das Produkt von verschiedenen Combinationen der Zeichen 23
nicht seyn kann: — und was kann also auch selbst in den
tiefsten Boden der Abstrakten Wissenschaften die Sprache nicht für
Eindrücke graben? Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen
Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und känntlicher; und
im gemeinen Leben ists ja offenbar, daß denken fast nichts anders
sey, als sprechen.

Jede Nation spricht also, nach dem sie denkt, und denkt,
nach dem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in
dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies nie-
mals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem
Innern nicht blos werden sahe, auch werden hieß: sondern ein
äußerer einseitiger Gesichtspunkt: so ward derselbe zugleich mit in
die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller
Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in
ihn eingeschränkt, oder ihm mindstens genähert werden. So wurden
Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt, wie vor-
theilhafte oder nachtheilige Vorurtheile: zum Vortheil oder Nachtheil
hingen sich Nebenideen an, die oft stärker würken, als der Haupt- 24
begriff: zum Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit
wesentlichen verwechselt: Fächer gefüllet, oder leer gelassen: Felder
bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt: die drei Göttinnen der
Menschlichen Känntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend wurden
so national, als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels= und Erdstriche richtet: wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Litteratur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. Die Litteratur wuchs in der Sprache, und die Sprache in der Litteratur: unglücklich ist die Hand, die beide zerreißen, trüglich das Auge, das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der Morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache, wie ein Morgen=
25 länder versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem Griechischen Himmel gleichsam gebildet worden; wer mit fremden Augen sieht, und mit Barbarischer Zunge von Griechischen Heiligthümern schwatzen will: den sieht Pallas nicht an: der ist ein Ungeweiheter im Tempel des Apollo.

Die Litteratur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt: und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen, und Sitten, von Denk= und Seharten, von Sprachen, und Wissenschaften, alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Litteratur ein wahrer Proteus zu seyn scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolget. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt: geerbte Wahrheiten bis zum Unkänntlichen umgepräget: halbverstandne Begriffe zu Gespenstern: unrecht angesehne Gegenstände zu abentheuerlichen Gestalten: und eine Sprache, die ihre Litteratur aus verschiedenen Himmels= und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat: muß natürlicher Weise
26 ein Gemisch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten seyn, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nach dem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen: nach dem wird sie sich auch der Babylonischen Sprachenmischung nähern, und oft ein Cerberus seyn, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wie wohl in reinen

und eigenen Worten herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den Wissenschaften, die in ihr wohnen: so muß man es unstreitig der Litteratur ansehen können, in wie vielen Händen und Formen sie gewesen: in wie mancherlei Sprachen über sie sey gedacht worden.

Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet: er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß nicht bei jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammen zu han-
gen scheinen: daß nicht blos bei dem einen der Vortrag loser und 27
biegsamer ist, als bei dem andern; (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären;) sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe, und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und Zeichendeutender sey, als bei dem andern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sey es genug, daß wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen: so giebt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phönomene.

Die Materie, über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sey, ist so unermäßlich selbst in einem Plane, der nichts mehr, als Gesichtspunkte hinzeichnen will: daß mich dünkt, mit allem, was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Ich breche also ab, und eile zu einem Buche, das dem Titel nach, alle
meine Lücken vollfüllen, und mehr sagen muß, als was ich sagen 28
dorfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen, und „Meinungen auf Sprachen.“

Und da ein Sprachverständiger, der Orient und Occident kennet, der in so manchen Sprachhypothesen einen Philosophischen und Dichterischen Kopf bewiesen, und überdem vor vielen andern seiner Zeitgenossen den Vorzug hat, daß er gleichsam von Grundaus und auf eignem Boden philosophiren kann, er sey wo er wolle — da dieser der Verfasser ist: so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung herunterschreiben, was Thucydides selbst in seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres *αγωνισμα*; sie solle seyn: *κτημα ες αει*. — Ich lese also mit durstiger Seele.*

---

29 4.

Und habe viel getrunken, ohne doch im geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verf. sagt viel Gutes, und nichts vollständig: Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt: die Aufgabe selbst weder genau genug bestimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen, die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser seyn, denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist, als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts, als der Würkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht thun können. Ueberall, wo er über einzelne Exempel philosophirt, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen andern sprechen, der kleiner ist, als Michaelis.

„Der Gesichtspunkt, in welchem man eine Sache betrachtet, „hat auf die Benennung einen Einfluß — nicht alle Meinungen „fließen in die Sprache über; — meistens nur die Meinungen des
30 „Volks — doch auch oft der Redner, der Philosophen, der Dichter, „und selbst geistvoller Privatpersonen“ — dies ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks, als die erste

---

*) De l'influence des opinions sur le langage &c. p. M. Michaëlis.

Sektion ist: vom Einfluß der Meinungen des Volks in die Sprache,* und nun gehts zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer blos lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Ermel zupfen und fragen, „wovon „redest du? von der Sprache, die gesprochen oder geschrieben wird? „von der Sprache, so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet, „oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des Mundes, oder „von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen Werkstäten? von „dem Naturell und Genie, oder von der Grammatik und dem „Leisten der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Sektion mit so nüchtern Herzen weg, als wir kamen. Die zwote** soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen reden und lehret uns, „daß „es reiche Etymologien gebe, die viel in sich schließen, und auf- 31
„behalten: daß Namen oft Liebe oder Haß einflößen können: daß „ein Reichthum an Kunst und Naturnamen vortheilhaft sei:" nun steht noch ein Paragraph, wie ein da Capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein Christlicher Mensch weiß, was es denn recht sei, das Vortheil bringen? Wem[1] denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden? Und worinn, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen, als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Schaarwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu Statten kommen soll: und denn, daß der Vortheil Ein, ich weiß nicht was? sei, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement,*** das seinen Namen mit allem Rechte trägt, und die so schwere Aufgabe: „was für

*) p. 7—11. **) p. 22—67. ***) p. 68—73.

1) B: wenn

32 „Vortheile hat die Sprache vor allen übrigen erdenk„lichen symbolischen Zeichen?“ mit so leichtem Herzen auflöset, als die folgende: was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander? mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement,* das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen, daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegen sehe, als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammen trägt.

Der dritte Abschnitt** von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen, weiß alles unter folgende Hauptleute zu ordnen: „Reichthum und Ueberfluß: „Vieldeutigkeit und Nebenideen: irrige Etymologien: „und willkührliche Schönheiten können schaden;“ aber wem? und worinn? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meinungen und durch Meinungen — und nun weiß der Fragende eben so viel.

33 Auf den vierten*** Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer, zu denen eine Sprache leiten kann — ein Projekt zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und denn das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sey: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoktor, noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

Ich bleibe bei meiner Materie, und bedaure, daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten: Sprache, Meinung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen, wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe dessen haben könne, der ein solches Thema, wie einen Kanzeltext ansieht,

*) p. 74—78. **) p. 79. ꝛc. ***) p. 140—176.

über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die
Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. — Die
abentheuerlichen Kreuzzüge des Philologen liefern in ihrem 34
ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem
Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan
sagt viel, so wenig die Litteratur Briefe* in ihm fanden, die mit
ein paar Nußschalen davon liefen, und den Kern liegen ließen: er
sagt mehr, als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift** in
den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Bei-
spielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet: er sagt
endlich so viel, daß die Ausführung desselben des Kranzes des
Apollo selbst würdig wäre.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen, könnte ich die Frage
blos aus den drei Punkten ansehen, die ich zum voraus abgesteckt,
und hoffe, daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst aus drei
gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden, und durch sie ein Cirkel
beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache, als das Werkzeug, 35
den Inhalt, und die Form Menschlicher Gedanken, ansehen und
fragen:

Wenn das Menschliche Denken meistens symbolisch ist: ja wenn wir meistens mit, in, und oft nach der Sprache denken; was giebt dies der Menschlichen Känntniß überhaupt für Umriß, Gestalt und Schranken? Und auf der andern Seite wie kann man über den Ursprung, und die Beschaffenheit einer Sprache philosophiren, wenn man die Kräfte Menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich würken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle, und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogene Ideen unter die Menschen führet, und sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet:

---

*) Litt. Br. Th. 15. p. 179. **) Litt. Br. Th. 4. p. 366.

was muß dies wieder der Sprache für Natur geben, daß sie ein Werkzeug ihrer Organen, ein Inhalt ihrer Gedankenwelt, und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Aenderungen, wenn man eine solche werdende Sprache durch alle Grade ihrer Bildung und durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

36 Was muß es der Denkart für Form geben, daß sie sich in, mit und durch eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man also die populaire Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowohl der Materie, als der Bildung nach aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen, und in einem oder andern Gebiet zusammen wohnen?

Was giebt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner für Masse zu bearbeiten, für Vorrath, auf seine Art anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dies für Vortheile und Nachtheile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegen einander stoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philosophen? für das Publikum, das da lieset, und spricht?

Was hat in jedem Theil der Wissenschaften die Sprache für gute
37 und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesem Vorrath geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten gebohren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? In diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten, dort Irrthümer verjähret?

Wie hat der Geist der Litteratur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit, die er verließ? Was nahm er von dem an, was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Litteratur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worinn ist dies

und jenes Volk einem andern vorgekommen, und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand, oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach, oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für 38
diese und keine andere Gattung der Litteratur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich blos neben einander bildeten, von einander angenommen? — — — — — —

Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt, und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf, und wende das gesagte auf meine Sprache an:

6.

Wir haben noch keinen Sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für unsere Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick seyn, einige von diesen Aufgaben untersucht und im Einzeln bestätigt zu sehen:

Wiefern hat auch die Sprache der Deutschen eine Harmonie 39
mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Litteratur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Sylbenmaaßen an, bis zu dem ganzen Naturell derselben an kennen, daß sie unter dem Deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen, und zu würken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben

von ihrer Denk= und Lebensart gesammlet wurde? Wie manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des Deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die Deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und
40 Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wenn gleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die Deutsche Tracht, Deutsches Bürgerrecht, und Deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Litteratur gepfropft sind — wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet, und oft veräbelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Litteratur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Litteratur, so fern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Litteratur, so fern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstil? In der Sprache des Umgangs? Wie weit um sich lesen, hören, lernen, deklamiren und singen zu lassen?

Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Masse zu Gestalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten?
41 Was hat sie für eigene Landesprodukte der Litteratur aufzuzeigen, die in ihr gebohren, genähret, oder vollendet sind?

Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu ersteigen? Und auf der andern Seite, worinn muß sich gegentheils die andere Waagschale wieder neigen? —

Freilich große Aufgaben! denn das Was? und Wie? und Wiefern? fodert nicht blos allgemeine im Traum gesagte Behauptungen: „daß wohl an dem Allen so etwas daran seyn könne;" sondern genaue Bestimmung — Beispiele, die jedesmal das Allge=

meine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — Philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz: ein Schatz für ihre ganze Litteratur: denn der Genius, der über die Wissenschaften eines Volks wachet, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

---

7. 42

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dies Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, uns die myopische Finsterniß, und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre, wie wir diesem Gott unserer Sprache opfern sollen? — Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alcibiades auf den wartete, der[1] ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte. Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses Griechischen Jünglinges nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Spracheanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unserer Litteratur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet: so sei ihm, als meinem Apollo der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die
Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene 43
Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllsteine, die gut genug sind, so lange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine

1) B: die

Handvoll Blumen, in verschiedenen Feldern unserer Sprache gesammlet — spielend und im Vorbeigehen gesammlet; nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebücktem Blutrothen Gesicht zusammen gestoppelt — auf freiem Spatziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Ramler, Breitinger, Bodmer, die Litteraturbriefe und wer weiß mehr? sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen: ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe, wer hinter mir sei.

II. 44

Eine Sprache, die sich in Grammatik und Naturell, und also an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum känntlich unterscheidet: die bei aller Dunkelheit ihres Ursprunges und Geschlechts, doch unstreitig gegen ihre Stiefschwestern und Stieftöchter ein Glied in dem Geschlechtsbaume einnimmt, das Achtung fodert: eine Sprache, die so wie sie ist, nach allen von ihr losgeschnittenen und verpflanzten Aesten, mit allen in sie gepfropften fremden Zweigen, doch als ein selbstgewachsener Stamm dasteht, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen: die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug, die Nation zu fassen und dauerhaft genug, um ihr ewiges Denkmal zu seyn — eine Sprache, die dies ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine *ursprüngliche, eigenthümliche* Nationalsprache? Ist sie es nicht; so
kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden gelehrten Sprachen 45
heißen. Ist sie es;[1] so ist es unsere Deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen: man lerne in den Geist sehen, der sie gestaltet hat, der sie belebt und beweget; so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ohngeachtet aller Völkerwanderungen, und mancherlei Schicksale der Familien, wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden.

---

1) B: ist eine;

Mit ihren Nachbarinnen verglichen, erscheint sie wie ein vestes Land, das mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein Gothischer Pallast für eine Gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine Barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für *αυτοχθονες* ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind: so wollen wir uns doch
46 derselben, als eines Eigenthumes rühmen, und mit Patriotischem Stolze Idioten seyn, nach der Griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Consonanten etwas barbarisches an sich" — so reden unsere weiche Nachbarn, und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat. Laß es seyn, daß man es unserer Mundart anhöre; sie sei unter einem Nordischen Himmel gebildet: laß es sein, daß unsere härtliche Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Sylben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind: ist dies uns zum Nachtheile? Eben dies giebt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen vesten Schritt, der nie über und über stürzt, sondern
47 mit Anstand schreitet, wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauschen unserer Füße, und an dem unübereilten Takt unserer Tritte erkennen und hören: wer wir sind?

Nun sind wir freilich keine Griechen, deren Sprache sang und klang, wie ein Saitenspiel in dem reinen Aether des hohen Olymps; gegen sie mag die Unsere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine

Griechen sein, und die um uns wohnen, sind gegen jene gestellt
dem Lande ihrer Antipoden näher, als wir. Dünkt mich recht, so
stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen
Mitte, so daß wir nicht, wie die Sarmatischen Völker, die Worte
heraus röcheln; noch wie die Seenationen in heiserm Tone däm-
mern; noch wie unsere sybaritische Nachbarn die Worte mehr her-
vor glitschen; noch wie die Britten, mit verschlucktem Tone und
oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend;
nicht aber rauh und unaussprechlich: tapfer, wie das Volk, das
sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich: nicht
unwirthbar gegen Fremde; aber Landstreichern oder zu entlegenen 48
Nationen unfreundlich anzuschauen.

Es sey also, daß ein Römer unsere Sprache schildern würde,
wie Tacitus unser Land: informem terris, asperam coelo, tristem
cultu adspectuque — wenn er sie näher kennete, würde er einen
Bardengesang in ihr finden, der bei seinem rauhen Tone, bei
seinem dumpfen Laut, bei seinem vollen und schweren zurückpral-
lenden Schalle, das Lob verdienet: nec tam voces illae, quam
virtutis concentus videntur: Und was dörfen wir uns unserer Con-
sonanten schämen, wenn sie Concente der Tapferkeit sind, um
Götter und Stammväter unseres Volks, Helden und Erretter der
Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern
unnachgesungen zu singen —

Damit sich aber unsere Laute nicht unter diese gehäufte Con-
sonanten verlören: haben wir mehr Doppellauter und stärkere
Vokale, — zwar wieder nicht als die Griechen, aber gewiß als
unsere Nebensprachen. Wir verlieren viel, daß wir die hohen
Doppellauter des Dorischen Dialekts zum Theil entbehren, und die 49
Dorischen Provinzen Deutschlands lassen diese Fülle hören, selbst
wo sie sich im Lesen nicht sehen läßt; aber noch mehr verlieren
die Franzosen, wenn sie unsere wenigste Doppellauter von Ai bis
Au in ihrer Sprache entbehren, wie sich hier über einzelne Stücke
manches sagen ließe, wenn man sich zur Grammatik herablassen
wollte. — Möchte nur die Dorische offene Fülle, welcher wir uns

in einer hohen Deklamation entfernet nähern, auch in das Innere unserer Sprache so viel Einfluß haben, als sie bei den Griechen desto vollere Blüthen in die Schriftsteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in starken Monologen des Trauerspiels, und in den vollen Chören des Gesanges; oder auch nur in Nachdrucksvollen Lehrgedichten, und in einer gesetzten ädlen Prose, die Sprache zu hören seyn, die im Pindar und Theokrit, in den Dorischen und Aeolischen Schriftstellern

wie Kalliopens Tuba tönet. —

So wollten wir gegen alle pfeifende Troglodyten und viele schnat-
50 ternde Gänse des Kapitoliums das laut sagen, was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „ihr sprechet: meine Sprache schände mich; sehet zu, daß ihr nicht die eurige schändet!“ wie einst der Königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. — Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

Wenn du noch andere fürchtest, o Sohn Teutons,
Als die von Athen: so gehören dir Klopstock
Haller nicht an: Gleim und alle nicht an
Denen ums Grab Lorbeer einst weht.

2.

Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmälich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben, daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vokalen giebt, wo einer mit dem andern zusammen fließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbst-
51 lauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus; daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvokalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen, und einige Nasenlaute der Franzosen.

Diese Mannichfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange
nicht Zeichen genug haben, giebt der lebenden Aussprache so viel
Polytonie, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und
eigensinnige Ohr weit seltener den Vokal wiederkommen höret, als
das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangel-
haften Orthographie wiederkommen siehet. So werden die unge-
heuren Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feine
Auf- und Abstuffungen der Vokale, die das Gehör so bald bemerket,
gemildert: und da der Vokal die ganze Sylbe beleben muß: so
bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr
Abwechselung, die der Barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen, und bemerken, daß unsere
Sprache eben den Vokalen die meisten Modificationen gebe, die
wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung starker Con- 52
sonante, zur Biegsamkeit der Rede am nöthigsten haben: nehmlich,
bei E und J, die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie
statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere
mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß, sie hinzustellen, und
sie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter sind, (ä,
ee und ie) bald neue Buchstaben dazu nimmt, die den Mangel
ersetzen sollen, wie eh ih, und doch überläßt sie der lebenden Aus-
sprache noch immer zu viel. Die Deutschen Jonier sprechen daher
das milde i aus, wo sie es nicht sprechen sollten, im ü: und bei
den Griechen ist das y vermuthlich noch eine feine Stuffe zwischen
i und ü gewesen, die unsere schwerere Zunge nicht treffen kann.
So lindern also auch die häufigen sanften Vokale.

Ferner: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die
Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer
zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; sie ist, wie ein West,
der einen *wollüstigen* Tag *kühlet*, hier den Blumen *schmei-
chelt*, dort düftende Blüthen *verweht*, dort angenehm durch die
Saaten *rauscht*, und hier den Liebling zum Kuß *anglühet*: — 53
lauter Wörter, die sich selbst sanft *forthauchen*, und so gehet in
unserer Sprache die *lieblichen*, *zärtlichen*, *angenehmen* Wörter

durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen. Daher ist das H bei einigen Völkern das Schibolet, woran man kennen kann, daß sie gebohrne Gergesener sind: und die Letten sprechen z. E. Immel und Eute (statt Himmel und Heute) wie andere Völker. — Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter: es giebt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und giebt dem Mitlauter etwas dazu: es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Consonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen; im Physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

54 — Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die Griechische Sprache hierinn nicht an die Morgenländischen, deren Aspirationen, (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so Griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher aus ihr auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen: aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen. Ja, wenn man das Catullische Epigramma kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet: so weiß man, daß die Kleinmeister von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volke zu gefallen, pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müste, und Quintilian noch mehr, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu

schreiben.* Die Nordlichen Völker verschlingen die Aspiration der 55
Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die Lateinischen Länder überschwemmten: so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der Italiänischen und meistens auch aus der Französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer Deutschen Sprache, als einer Originalmundart blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten, so wie
Kinder die sprechen lernen, sich die schweren Vokale erleichtern, daß 56
sie dieselbe forthauchen.**

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nehmlich Genius der Sprache, Eigenthümliches der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also niemand das rauben, was Nationalschriftstellern zur Stütze und Würde seyn kann.

[II, 3. 4. „Natürlich — gültig machen!" Band I, 205[1]—211]

5. 67

Der Sprung ist nur klein von einem Sylbenmaaße, das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern, das sich dieselbe her-
zählen sollte. Man pflegt es das Englische, Brittische, Miltonische 68
zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigen-

---

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, ... [Band I, 188]

**) Noch eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist: so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig; als andere weichere Sprachen: wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. — Allein, wie gesagt, thut dieser Vortheil nichts zu meinem Zweck, und ist mehr zur Spekulation, als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierinn von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird.

thümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung das Deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Sylbenmaaße Meister: er wuste in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen, als andere darinn gelegt hatten; bis endlich sein *Cissides und Paches* es in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeiget. Die beiden Trauerspiele, die Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat, haben eben damit so viel am hohen Theatralischen und fast Heroischen Numerus gewonnen; als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewürkt waren, mögen verloren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Sylbenmaaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt, eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen bestehet, und ein hohes Deklamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es seyn, daß selbst Klopstocks *Salomo* dies Lesbare
69 und Deklamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht, daß unsern Schauspielern die *Weißischen* Trauerspiele am schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fodert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel, von dem, der ihn schreibet und lieset, dahingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despreaux und Racinens Kunststücken weit leichter fällt, zu machen und zu sagen, zusammen und hervor zu zählen.

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Deklamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in Heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer einförmigen Deklamation, die eine halbe Skansion heißen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affektsprache,
70 einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel Mono-

tonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter andern mag es also vielleicht auch daher gekommen seyn, daß die besten Versifikateurs in diesem Stil, Schlegel, Cronegk und neuerlich Clodius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Leßing, und in Affektvollen Stellen Weiße sich mit diesem Sylbenmaaße nicht so recht vertragen können.

Sollte es gar seyn, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären, an jener untheatralischen, undialogischen, und Monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft, und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen: als sey diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? — Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagene Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen, und ein hohes Ziel der Deklamation werden
können? Nur freilich werden sich dieselbe, je mehr sie sich der 71
Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben: nicht sich beständig in Jamben jagen: nicht in einerlei Cäsuren verfolgen: nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten: nicht werden sie sich in das theatralische Sylbenmaaß einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und beweget, wenn das Sylbenmaaß im Dialog zu plappern und zu fragen, zuvor zu kommen und hinein zu fallen weiß: wenn es einer hohen Deklamation, Töne und Ruhepunkte vorzählet: so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Sylbenmaaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken gehet. — Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigte; und am letzten würde uns selbst die Englische Sprache, die in diesem Sylbenmaaße schon so viel Schätze aufbewahret, etwas nachstehen müssen. Alsdenn hieße es:

Deinen Gang auf dem Kothurn, Sophokles
Tönet dir nach Jamb — Anapäst.

72 Was soll ich alle Sylbenmaaße unserer besten Dichter durchgehen, mit der thörichten Anfrage: seid ihr unserer Sprache natürlich? Sie sind da, glücklich da, und dies ist mehr als gnug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine Monotonische Fülle, eine einfache Vestigkeit nicht verkennen, die meinem[1] Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr als alle todte Proportion der Buchstaben, und alle künstliche Struktur der Sylbenmaaße geben kann: giebt uns der lebende Wohllaut, der in unserer Sprache liegt, und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache giebt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba, oder Nomina seyn, malen: sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören: sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe dieser Klangworte durch: oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg, und in
73 seinen Cantaten auch Ramlern, besonders nenne: man gehe z. E. die Uebersetzung durch, die der letzte von Dryden's Ode auf die Musik geliefert; alsdenn erinnere man sich, wie weit Brockes und andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können: und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zusammensetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlet das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand sich auch in Tönen vorbilden höret, wenn es alle diese Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieselbe

1) B: meinen V: mein

einzwingen dorften. Wahrlich! die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen, wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervor tritt: sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht, und sind, wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den 74
Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hören, die da dichten, als ob sie sängen.

Warum will sich kein Deutscher Dionysius, Hephästion und Vossius, in die schöpferische Höle unserer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermusik zu hören, die unsere Klangworte belebt? Und warum wagen sich nicht alle Deutsche Dichter in dieselbe, um sich in diesen Zaubergesang einsingen zu lassen?

6.

Unsere Klangworte sind oft auch Machtworte: an diesen sind wir noch reich und stark; aber reicher und stärker gewesen. Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der Deutschen Schreibart, diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann; wie kommt es denn, daß man so wenig darauf gedacht hat, sie wieder zu erobern? Wie kommts, daß ein Gottsched, bei aller Känntniß Altdeutscher Schriftsteller von ihrer inneren Stärke so 75
wenig hat können ergriffen werden, daß er es wenigstens unterlassen hätte, unsere Sprache zu entnerven. Keine Parthei hat in diesem Stück, dem wahren Genie der Deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer. Waren es nicht noch Schimpfwörter, und Pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässerich, und eben, durch eine Gedankenlose Schreibart, und durch schlechte Uebersetzungen Französischer Bücher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen, und Menantischen Stil wenig Mannheit behalten hatte, und es gilt von dieser Sekte, die sich der Deutschen Sprache mit Willen der irrdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was jener

Griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen
Bettler sagte:

Αμφοτερους αδικεις, τον Πλουτεα, καὶ Φαεθοντα;
Τον μεν, ετ' εισοροων, τον δ' απολειπομενος.

Wenn ein Gottsched Altdeutsche Stücke in seine Sprache über-
76 setzt; wo ist alle Riesenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? Ent-
kräftet liegen sie da, und zerschlagen: weibisch keuchen sie, wie in
ihrer letzten Noth.

Hätte der Patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst
um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem
Schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte; wie hoch hat man
Ramlern und Leßingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen
ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen. Nur
freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben, die
Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen, und kritisch einzu-
führen. Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die
ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern
der Deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie
überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche
länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den Helvetischen
Nationalstolz von den Fremden getrennet sind: so ist ihre Sprache
auch der alten Deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben
unstreitig manches übertrieben; das übertriebene wird freilich durch
den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie
77 zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gott-
schedianer haben ihre Machtwörter, so ziemlich in ihren Pasquillen
gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man
nicht mehr lachen, sondern prüfen, und ihnen nachfolgen. Innere
Stärke kann man der Bodmerischen und Breitingerischen Critik
überall nicht absprechen, und man muß den ersten als einen
Patriarchen ansehen, der ungemein viel dazu beitrug, aus Grie-
chenland und Britannien unsern Geschmack wieder zu stärken.

Selbst einige schlechte Uebersetzungen und Nachbildungen aus
dem Griechischen und Englischen, die in der Schweiz erschienen,

werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die bessern Uebersetzungen daher, sind doppelt schätzbar. Ich will, wenn ich Milton in seiner Sprache lese, noch immer lieber Bodmers als Zachariä Uebersetzung neben an halten: immer lieber Steinbrüchels holprichte Sprache lesen, wenn er uns mehr Griechische Stücke, nur etwas richtiger gäbe; als die süße Sprache des Grillo, der uns über Moschus und Bion. divertirt. Man hat 78
mich unrecht verstanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen ekelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob sie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete. Eine Nation sind sie nicht; aber eine Provinz, und wie ich denke, kann ein Provinzialgeschmack verschiedener Schriftsteller, welche Eingebohrne, und anderer, die naturalisirte Nachahmer sind, ja gute und schlechte Seiten haben, und also in Gutem und Bösen gerügt werden, ohne der Nation schimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in ihrer Sprache und Critik wird; so darf ich deswegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern eben so begierig aufschlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern noch lange „nicht so viel gelernet, als wir lernen könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller,* der bei seinen wenigen Prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der erste Dichter unseres Volks, der, so wie Alexander Macedonien, die Deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden 79
muste: der sich also in ihr eine Schöpfersmacht anmaaßte, diese zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb: ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle ünd Würmer seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben: so sehr sie durch dummes Lob und dumme Nachäffung entweihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den

*) Nord. Auff. Th. 1. St. 26.

Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors spricht; als wenn sie aus den Tiefen der Menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet. Hier ist er für mich am meisten Dichter und Weiser und Psycholog. —

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar, und aus ihm eine Anthologie zu wünschen, die mehr Nutzen schaffen könnten, als eine compilirte Ausgabe, und als das Vorzeigen neuausgefundener Raritäten von diesem wahrhaftig großen
80 Manne. Auch mit Opitzens Sprache sollten wir vertrauter werden, und ein Glossarium über ihn aus dem wahren Geist unserer Sprache, würde uns die stattlichen Veränderungen und Verbesserungen einigermaaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen sich erfrechet hat, ihm unterzuschieben.

Wie nützlich wäre dies Fragment, wenn es einen meiner Leser hinrisse, die Quellen unserer Sprache aufzusuchen, und an ihnen Saft und Stärke zu trinken: ein Trank, der unserer ermatteten lächzenden Schreibart gewiß gut thun müste. Oder könnte es auch nur unsere muntern geschwätzigen Kunstrichterchen beschämen; nicht sogleich das zu verspotten, was sie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden. Erst sollte man doch, ehe man über Deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen: was wahres Deutsch gewesen ist, und bleiben wird?

[II, 7. 8. „Das Deutsche — findet." Band I, 189[1]—197]

94 Ich muß indessen drei Stücke hinzu setzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet; so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umganges und die Poesie, jedes seine eigensinnigste Wendungen nutzen, und ganz zwanglos brauchen wird: wie manches wird alsdenn an Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet:

so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und denn: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet: so viel noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen: so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurück gezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind: — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen wie im Brete, spielen können. Auch in der Ver- 95
kettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind, hüpfen und springen will wie ein Gaukler: sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist.

9.

Unsere Sprache ist reich an Idiotismen, und Idiotismen sind Patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht dorfte nicht aus Attica kommen, und war blos der Lohn der Sieger am Panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schön- 96
heiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet: Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern.

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt: sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller in hohem

Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden
keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboh-
ren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu
befürchten haben.

Eben so schwer lassen sie sich entführen: sie sind wie Gewächse,
die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres
Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation
97 so genau anschmiegen, daß dieselbe in jedem Wort, das ihrer Zunge
entwandt ist, in jedem Zuge, darinn sie sich unvermuthet wieder-
findet, die Freude des Wiedererkennens fühlet, wie, wenn man
unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen
unserer Jugend in einem fremden Lande erblicket. Wie wir als-
denn aufwallen und ihn umarmen: so wallen wir auch dem Eigen-
thümlichen Ausdruck entgegen, der sich mit unsern Sprachwerk-
zeugen zusammen bildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich
aufwuchs, und der uns also an die Freuden unserer Jugend erin-
nert. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer
Schreibart? Auch deswegen weil diese Laune unübersetzbar und ein
heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras:
Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen
gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforschet, und
ihren Humour mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem
Maaß, gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren
Shakespear, selbst, wenn er sich unter die Concetti, und Wort-
98 spiele verirrt — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen ver-
mählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Clima entführt werden
können: Der Dichter wuste den Eigensinn der Sprache so mit dem
Eigensinn seines Witzes zu paaren, daß sie für einander gemacht
zu seyn scheinen: höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande
einer Schöne, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre
jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Und nirgends reizt diese Idiotistische Schreibart mehr, ja nir-
gends ist sie unentbehrlicher, als bei Schriftstellern der Laune,
bei Dichtern von eigner Manier, und in dem Vor-

trage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften *leben* soll.

Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebohrnen, als einer Nationalsprache: so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch würklich schwer seyn, zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahre Idiotistische Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabner ist kein Deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, 99
seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launigten Ausdruck — vielleicht keiner als Leßing, wenigstens keiner so eigenthümlich als er. — Und an einen Deutschen Cervantes, Hudibras, Tristram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt sich bei unserm *Antonio von Rosalva*, bei unserm *Renommisten*, und noch weniger bei andern Schriftstellern kaum gedenken. Die Ursachen von diesem Mangel sind eben nicht so schwer zu finden; aber desto schwerer abzuthun. Daß die Deutschen so *gewaltig* viel Laune in ihrem Charakter haben, mag jemand*) glauben, und in die Welt hinein schreiben, der nichts weniger als eine Deutsche Nationalbühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht errathen kann, warum sie so heißt? Ich für meine Person glaube dies von den ernsthaften, einfachen, und oft gezwungenen Sitten der Deutschen nicht; mag mich aber darüber jetzt nicht einlassen; da ich blos von Schreibart rede. Hier finde ich in unserer ernst- 100
haften Sprache nicht eben so einen Ueberschuß von Idiotismen für das Lächerliche, und lasse hierinn z. E. der Französischen Sprache ihren Vorrang willig. Ich habe vor einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des *Lächerlichen in Sitten*, und des *Lächerlichen* in der *Vorstellung* und dem *Ausdruck*, nach seinem *Hauptbegriff* und seinen *vielerlei* Arten, gewandt: und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil

*) *Löwe* Anrede an die Hamburgischen Schauspieler ꝛc.

diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht, als die Deutschen;
mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht, als wir,
und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den
Körper spricht, als unsere Sprache. Dazu kommt noch die im
Französischen eingeführte Freiheit, komische Wörter schaffen zu kön-
nen, die ihr komisches Lexicon noch immer vermehrt. Ich gebe
also dem Vorredner des Journal étranger wider den Deutschen
Kunstrichter* Recht, daß die Französische Sprache einen größern
101 Vorrath von Lachidiotismen habe, als die unsere — nur freilich
hat die unsere deswegen noch keinen Mangel. Vielmehr stehet ihr
hierinn nichts so sehr im Wege, als das Zierliche, das Regelmäßige,
das Classische, das sich jeder geben will. Kein ungewagtes Wort
soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen
werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist: kein Eigensinn
kann erlaubt werden, so bald er ein Eingriff in eine Regel seyn
kann. Kunstrichter wünschen nichts so sehr, als geläufigen Stil,
Ausdrücke, die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten
gedehnt gnug sind, und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo
keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo alles in
langsamen Schritt, wie ein beladener Maulesel, trabet, das ist
Classisch. Auf einmal sind mit diesem Worte, alle Idiotistische
Schriftsteller weg, denn wer wird nicht gerne Classisch seyn wollen?
Und um dies, ist ja kein anderer Weg, als zu schreiben, wie die
Regelnschmiede, die Pedanten der Reinigkeit, und des Ueblichen in
der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keuschheit einer Sprache
102 an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen?
— was so ist, wie sie schreiben: und sie schreiben? wie alle Men-
schen vor, und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigen-
thümliche Schriftsteller, die ihr nicht so schreiben, die ihr eure
Sprache weiter bringen wolltet: lebet wohl! Man pfeift euch ein
Liedgen nach: Es war einmal ꝛc. u. s. w. man spottet eurer,
statt euch zu hören. Wollt ihr nun nicht verspottet: sondern noch

---

*) Prospekt zum Journal étranger, conf. Litt. Br. Th. 16. p. 8.

drüber gelobt seyn: wohl! so schreibt, wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten Nichts! — So viel Christen sind auf diesem Wege in den Himmel gekommen, und so viel Schriftsteller in den Canon Classischer Autoren aufgenommen, ohne daß sie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verborgenen Schätze gedachten! der Weg ist leichter, sicherer, rühmlicher; lebe wohl, Laune des Ausdrucks!

Darf ichs sagen, daß wir eben dieser Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen, noch so weit hinten sind, uns eine eigenthümliche Prose, die vom Munde weg spricht, zu geben? Wer wird es wagen, ein wahrer Schriftsteller des Volks zu seyn, den höchsten Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? 103
Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer Akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern Critischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abbt nicht geschrieben: und warum ist, seines Stils ungeachtet, ungeachtet des Wenigen, was er geleistet hat, die Trauer um ihn so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern, als Kathedersprache schreiben: so müssen Idiotistische Schriftsteller seyn, die den Bücherton zur Sprache des Umgangs, der Prose die vom Munde weg spricht, herunter stimmen, und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des Philosophischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten: sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achills an einander: „Schild an Schild, Helm „an Helm, Mann an Mann: wie wenn ein Baumeister in der 104
„Mauer des hohen Pallastes Stein an Stein fügt, um den Stürmen der Winde zu trotzen.“ Hierinn waren unsere eigenthümlichsten Dichter am glücklichsten: und wenn man seine Hand stark fühlet, um die besten Idiotismen derselben zu wägen: so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernsts fallen.

Und wären Idiotismen zu nichts gut: so eröfnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammen zu halten, und beide aus einander zu erklären. Mir fällt z. E. ein,* daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe, warum wir *die* Sonne und *der* Mond; andere Nationen aber umgekehrt sagen: weil nemlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Gesichtspunkte nahm und andere Gestalten
105 bildete.** So vermuthet Michaelis *** aus der Botanischen Lebensart der Morgenländer, daß sie die Pflanzengeschlechter gekannt, und sie deshalb also in den Artikeln der Sprache unterschieden. So würde, wenn das Lateinische fusus in herba † unserer Sprache fremd wäre, die Ursache in nichts zu suchen seyn, als daß dieser Idiotismus für unsere kältere und härtere Nationalsprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache sind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geschichte: Uebersetzer von Kopf müssen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können: und der erste, der auf eine Philosophische Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen, wie unter Heiligthümern wandeln: und eben an ihnen sich zum Sprachweisen seines Volks bilden.

Auch bei einem einzelnen Autor giebt die Kühnheit und Art seiner Idiotismen Anlaß, auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe
106 Blick, der die Begriffe, wie Farben im Sonnenstral, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt sich, nach dem ordentlichen Wege,

---

*) Zur Winkelmannischen Schrift von der *Allegorie*, p. 3.

**) Ich finde aber, daß die Deutsche Sprache vielen Wörtern in späterer Zeit das Geschlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. E.
106 *der Sunne*, in *die Sonne*; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. E. *der* Blume, *der* Luft, *der* Rose, *das* Zeit, *der* Christenthum unnatürlich scheint. Siehe die *Proben der Schwäbischen Poesie*, 8. *Vorbericht* XLII.

***) Preisschrift de l'influence des langues &c.

†) Nord. Auff. St. 26.

um ins Cabinet seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betriegt, ein anderer schmeichelt: und ein Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen. Ein kühnes Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniel: findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betriegt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es: wenigstens gab es Gelegenheit zu chymischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die Deutsche Sprache eine Berg- und Weidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu seyn, und wir, trotz unserer Deutschen Gesellschaften, haben hierinn wenig oder nichts gethan.

---

10. 107

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und vest in ihren Sylbenmaaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen: soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben: so nehme ich diese Stücke zusammen, und sage: e r n s t h a f t e P r o s e, t i e f s i n n i g e P o e s i e: dieß ist der Platz, den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr: sie hat ihn schon: hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern: hat ihn in allen Gattungen der Schreibart; nun suche sie ihn nur zu behaupten, und sich für den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellet: hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden; und Gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel, rings um ihren Sitz, oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

108 Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäffet, so daß Nachahmer beinahe zum Beiwort, und zur zweiten Sylbe unseres Namens geworden. Bald von dem uns eignen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verlohren, daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen, und zwischen hin dieselbe auf gut Glück zeichnen müssen, als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verlohren: unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle dämmernde Winkel: unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen: unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu allem noch die Nachahmungssucht dazu kommt: muß man da nicht Patriotisch, wie Hamlet der Däne sagen:

> indeed, it takes
> From our achievements, tho' perform'd at height
> The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an andern, und wenn es besser ist, an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.

[109—115. „Unsere — dono!" Band I, 211[1]—215]

115 Ueberhaupt haben unsere Schriftsteller durch die Lecture, und
116 unsere Sprache durch die Uebersetzung der Französischen Prose, die immer schreibt, als ob sie spräche; merklich viel angenommen. Und da Uebersetzungen, und das Lesen der Engländer jenen fast anfangen das Gleichgewicht zu halten: so ist auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die Brittische Seite neigt, und wir durch die Englische Stärke die Französische Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dies Nahrhafte uns nicht überlade, und ins Uebersatte ausarte. Da z. E. die ersten Uebersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, Poetische Prose enthalten musten: so ward dadurch wider Willen der Uebersetzer jener holprichte Prosaisch-Poetische Stil eingeführt, der unserer

Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Cuirassen, und schwerem Gange; die Prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar:

Great on the Bench, great in the Saddle
That cou'd as well bind o'er, as swaddle:
So some Rats, of amphibious Nature
Are either for the Land or Water.

Und denn die Französirenden leichten Völker, die in Cri- 117
tischen Briefen, und Arzneien und Possen, mit Französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umher schwärmten. So hat auch die Nachahmung der Britten den Geschmack in der Dichtkunst gebohren, der nichts so gern hat als Malereien voll ausgestopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber eben so weit von der Einfalt der Griechen, als der starken Kürze unserer Sprache abweicht.

Auch in der Prose hat sich schon der übersatte Geschmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet, ihn nach der neuesten Mode mit Griechischen Namen und Antiken Bilderchen ausstaffirt, und ihn in dieser für Aug und Ohr und Seele widerlichen Gestalt vorführet. Da dieser geblümelte Stil die neueste Modeschönheit ist: so wird man mich ohne ein Beispiel nicht verstehen — und so sei denn dies aus einer der neuesten Schriften —

Diesmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den Versuchen
aus der Litteratur und Moral, ist so voll Blumen und Wort- 118
schmuck, daß wir darüber fast keine Gedanken sehen, und wenn man endlich mit zwo geschäfftigen Händen Blumen und Blüthen aus dem Wege gescharret, erblickt man ein mageres Skelett der bekanntesten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei seiner gezierten, kostbaren Schreibart weder das volle Maaß eines Antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er schreibt, vor Augen: denn schon sein erster Periode ist mit einem

sechsfachen Und durchschnürt, wozu noch ein Knote von Oder kommt: er ist mit seiner Reihe von Nebensätzen, von Halb-Synonymen nichts mehr, als künstlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfasser zu einer Kleinigkeit die Hand so weit ausholen sehen, daß uns nicht für den Streich, sondern für sein Aufrechthalten bange wird — was können wir anders, als diese mühsame Kostbarkeit beklagen? Er will Pope's Regel anführen: „man müsse die Alten mit dem Geist lesen, mit welchem sie geschrieben!“ Eine Regel, die eben so gut und noch eher aus Quintilian und andern anzuführen wäre, als aus Pope, wenn nicht bei Gelegen-
119 heit des Namens Pope, und eines erborgten Urtheils von ihm, vorher in funfzehn Reihen sollte ein Geklingel voll Belesenheit und
120 Geschmack erregt werden.* Wird dieser Geschmack in der Schreibart wieder Mode, so wie er schon in sehr berühmten, und beliebten

*) Vorrede zu den Versuchen aus der Litteratur und Moral, S. 3 und 4. „Young mag dem Pope den Verdienst“ (der Verdienst merces, und das Verdienst meritum sind wenigstens nach meiner Mundart unterschieden) „Original zu seyn absprechen; hat er die Alten beraubt: so erobert „er wenigstens als ein König, der sich die Provinz huldigen läßt, die er mit „Gewalt einnimmt. Es liegt wenig daran, ob die Gesetze, die er von der „Kritik giebt, aus dem Aristoteles und Horaz geschöpft sind, und dies würde „ich doch nicht allgemein zugeben; wenn sie nur wahr und auf die Natur „gegründet sind. Dieses erleuchtete Genie, das unter dem ernsthaften Didakti„schen Tone eben so lehrreich ist, als unter der Maske des Hudibras und „Martin Skribbler, fodert u. s. w.“ Nun! das heißt eine magere Forderung, ein kritisches Regelchen, das der Verfasser eben so gut, als Pope vorschreiben mag, gelehrt und mit Geschmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht so etwas fodern kann, wenn er auch nicht Original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir um seine Regel zu wissen, zu glauben, es vorher wissen und glauben müssen; „er sei ein erleuchtetes Genie gewesen, unter dem ernsthaftesten Didaktischen Tone so lehrreich, als unter der Maske des Hudibras und Skribblers! Und eben
120 als wenn man, um dies Regelchen anzuführen, sich vorher mit einer Bürgermeistermine darauf einlassen müßte, ob er aus Horaz und Aristoteles geschöpft oder nicht! Dörfte man dem Verfasser seine Worte nicht umkehren, die er hinzu setzt: „wie viel Worte und wie wenig, was sie enthalten!“ zu Deutsch: ne quid nimis!

Büchern als schön und überschön angepriesen ist; — nun! so sind
wir Gott sey Dank! in dem Jahrhunderte zurück, da ein himm=
lischer Redner im Erbauungsstil auftrat: „der Allerdurchlauchtigste
„ꝛc. ꝛc. ꝛc. — König Salomo, ein leiblicher Sohn des großen ꝛc. ꝛc. ꝛc.
„und der tugendhaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. der Weiseste ꝛc. ꝛc. ꝛc. der dreihun=
„dert Weiber ꝛc. ꝛc. ꝛc. — läßt sich im — Kapitel ꝛc. ꝛc. ꝛc. also
„vernehmen.“ — Nun Gottlob! Land! — Das und noch mehr
als das mag der gute Salomo alles gewesen seyn; aber Wohlehr=
würdiger Herr! wer weiß das nicht schon? und wie kommt das
hieher? Jam dic, Postume, de tribus capellis.

Können wir das Gute nicht anders, als im Uebermaaße kosten,
und es nicht anders zeigen, als wenn wirs übertreiben? hieher 121
gehört auch bei unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die
Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern im Perioden sich
häufet, sich stößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung
geräth. Oft verräth diese Verschwendung den Mangel zuerst: so
wie ausgelassene Ueppigkeit mehr den scheinbaren als wahren Wohl=
stand begleitet. —

[121—139. „Wenn — gedacht hatte.“ Band I, 217¹—229]

---

12. 140

Habe ich einen dieser Schriftsteller Classisch* genennet? Will
ich sie für die einzigen guten und vortreflichen ausgeben? Allen
vor und außer ihnen ihren Werth abläugnen? Nichts von allem!
Ich am allerwenigsten mag ein Brabeuta Classischer Schriftsteller
seyn, da ich selbst keiner bin, und seyn will. Aber Deutsche
Schriftsteller, die vielleicht bei tausend Fehlern ihrer Sprache
mächtig, auf eine gewisse eigene Art dieselbe behandeln, — die
sind mir theuer, und so habe ich einige, wie ich sie kenne,

---

*) In das Register der ersten Ausgabe war dies Wort durch ein
Versehen gekommen, daran ich nur halb Schuld bin.

aus den letzten Jahren genannt, und charakterisirt. Wer mir mehr als dies anmuthen will, spricht mit seinem und meinem Schatten.

Und überhaupt ist mirs unausstehlich, daß man mit dem Ehrenwort: Classisch so Schülermäßig spielet, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf sich diesen Namen annaßen könnte.
141 Eben weil ich in diesem Wort mehr finde, als den Kern desselben aus Grammatik und Schuloratorie heraus zu klauben, eben deswegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam. Ueberall höre ich Classisch nennen: was ist denn Classisch? Classisch für wen? Classisch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle diese Fragen übergehen? Und übergeht man sie nicht, wo wird man mit den meisten canonisirten Schriftstellern bleiben?

Man bringt mir z. E. Gottscheds wohlweise Dicht- und Redekunst — ein Classisches Buch? Das glaube ein anderer, als ich; ehe ich sie dafür, und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Mosheims Akademische Lehrbücher — Classische Schriften? für wen denn? zu Classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publikum, als Akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen Classischen Schatz der Deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publikum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schaamröthe auf meinen Wangen auf-
142 gehen! Man fährt fort:* „Mosheims Geschichte des Servetus — Classisch!“ Ich bin noch verlegen! Nun ja denn endlich, wenn man will, Classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger, in nicht mehr als einer Gattung des historischen Stils; weiter nicht! — Jetzt tritt Abbt** an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn sie sind, wie sie seyn sollen, „können unsere Classische Schriftsteller werden?“ Ich zucke die Schultern: kaum! denn bei dem vortreflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache, trete ich vielleicht ihrem eigenen

---

*) s. Briefe über den jetzigen Zustand der sch. W. Breslau, 1755.
**) Litt. Br. Th. 13. p. 98. u. s. w.

Genie zu nahe: wenigstens wird mir dies nur immer die zweite
Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach
derselben, oder derselben nicht zuwider: ist dies aber gnug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der — (nun nehme ich
alle Zweifel zusammen) der wägt ein Buch nach dem Innern
seiner Schreibart, und so kommen die Herrn Gottsched und
Basedow gleich neben an, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeußern
die Probe aushielten. Er will zum Classischen Schriftsteller, einen 143
Autor für die Nation; und nun werden manche unserer Akade-
mischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen
der Schreibart: deren jede ihre eigene Gesichtszüge hat; ein Men-
schengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in
einer Art der Diktion, nicht für alle andere ein Muster seyn. Er
fodert endlich, daß Classische Schriften die Schätze ihrer Sprache auf-
behalten sollen: und so müssen dieselbe durchaus Idiotistisch geschrie-
ben seyn, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der
Welt wäre. Nun sind auch die Abbtischen Uebersetzungen fortge-
schlichen, und ich stehe allein?

Wo sind unsere vielen Schriftsteller, die nach ihrer Materie,
und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den
Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts aufs genaueste ange-
messen, so geschrieben hätten, daß sich nichts anders, nichts besser
sagen läßt? Wo sind solche Schriftsteller in jeder Gattung der
Schreibart? — Antworte doch statt meiner ein allzeitfertiger Kunst- 144
richter, der blos aus seiner Grammatik und Redekunst mit leichter
Zunge antworten kann, und über alle diese Bedenklichkeiten hinweg ist.

Sei Classisch, wer da wolle! ich werde keinem Kränze auf-
setzen, noch rauben: das erste muß die Nation, das andere mögen
Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als sie wünschen, ihnen in
die Hand arbeiten, und sie kenntlich anwenden. — Wollen wir
Classische Schriftsteller haben: so müssen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Musen,
und der Parnaß des Apollo seyn; denn was ist dem Charakter
eines Schriftstellers der Nation fremder, als wenn er mit dem

Publikum, wie mit Schülern, vom Katheder herunter spricht? nirgends sein Auditorium, und seine Werkstäte vergißt? und sich alsdenn neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu dränget. Professor- und Paragraphenstil ist hier nicht das einzige Hinderniß: ein weit größeres ist, den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden, Lesern ihre Gesichtspunkte abzulauren, bilden und
145 nicht unterrichten. Und Gottlob! daß wir schon so halb auf dem Wege sind: schon so weit, daß die Lateinische Sprache nicht mehr für die Sprache Apollo's gilt: so weit, daß unsere Barbarische Muttersprache uns schon anfängt, die liebste zu werden: so weit, daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf Schulen und Akademien leben dörfen, oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben. Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner: er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft: er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide. Wird er dies: so ist die Polhöhe zu Classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an, bis zur tiefsinnigen Philosophie in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenige Schaustücke ist man reicher, als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen, und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbare Schriftsteller, die kein Nationalschatz sind.

146 Wollen sie dieses seyn: so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herab steigen, und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst vieles zurück nehmen, aus andern vieles annehmen kann: so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Muster erwarten, (in den meisten Gattungen der Prose,) vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur Idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache seyn: ob wir Classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen!

III. 147

Der Faden ist einmal gerissen; warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? — Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung — und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heut zu Tage jedem auf der Zunge ist — Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden: und einer ist oft dem andern im Wege. Wie also, wenn es jedem erlaubt ist, zu bilden: so sey es mir doch erlaubt, zu fragen, was bilden heißt? was eine ungebildete Sprache sey? und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe sie ausgebildet erschienen? — Wenn jeder seinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade los zu gehen — ich sehe diese Wege sich durchschneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen; ist es nicht der Nachfrage werth: wo denn alle hingehen? ob sie in ein Zauberschloß der Vollkommenheit zusammen treffen; oder ob man mehr als einen
Merkstab stecken müsse, wo sie hinaus laufen? — Damit will ich 148
nun keinen Fußgänger auf seiner Bahn irre, und keinen Partheigänger, dem alle Wege gleich gut sind, zu meinem Nachfolger machen: — für mich selbst will ich die Sprache in verschiedenen Zeitaltern — auf verschiedenen Stuffen — in mancherlei Gesichtspunkten der Bildung kennen lernen; vielleicht läßt sich denn über ihre Bildung was Gewisses bemerken, was Vollständiges entwerfen, und was Nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die Griechische Sprache* im Auge; allein in und von welcher Sprache haben wir so viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? welche hat sich so ursprünglich

---

*) s. [Neue] Bibl. der sch. W. 4. B. 1 St. [p. 66 fgg.]

und auf ihrem eigenen Boden zur Litteratur gebildet? welche hat sich so mancherlei Gattungen der Litteratur, auf eine ihr eigene ursprüngliche Art anschmiegen gelernt? welche ist in allen Gattungen so vollkommen geworden? und welche hat ihre Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur so viel Platz gelassen,
149 und sich gleichsam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die Griechische! Wenn Urkunden einer Sprache möglich sind; so haben wir sie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibseln und Denkmälern und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammen genommen. Sie ist nicht wie die Litteratur anderer Sprachen ein Baum, der dem Erdreich, als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt, und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann, als durch vorzeitige Früchte: durch Früchte die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am liebsten die Speise der Würmer sind: denn so war die Litteratur anderer Sprachen. Allein die ihrige war wie ein freiwilliger Baum, aus seiner Wurzel in schöner Erde langsam hervorgetreten: aus ädler Natur gebar er ädle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte: so mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfieng; so wurden alle seine Säfte verwandt, und in seine Natur veräbelt: nichts an ihm erstickte durch den überwäl-
150 tigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes: nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächse verbittert: nichts dorfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, seligen Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus, und ward die Krone aller seiner Nachbarn, und die Mutter so vieler Sprößlinge: heilig, wie jene Homerische Buche Jupiters, auf welcher die Göttin der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen, und sich an den Helden vor Troja ergötzten. — Welche also, als sie, ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger; nur wer als ein Grieche, kann sie kennen, betrachten, nachahmen? —

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen: ich muß andere zu Hülfe nehmen: Muthmaßungen aufruffen, — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman.

[151—157. „Von den — Sprache." Band I, 151¹—155]

Einen Roman dachte ich denn wohl eben nicht zu schreiben, 157
da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschie-
denen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart
auffsetzte. Mein erster Augenpunkt war: wie ist sie als Sprache
der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung, in ihrer Kindheit?
Wie muß sie seyn, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur,
in ihr sangen? Wie wird sie sich ohngefähr mit den Sitten eines
Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn
sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum giebt? In Poesie und
Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Gränzen der Kunst,
und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der
Gelehrsamkeit begleiten konnte: sprang ich mit einemmal zur höchsten
Stuffe: wie, wenn sie eine Philosophische Sprache im schärfsten
angestrengten Tone wäre, wie denn? — Dies war die Seele
meines Philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward
die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen: 158
eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vor-
kam; ja aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ
ichs dem Leser, der gelesen hätte und denken könnte, dies Frag-
ment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte, Sprachen und
Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dies nicht gethan;
andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt, über das,
was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche
Geschäffte: mich selbst zu erklären.

1.

Zum voraus aber ein Wort zum Labsal auf diesen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Sprache hin: für mich und meine Leser. — Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die Menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen, was ist, zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen: was etwas
159 sey? unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint: den Ursprung selbst wissen zu wollen: ihn entweder historisch zu erfahren, oder Philosophisch zu erklären, oder Dichterisch zu muthmaßen.

Das letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend: für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höle zu kommen, wo der Riese selbst schlummert; aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt: der Anfang merkwürdiger Verfassungen: frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten: die Kosmogonien, die sich jedes Volk erträumte: die Dichterischen Fiktionen, in welche sich alle Weisheit und Kunst bei ihrer Geburt, wie in Windeln einkleideten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge, würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammlete, Baugeräth zu einem Tempel seyn, der von Ruinen erbauet, groß ins Auge fiele. — Mit welchem Vergnügen durchträumen wir Dich-
160 terische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge: hier den ersten Schiffer, dort den ersten Kuß, hier den ersten Garten, dort den ersten Todten, hier das erste Cameel, dort das erste Weib: Erdichtungen, in denen die Dichter unserer Sprache noch so sparsam sind. Ovids Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft, als Feenmärchen nur seyn können; auf der andern aber, wenn sie aus der Mythologie, uns bald dies, bald das erklären, wie es ward? so lassen sie sich lesen als unterhaltende

Anekdoten, aus dem Archiv Göttlicher und Menschlicher Erfinder, als Erdichtungen, die eine reiche Dichterische Einbildungskraft gebar. Vor allen stehet auch hierinn Homer voran, der eine ganze Geschichte in ein Bild; und die ganze Schöpfung einer Sache in ein Mythologisches Märchen zu kleiden weiß: in ihm läßt sich über die Philosophie der ersten Zeit so angenehm und begeistert schlummern, als in dem Tempel des Dichterischen Apollo, der Göttliche Träume sandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln: — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so verdorben: — ein 161
Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiß gesammlet: — ein Plan, über dem Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet, was würde er werden, unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kräuselspiel der Phantasie und ein Zeitvertreib müßiger Leser. Mit dem Ursprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geschichte, die doch so viel in ihr erklären muß, und meistens der wichtigste Theil. Wie der Baum aus der Wurzel: so wächset Kunst, Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf. In dem Saamenkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen; im Saamenthier das Geschöpf mit allen Gliedern: und in dem Ursprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desselben G e n e t i s c h wird. Woher sind so viel Verwirrungen entstanden, als weil man den spätern Zustand einer Sache, einer Sprache, einer Kunst für den ersten nahm, und den Ursprung vergaß? Woher so viel Irrthümer, als weil e i n e i n i g e r Zustand, in dem man alles betrachtete, nichts anders als
e i n s e i t i g e Bemerkungen, getheilte und unvollständige Urtheile 162
geben mußte? Woher so viel Zwist, als weil jeder d i e s e seine Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansahe, sie zu Lieblingsgedanken machte, n a c h ihnen alles entschied, und a u ß e r ihnen alles für Nichts, für Abweichung erklärte? Woher endlich so viel Selbstverwirrung, daß man aus einer Sache, die nicht immer dieselbe blieb, immer verändert erschien, endlich nichts

zu machen wußte — woher alles, als weil man den *ersten* Punkt nicht hatte, von dem sich das Gewebe der Verwirrung entspann, den Anfang nicht hatte, von dem sich nachher der ganze Knäuel so leicht abwickeln läßt, und den Ursprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geschichte und Erklärung, wie auf einer Grundveste ruhet.

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachschleichen: wie entstand dies? und bei wenigen Entstehungen ist um uns so viel Nacht, als bei der Frage: wie entstand die Sprache? Die Ursachen, die diese Dunkelheit weben, lassen sich leichter zeigen, als verjagen. Ich
163 versuche sie anzuzeigen: denn vielleicht läßt sich eher eine Wolke zertreiben, wenn man weiß, woher sie entstand? und wenigstens wird mancher, den dieser Weg so helle dünkt, behutsamer gehen lernen.

Der sicherste Weg zu Känntnissen über die Kindheit der Sprache, wären historische Nachrichten; allein daß diese Nachrichten möglich, daß sie sicher sind, daß sie bis auf uns reichen — dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfodert: die Kunst — Ich will nicht sagen, die *Kunst zu denken*: sonst käme ich in das Labyrinth: wie weit hat die Kunst zu denken, die Kunst zu sprechen, und diese jene gebildet und ausgebildet? — Ich bleibe also blos bei der *Kunst zu schreiben*: zu schreiben, was man will: ewig zu schreiben. Und wie viel später ist diese Erfindung, als die *Kunst zu sprechen*, und zu sprechen was man will? Und wie viel Revolutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, Nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerin historischer
164 Nachrichten, hatte sich längst heiser geschrien, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken, ihr einen schwachen verkürzten und halben Laut übergeben: dieser kürzte, verdunkelte und schwächte sich immer mehr: er verstummte beinahe, und war unvernehmlich, bis er endlich ein Mensch-

liches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte. Die Griechische Sprache hatte im Homer schon ihren höchsten Gipfel erreichet: ehe die Kunst Bücher zu schreiben erhört war; und woher nun *Nachrichten* vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst *Muthmaßungen* wären?

Ueberdem keine Menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am wenigsten die erste und größeste aller Erfindungen, die Sprache! Nicht war sie gleich, was sie ward, und ist. Denn siehe! diesen Majestätischen Fluß: er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, hätte sie nicht diesen Sohn gebohren. Und die Quelle selbst? das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor: entstand nach und nach: ihren Ursprung hat nie- 165
mand bemerken *wollen*, und man hat gnug, zu erklären, wie sie hat entstehen *können*. So ists mit den größten Dingen, sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät gnug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache: lies den großen Homer, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser Göttlichen Sprache zurück: du wirst ihn in den Hüllen Menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren du dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe: gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück, wenn wird das Geschöpf geboren? wenn kommt es ans Licht? wenn es schon vollständig gebildet ist: im verborgenen ward es gebildet, und — wie es *erzeuget* wurde, läßt sich ihm nicht ansehen. So giebt es bei allen Menschlichen Produktionen Erzeugung und Geburt: von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechnung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache: wer kann sie 166
bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da und vollkommen da muß sie seyn, ehe sie auch nur bemerkbar wird, und der Forscher will das erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ohngefähr,
und nicht durch abgezweckte Versuche hervor= weiter= herauf= und
herunter gebracht: und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen
hin, in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grund=
sätzen geschieht, wo alles auf das sprödeste sich den Gesetzen der
Willkühr und des Zweckmäßigen entziehet: wo alles, das Meiste
und Kostbarste dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt. Hät=
ten wir eine Geschichte der Menschlichen Erfindungen: wie würden
wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikurs,
durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von
Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander: Rad griff
in Rad: eine Triebfeder gegen die andere: ohne Plan und Regel
drängte eins das andere: feurig und schnell veränderten sich die
Würfe: das Ungefähr hatte seine schlechte Loose fast erschöpft, ehe
167 bessere fielen. — Nun entwerfe man nach einer Philosophischen
Hevristik Plane: wie eine Sache hätte entstehen können? hätte ent=
stehen sollen? man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor!
Nicht, wie die Sprache entstehen sollte? entstehen konnte? sondern
entstanden ist? das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an so etwas gedacht, wenn man über
Ursprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären
denn so manche Philologische Hypothesen geblieben, die blos nach
dem verjüngten Maasstabe unserer Zeiten abgemessen waren? wo
so manche Urtheile der Verwirrung, die alles in schiefen, halben,
verzerrten Figuren erblickten, weil sie ihren Lehnstul zum Sehepunkt
nahmen, und in die Zeiten und Umstände sich nicht zu setzen
wußten, in denen die Sprache ward und war? wo der diktatorische
Eigensinn, der sich unterstand Nachrichten der Alten zu wider=
168 sprechen, ohne sie zu widerlegen: sie nach seinem Kopf zu drehen,
und wenn sie sich nicht drehen ließen, sie wegzuwerfen, zu verspot=

ten? Und wo die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache aus der Natur derselben dargethan?

Aus der Natur derselben? wäre dies geschehen, auch neulich von Süßmilch* geschehen: wie hätte er denn einen späten, einen vollendeten Zustand der Sprache für den Ursprung, und eine gebildete Sprache, an der auch selbst bei dem rohesten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menschen zutrugen, die so viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe diesen Baum, mit seinem starken Stamme, mit seiner prächtigen Krone, mit Aesten und Laub, Blüthen und Früchten, auf seinen Wurzeln, wie auf einem Throne — siehe ihn, wie er ist: du wirst bewundern, erstaunen, und ausruffen: „Göttlich! Göttlich!“ Nun aber siehe dies kleine Saamenkorn, siehe es in die Erde verscharrt, sich in einem zarten
Sprößlinge hervor heben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachsen 169
— du wirst noch ausruffen: Göttlich! — aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung lasse man mich nicht machen: sie ist zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung, Schönheit ist in der Sprache; aber wie und wenn in sie gekommen? dies ist der Knote! Der vorige Baum hätte er, so wie er ist, aus der Erde steigen, mit seinem schönen Gipfel den Schoos seiner Gebärerin durchdringen, mit allen seinen tausend Armen die Mutter brechen, und mit seinem starken Stamm sich in die Lüfte heben müssen: hätte er dies müssen; hätte ichs gesehen; freilich so wäre sein Ursprung unbegreiflich, unerklärlich, Göttlich! Wäre die Sprache mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geschmückt der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiters trat, erschienen; ohne Zögerung würde ich verblendet von ihrem Glanze, zurück treten, mich verhüllen, niederfallen, und sie als eine Göttliche Erscheinung aus dem Olymp anbeten —

Aber ist dies? und woher muß es seyn? Sind nicht tausend Merkmale in einer, und Millionen Spuren in der Verschiedenheit

---

*) Süßmilch über den Ursprung der Sprache.

170 der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmälich
denken, und durch das Denken allmälich sprechen gelernet? Ist
wohl Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache, so
vieler, ja aller Sprachen nach einem Plan gebildet? Welche unge-
heure Hypothese, in diese große Menge und Verschiedenheit ein
einziges Ideal zu bringen? Welche ungeheure Einbildungskraft
dies Eine Ideal in allen zu finden, und offenbar sehen zu können,
daß der Geist des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder National-
sprache nichts als Anomalie, blos Abweichung von der Regel sey,
die wir beliebten? Und wenn nun auch dies Vorbild einer Sprache
für alle angenommen wäre: welcher Scharfsinn, zu sehen, daß
dies Vorbild auf einmal gebildet, zu sehen, daß es in dem Gött-
lichen Verstande, und in keinem andern gebildet seyn müsse: zu
sehen und genau sagen zu können: so viel Vollkommenheit, Schön-
heit und Ordnung konnte in die Sprache von Menschen, gebracht
werden, durch die vereinte Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahr-
hunderte und Geschlechter, — allein diese Ordnung, jene Voll-
171 kommenheit, jene Schönheit geht schlechthin über den Menschlichen
Verstand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zusammensetzung
von Millionen Köpfen, als eine Produktion von ganzen Jahr-
tausenden, und als ein Geschöpf betrachte, zu dessen Bildung ein
unendlicher Zusammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein
Zustoß von unzälichen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz! die ganze Hypothese vom Göttlichen Ursprunge der
Sprache, ist wider die Analogie aller Menschlichen Erfindungen,
wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten, und wider alle Spra-
chenphilosophie. Sie setzt eine Sprache voraus, die durch Denken
ausgebildet, und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht ist,
(ein Bild, das wir uns oft bei allem seinem krüppelhaften doch
schön und gesund denken,) und bekleidet dies Kind des Eigensinnes,
das augenscheinlich ein späteres Geschöpf und ein Werk ganzer Jahr-
hunderte gewesen, mit den Stralen Olymps, damit es seine Blöße
und Schande decke. — Und wie Süßmilch insonderheit diese Hypo-
these vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt, daß ihm der Philo-

5*

logische Geist fehle, das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen, 172
der Geist der Geschichte, um die verschiedenen Zeitfolgen und
Lebensalter derselben zu prüfen, und am meisten der Philosophische[1]
Genius, sie als eine Entwickelung der Vernunft, und als
eine Produktion Menschlicher Seelenkräfte erklären zu können.
Er denkt sich eine Sprache, wie er sie will, und kann also
auch was er will, beweisen: er hat im Kleinen überall Recht, und
für das Ganze nichts gesagt!

Ich darf also immer einen Menschlichen Ursprung voraus
setzen: jeder andere ist über unsere Sphäre; er läßt uns den Knoten
der Untersuchung nicht entwickeln, sondern nach dem Einfall
des Alexanders im Gordischen Tempel, ihn abhauen. Ueber Göttliche
Produktionen läßt sich gar nicht urtheilen, und alles Philosophiren
darüber *κατ' ανθρωπον* wird mißlich und unnütz: wir
müssen sie doch immer als Menschliche betrachten, insgeheim immer
einen Menschlichen Urheber voraus setzen, der nur auf höherm
Boden stehet, und mit höhern Kräften wirket. Man lasse mich
also einen Menschlichen Ursprung der Sprache voraus setzen, sollte 173
es auch nur meiner leidigen Philosophie, und des bessern Theilnehmens[2]
halber, kurz! meines schwachen Magens wegen seyn. Was
ist für Menschen würdiger und wichtiger, als Produktionen Menschlicher
Kräfte, die Geschichte Menschlicher Bemühungen, und die
Geburten unseres Verstandes zu untersuchen? Und wie interessant
wird die Philosophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in
ihr zugleich die Menschliche Seele sich entwickeln, die Sprache nach
sich, und sich nach der Sprache bilden sehe! — das größte Werk
des Menschlichen Geistes — Ich folge also diesmal zween blinden
Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv: zween Katholischen
Christen, dem heiligen Gregor, und für mich noch heiligern Richard
Simon, und in der neuern Zeit einem Akademischen und einem
Jüdischen Weltweisen: Maupertuis und Moses Mendelsohn —
und setze, wenn nicht mehr, so zum Spaas voraus: „Menschen-

---

1) B: Philosophie 2) B: Theilsnehmens

geschlechter haben sich ihre Sprache selbst gebildet.“ Und führe, wenn nicht mehr, so zum Spaas, meine Parallele fort: ein Menschengeschlecht und ein Mensch in seiner Kindheit, seyn einander
174 ähnlich. Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt: sondern blos von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? man nenne dies Zeitalter, wie man wolle, es bleibt ein Zustand der rohen Natur: Natur war damals noch alles: Kunst, Wissenschaft — Schriftsteller, Weltweisen, Sprachkünstler gab es noch nicht: alles war Volk, das sich seine Sprache bildete — zur Nothdurft, und denn allmälig zur Bequemlichkeit. Der Anfang derselben war in einer einfältigen Gestalt, als Werkzeug des Gebrauchs halben: wie dieser war, wurde jenes eingerichtet. Bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß also die älteste Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters seyn: man untersuche die Natur des letztern, so hat man die Natur des erstern, der Sprache in ihrer Kindheit.
175 Ohne nun einen Rousseauschen Zustand der Natur romanhaft zu erdichten, oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben: muß ich doch immer auf die Stimmen des gesammten Alterthums merken, daß der erste Zustand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke gewesen. Wer diese tausend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums selbst gehöret: der höre die Echo derselben in Goguets nützlichem Werke, der die Stellen hierüber gesammlet hat: er gehe unter die Wilden in allen Reisebeschreibungen und lerne ihre Weise: so wird er nicht mehr zweifeln, daß ein Brittischer Beobachter Recht habe: „in der Kindheit der Staaten „sind die Menschen unwissend, unentschlossen, beherrscht von der „Furcht und von ihrem Gefährten, dem Aberglauben. Jeder neue „Gegenstand findet sie unvorbereitet: sie starren gleich Kindern, die „die ersten Ideen des Lichts empfangen.“

Ich habe nicht Lust meine Vergleichung zwischen Kindern und diesen Thiermenschen auszumalen: man muß alle Nachrichten der Alten abläugnen, und sich ganz und gar nicht aus seinem jetzigen Zustande einer gebildeten Natur, eines gesitteten, bequemen und 176
üppigen Lebens heraus zu setzen wissen, wenn man alles dies unbegreiflich findet — und findet man dies nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremde finden?

Eine Gesellschaft, die tausend Gefahren ausgesetzt, in unbekannten Gegenden zwischen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenschen, der Räuber und Mörder umher irret: wo jeder sich durch einen Freund, wie durch einen Schutzengel seines Lebens sichert, von dem er in einem Augenblick Hülfe erwartet — eine Gesellschaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenstande starret — vor jeder ungesehenen Sache, wie vor einem Wunder staunet — und aus Unwissenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigsten Regungen seyn müssen: ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mittheilen, große Leidenschaften mit gewaltsamen Geberden und mächtigen Tönen ankündigen, schleunige Bedürfnisse durch kurze und heftige Accente des Geschreies melden: unartikulirte Laute werden sich zu rauhen und 177
einsylbigen Worten umarbeiten: starke und ungeglättete Organe werden unbiegsame Töne hervorstoßen: der Othem wird sich nicht Zeit nehmen, Lunge und Perioden auszudehnen, sondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen, das wird die Sprache seyn, die nach Horaz Menschen machte: denn so lange waren diese Thiere, bis sie Worte fanden: quibus voces sensusque notarent.

Um den Ton helle und unterscheidend zu geben, habe ich die Saite scharf anziehen müssen: diese läßt von selbst nach, und so wird sich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den ersten Zeiten eines Volks giebt es so wenig Andenken, als von unsern unmündigen Jahren: die Erinnerung an unser letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, ist die Morgenröthe in unserm

Gedächtniß: so auch die ersten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da sie Jugendliche Zucht anzunehmen begann. Diese Verspätung wird unsern zu hoch angegebenen Ton von selbst herunter stimmen.

Die ältesten Sprachen haben eine Art von sinnlicher Gestal-
178 tung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen, die in ihrem Jugendalter der Bildung leben: Clima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn sowol die heißen Morgenländer, als die wilden Amerikaner bestätigen, was ich sage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation sich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete: und für Ohr und Auge sprach.

So wie es die älteste Schrift ist, seine Gegenstände in Bildern zu malen: so malte auch die erste Sprache: Dinge, die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre: Dinge, die durch das Anschauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man also sagen, was Plutarch vom Delphischen Apollo sagte: *ȣτε λεγει, ȣτε κρυπτει, αλλα σημαινει.*

Die ältesten Sprachen hatten vielen *lebenden Ausdruck*, wie es die Reste alter und ursprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande bezeugen. Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht wie die neuern nach willkührlichen todten Ideen gebildet, hatten sie nicht blos einen nachdrücklichen Gang für das Ohr; sondern waren auch bei der leichtesten Anwendung fähig, mit dem
179 Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüten, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen, und mit den Thieren zu sprechen. Aus der damaligen nähern Bekanntschaft mit diesen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte Poetische Sage, daß in der goldenen Zeit Menschen und Thiere sich verstanden hätten. Für mich hat dieses Märchen bei Plato und andern viel Reiz und Würde; so wie es auch einige Aufschlüsse über die Kindheit der Dichtkunst geben könnte. Hier führe ich nur an, daß wenn man es einigen ihrer ältesten Weisen zur Ehre nachsagt, daß sie z. E. Melampus, Tiresias und andere sich hätten mit Thieren

besprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der
Vogelsprache weg sind. Ein in der Einöde lebender Araber kann
leicht einige Gattungen des Thiergeschreies unterscheiden lernen, und
da eine Poetische schwärmende Einbildungskraft aus jedem Ein-
druck machen kann, was sie will: so dünkt mich diese erste thie-
rische Sprache, den Saamen zu vielen Erdichtungen in sich zu
tragen. Die Helden Homers mögen also mit ihren Pferden sprechen, 180
und Aesop die ganze Natur in Handlung setzen: mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (*αυδαιειν*[1]
und das nachgebildete Wort canere) einerlei: Orakel sangen, und
die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (*φατα*), die
Gesetze sangen, und hießen Lieder (*νομοι*), die Weissager, die
Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (*επεα*), Homers
Helden sprechen lauter geflügelte Worte (*επεα πτεροεντα*) und
seine Herolde[2] sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im
Walde sitzen, und angenehmen Laut geben.“ Man sprach im
gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in
höherm Ton, daß man nicht blos lange und kurze Accente, son-
dern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören ließ: der
Rhythmus der Sprache war heller: und in solchen rhythmischen
Falltönen fiel natürlich die Sprache aus einander: in Verbindungen
ungefesselt bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im
gemeinen Leben der gekettete Bücherstil widerlich und ein rednerischer
Periode unausstehlich: und damals, da man noch nicht an Bücher 181
dachte, was war die Sprache da? nichts als singende und redende
Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer
von Gelehrsamkeit übel behelfen: man ist also für erschrecklichen
Zeugnissen und Anführungen aus den Alten sicher, die Vossius,
Meibom und Du-Bos zum Theil gesammlet haben. Man urtheilt
immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich

---

1) B: *αὐδᾷν, ἀείδειν* (Heyne)
2) B: Volksältesten (Heyne)

nehmen will, als wir ihn gebrauchen: man spricht wie im Traume,
wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeklamation
nach dem Französischen Ohr herabsetzet, vielleicht blos um der Musik
und der Schaubühne seiner Zeit ein Kompliment zu machen. Als=
denn thut man besser, wenn man wie Vossius gar nicht unter=
nimmt, dies Singen der Alten zu erklären, oder daß man, wie
die meisten, unbestimmt und verworren darüber spricht, oder am
besten — man sage mit Dacier: wenn die Griechen da sangen,
wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit, und aus seinem Volk
182 auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu
urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut Aegyp=
tisch ohne Veränderung erhält, die Chineser, haben mit ihrer Zei=
chenschrift, und Sachensprache auch das Singen beibehalten: viele
wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie
haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von
dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten
am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit ein=
förmigen Cadenzen stillen, und einschläfern ließ; Gesang war ihnen
natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr, sprachen noch mit hun=
dert Stimmen *Geberdungen* und *Zeichen* für das Auge, daß
also die Rede im neuen Verstande *Malerei* heißt. Wollte ich
die Sache ab ovo anfangen: so könnte ich mich hier darüber aus=
breiten, daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten: daß symbo=
lische Handlungen, alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich mach=
ten: daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte —
allein dies alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf,
183 daß wie wilde und freie Nationen, die noch mehr Menschen, und
weniger Bürger sind, durch Geberden des Körpers weit mehr
sprechen, als uns das eingeführte Sittsame, der Wohlstand erlaubt:
so auch die Alten weit mehr mit Geberdungen gesprochen, und die
Rede deklamirt haben, als wir. Ich verweise auf Homer, der in
seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß, wie mächtig

die Leidenschaft durch eine einzige Geberde, und die freie Seele durch einen freien Körper spricht — wie oft wird man bei kleinen und mächtigen Zügen ausruffen: nein, Göttlicher Alter, nur du sahest Geister, und konntest Leidenschaften körperlich schildern: wir sehen sie nicht mehr: wir gaukeln, oder stehen wie Bildsäulen: jetzt spricht nicht mehr der Geist, wie er vor deinen Augen sprach, aus mächtigen Geberden ist er in stille Minen und Gesichtszüge geflohen, wo er — statt sich auszureden — stammlet und schweigt. — Immer mußte Geberdung zu Hülfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache sich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenschaft ohnedem die Geberden von selbst hervor rief: wie mußte diese lebendige Interpunktation der Sprache, Einschnitt, Modulation und Nachdruck geben! —

Noch genauer läuft die Parallele zwischen Kindern und einem 184
neugebohrnen Volke, wenn wir bei beiden das Innere ihrer Sprachen untersuchen. Namen sind das Wortregister eines Kindes, man heiße nun diese Namen Nomina oder Verba; und so sind auch in der Sprache diese beide die erste. Sogar Nomen und Verbum wurde in der Griechischen Sprache Grammatisch spät unterschieden; und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieses Paars, und die einfachen Formen der Morgenländischen Sprachen zeigen hinlänglich, daß Veränderungen und Beugungen ein Zusatz späterer Zeiten gewesen. Noch jetzt bestehen die Sprachen der Huronen, Iroquoisen und anderer ursprünglichen Nationen meistens aus Verbis, und auch selbst in der unserigen zeiget der lebendige Laut, der in den Verbis tönet, daß sie der älteste Theil der Sprache sind: so wie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht, als das thätige oder leidende Wesen selbst, das die Nomina ausdrücken.

Mit der Zeit mußten natürlicher Weise in die ältesten Sprachen 185
Synonymen und Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenständen, die um sie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philosoph, der was er sah, in Classen geordnet, und den

Ueberfluß weggeschwemmet hätte. Neue Sachen, neue Gegen= Zu= und Umstände gaben neue Namen — und so ward sie nur gar zu reich. Sinnlich wurden sinnliche Gegenstände bezeichnet — und von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkt lassen sie sich bezeichnen: so ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich, als Bilder eingetragen: und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepräge [1] des Zeitalters — nothwendig auch der Sprache, die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gut und so schlecht war, als sie seyn mußte, um eine Sprache des *sinnlichen Volks* zu seyn.

---

186 **4.**

Ich sammle meine zerstreuete Bruchstücke zusammen, und sehe, was sich daraus machen läßt? Nichts minder, als eine Philosophische Sprache, und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner Philosophischen Grammatik: die gegen jenes ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache, voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich geberdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? — Nichts anders, und nichts besser, als eine *Poetische Sprache*. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor; sondern das Zeitalter, das die Sprache hervor brachte, schuf *Poeten*, die ihm damals Alles waren, die es mit Allem unterstützte, und unter diesen Unterstützungen war die Sprache wenn nicht mehr so die letzte.

[186—190. „Hier — anwenden." Band I, 156[1]—158[1]]

---

1) B: Gepränge

5. 190

Wo steht unsere Deutsche Sprache? Ueberall ist zu unserer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, welche die Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit 191
undenklichen Zeiten gewesen, und unsere Poesie ist, sie sei was sie wolle, doch nicht singende Natur, wie sie es nahe an ihrem Ursprunge war, und seyn mußte. So wenig singende Natur, daß wir kaum in dies Poetische Zeitalter, über eine so ungeheure Kluft herüber setzen, kaum dasselbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypothese aufgenommen, zeigt, wie weit weg wir von diesem Lande der Dichter sind: freilich weit, und zu weit weg, um je in dasselbe zu kommen, und es als unser Vaterland ansehen zu können; aber nicht zu weit weg, um dasselbe kennen zu lernen, und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas versuchen:

[191—197. „So wie — sagte." Band I, 173¹—177]

Ich unternehme es nicht, diesen Poetischen Rhythmus, zusammt 198
seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters zu erklären: allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmeten, blos weil ihnen das Poetische Ohr entgieng, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdenn wirklich Wortgelehrte Scholiasten, und schickliche Uebersetzer uns das Ungriechische Barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden mit allem, was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die

dunkelste Seite dieser Altgriechischen Sprache nachgelassen, wie
mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse muß es geben, wenn ein Ausleger
Homers mit Griechischem Ohr, uns diese ganze Fülle und Verbin-
199 dung des singenden Numerus entdeckte. Wie Homers Periode
sich nirgend zur Prosaischen Rundung wölbe; noch in spitze Gegen-
sätze zusammen laufe: wie er Glied nach Glied aus einander fallen
läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer
weiter schreite: wie er seine Töne immer aus- und in einander
zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke
ein Endpunkt erscheint: wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien
besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verküttung zu merken
ist: wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das *επος*
im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen
Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie
ein Silberton, der freilich in Wirbeln, und Wellen und Kreisen
sich durch die Luft fortarbeitet: Kreis umschließet Kreis: Welle
schlägt Welle: Wirbel faßt in Wirbel: so wird der Schall bis zu
unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und
Wellenkreise; alles fließet in einen himmlischen Laut zusammen, der
untheilbar, wie ein Gedanke, und rein ist, wie ein Tropfe Nektar
200 im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen
Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen
Absätzen — mit seinen aus- und in einander fallenden Tönen —
mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen ungekünstelten
Numerus — seinen unaufgestützten hinläßigen Perioden; mit alle
diesem wird es eben ein Einziger hoher Gesang, der alle Har-
monien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller
Gesangweisen, und ein Werk das sich dem Himmlischen Einklange
der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen —
wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter
abthun: wenn man in einem eigentlichern Verstande, als welchen
Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur,
„und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll?“

Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen, daß ich hier von etwas ganz anderm, als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders, als dies: so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch 201
in vielen neuern Dichtern? hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinne ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt, wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht, und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit alle unserer Prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

[201—204. „Und fast — war.“ Band I, 177[3]—178]

Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Grie- 204
chenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten seyn mögen, am meisten auf uns gekommen. Für die Orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz seyn; und über die singende Natur in den Skaldern und Bardengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert, oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu früh in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden
aus den Zeiten der wahren Poetischen Natur verlohren wären, 205
und wer anders als der mich nicht versteht, wird von mir fodern, daß ich Knüttelverse der Mönche, so alt dieselbe auch seyn mögen, zu Denkmälern der ältesten Dichterischen Natur machen soll?

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu Politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann wird. Dies sey das Männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

Dichter will ich also diesem Männlichen Alter abläugnen? Ich
erschrecke! So läugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der
Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deswegen den Kranz
versagen, weil sie etwas zu spät, in ein Zeitalter kommen, da ich sie
nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! was wäre ein Ge-
danke hieran, und man kann mich nicht ärger mißhandeln, als wenn
206 man mich so mißverstehet. Mit Schaamröthe habe ich das gelehrte
Namenregister* gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen
und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute
„Poeten und Prosaisten können zu einer Zeit leben." Einen Autor
den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und
wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern,
die nicht vom Handwerk sind, jeden Federzug verleiden. Wer
wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der
Art auch nur zutrauen können? und wer für die, die uns solche,
als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die
so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen,
der im Stande ist, zu behaupten: „bei den Griechen sey kein guter
„Dichter, der nicht erst auf gute Prosascribenten gefolgt wäre!"
Wer die Griechische Litteratur auch nur von hinten zu gesehen,
wird aus allen Scribenten wissen, daß die Bildung ihrer Schreib-
art nicht blos auf den Gesang Göttlicher Dichter gefolgt sey, son-
dern, daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen: daß die
207 ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen, den Gesang
zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortreflichsten Schriftsteller,

---

*) s. Hällische Bibliothek der sch. Wiss.

die der Prose Stil gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet,
der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige
Aristoteles, der durch und durch Philosoph war, halb eine Ent-
schuldigung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus
der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen? wie sie
darüber schadlos halte? und ihn auf andere Art vergüte? Warum
soll ich mit Lesern, die die Griechen kennen, wie mit Schülern
sprechen, denen durch hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte:
daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie
genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer
selten verfehlet haben? Ein Buch würde dazu gehören, diese anschei-
nende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren
Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreustem behaupten-
den Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz ander Ding, wenn
ein Volk sie stammlet — singet — singet und schreibet — schreibet
und spricht — schreibet und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also 208
in dem Zeitpunkt, da man sie singet und schreiben lernet —
schreiben kann, und nicht mehr singet, sondern spricht: in dem
Zeitpunkt, da aus der Lieder- eine Büchersprache zu werden begann:
die Poesie schöne Kunst, und der Prosaische Periode im Bürger-
lichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn, wer da wolle: sein Name war bei den
Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger sollten uns die Namen
seyn, die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom
Gesange zum Halbgesange der alten Deklamation umschuffen. Für
mich ist kein Zeitalter heiliger, als da sich Poesie und Weisheit,
Natur und Kunst zu trennen anfieng: hier ruhen Schätze von
Entdeckungen, für alle Wissenschaften: hier ist der Mittelpunkt im
Cirkel der Griechischen Litteraturgeschichte: allein ein dunkler, unab-
sehlicher Abgrund, an den sich noch niemand gewagt, und blos ein
zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehen vor mir aus einander: Poesie, die da
aufhörte, die einzige Sprache der Schrift, und darf ich kühn, mit
den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu seyn: und auf dem 209

andern Wege: Prose, die jetzt *ward*, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie Allen, die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm, und so viel auch Kränze hinter ihm seyn mögen. Er giebt die große Untersuchung auf: wie aus der Dichterei Dichtkunst (ποιησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? wie die Musik (nach dem Griechischen Gebrauch dieses Worts) die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmälich Nachahmung und schöne Kunst wurde? Wie nach Homerus Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmälich immer mehr Kunst in die Poesie kam? Wie aus dieser großen Quelle, in der bisher alles, Weisheit und Schreibart vereint gewesen war, verschiedene Gattungen, wie Bäche, abflossen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maasgabe seiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben? jener in der Manier? dieser in der Sprache: ein anderer in der Gesangweise: und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mich zu behaupten, daß *dieser Fortgang* der Griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben seyn muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre: denn das ganze Griechische Alterthum hat ihn immer vor Augen: leitet alles aus Homer her, behält diesen immer im Gesichte: nennet die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn, und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege *künstlicher Musik* verrathen. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem Griechischen Dichter alles erkläret, beschreibet, erläutert, erzälet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, *wiefern und worinn* er *Dichter* (ποιητης) war? dies mag uns zeigen: wie wenig wir noch zu einer Griechischen Geschichte Griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben?

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art *zurecht weisen* dörfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas: so muß ich wider Willen in Exempel *ausschweifen*.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen 211
Rhapsodien von ihm sollte es mir zum Hauptaugenmerk seyn, was dieser *διδασκαλος γραμματων* der Poesie für neue Kunst gegeben? wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört, daß Feinde flohen, und Muthlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf gestürmt zu haben? Wie dem ohngeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch Themistius wahr bleibe: *τον Τυρταιου μεγαλοφωνοτερον Ομηρον* — wahr bliebe, vom Innern seiner Gesänge an, bis zur Diktion und zum Numerus derselben. Alsdenn erschiene er, als der Vater einer neuen Spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele: ich würde seine *ρυθμους εμβατηριους*, seine *νομους πολεμικους* und *προτρεπτικους*, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurück führen, und überall in den Noten über ihn, den Mann suchen, der mit Nachdruck der *ποιητης*, *ελεγειοποιος* und *αυλητης* genannt 212
wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dies, wie gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern Tyrtäus auch: nur Schade! daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig: und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines Poetischen Lebens seyn sollte: „die Muse gab ihm Jamben, damit er das „*επος* Homers nicht überträfe.“ Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr, als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers, die Sprache Theatralischer Kunst ward: den hohen Schritt derselben auf dem[1] Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied;

---

1) B: den

wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singen-
den Deklamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen
213 Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Sylbenmaaßen und
in der Natur der Griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt,
und also sehr unrecht nachgeahmt wird: wie vieles, das man dem
Theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat,
eben hiedurch Griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält: —
eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in
Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in
ihnen das επος der Natur zur Tragischen Kunst ward? wie es
daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung,
und durch das kühne Uebertriebene des Aeschylus in das schöne
Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den
Kothurn erhöhete, und die hohe aber ungekünstelte Sprache des
επος in die Lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die Lyrische Kunst auf den höchsten
Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen
muß, wenn man ihn gegen Homer hielte: so ists besser, lieber
nichts, als etwas unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines
214 meiner Leser,* wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube,
von selbst aus einander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor
Homer seyn müßte. So wenig, als Kunst vor der Natur seyn kann,
denn bei welchem Griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem
Glanze als bei ihm. Die Schöpfung seiner Worte, und die Ver-
kettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Sylben,
selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem
mannichfaltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wuth
ist doch wahrlich! nicht das Werk wilder Phrenesie, sondern alles
setzt so viel Wahl und vortrefliche Kunst voraus, daß, wie die
Lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht
die künstlichste seyn sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf
der höchsten Stuffe der Poetischen Kunst erscheint.

*) [Neue] Bibl. der sch. Wiss. Band 4. St. 1. [p. 68.]

An die Dichter zur Zeit Philadelphus, läßt sich nicht anders, als an Dichter der Kunst denken: die Kunst kam bei Theokrit; bis auf das Wortspiel, das er macht, vortreflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fieng an in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Callimachus 215
nicht frei ist. Dem sei indessen, wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr, als einen Sänger, der wie Homer ein Sohn der Mutter Natur wäre, und was will man mehr?

Sei die Poesie in allen Zeitaltern, was sie wolle; seitdem die Prose entstehen *mußte*, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen gieng dieser damit nicht aus: bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich, in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst, der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortrefliche Dichter leben: die Dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein wars, die da *lebte*. —

8.

Den großen Unterschied, den der Zeitpunkt einer *werdenden* 216
Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden, als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten. In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschichtschreiber herunter, und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf; daß so schwer es mir würde, im Homer Grenzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der Epischen Erdichtung Platz mache: so schwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammen fließen läßt. Den ganzen Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters

errichtet; alles schlingt sich in Episoden zusammen, die Theilweise aus einander fallen, und so aus einander fällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es seyn soll,
217 in unsere Sprache zu verpflanzen, und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken: ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen, mit seiner Lehrlingsübersetzung gewiß keinen Lorbeer geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand dessen seyn, der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann: wie fern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halb-Epischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiset man das Alles so durchweg an, wie Gatterer* neulich gethan: so nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur von Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes, nicht wie einen Schatten Umriß an der Wand; sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können, er muß diese Zeit, wie seine eigene kennen, mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne: desto
218 ehrerbietiger nähere ich mich ihm, wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose.**

Wie auf dem höchsten Gipfel Kunstloser Wohlredenheit, erscheinen mir die Schüler Sokrats, Xenophon und Plato: Classische

---

*) S. Historische Bibliothek 2 B.

**) Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die Prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Uebertriebenen, wiewohl nur von Ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen Poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie: so fließen bei ihnen alle spätere Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte: von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort, bald 219
hier hinschwingen kann, ohne auf das Aeußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die *καλοι κ'αγαθοι* unter den Griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst; beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint,* wo Weisheit, wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz stralet; die Schreibart aber den schönen Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (*ηδυ και καλον*) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der Historische Stil soll unserer Sprache noch erst angebildet 220
werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen, als von dem ädlen Xenophon, der nichts halb sagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet, wie ein Bach in den Auen Elysiums. Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu

*) Leuten zu gut, die da glauben, ein Verfasser wisse nichts mehr, als was er schreibt, muß ich dazu setzen, daß ich wohl weiß, wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der *λογοδαιδαλων*, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das ädle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dies sei gnug über einen Einwurf, gegen welchen sehr vieles gesagt werden müßte.

lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen:
leichter, als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und
Sentenzen einander drängen und drücken: denn bei diesem kommt
eine schwere Sprache zu bald in Gefahr, überladen, eine weit-
schweifige Sprache halb, und eine unbequeme, schielend zu schreiben.

Mich dünkt, es war Aristoteles, der es nicht wagte, Dia-
logen zu schreiben, weil Xenophon, die Attische Muse, solche
geschrieben: und gewiß! es gehet kaum etwas über die einfältige
Natur, über die Honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der
Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrschet: denn die
Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verwor-
221 ren, nichts falsch, nichts durch einander, wie wenn viele in ein-
ander schreyen, und keiner ganz spricht: jedes seiner Gespräche ist
wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt, und bis auf jeden
Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So ist es
denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn
man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das
Kolorit in jedem Theile, und den Wohlklang jeder Sylbe raubt,
ihn in unserer Sprache alles halb, oder überladen oder verwirrt
sagen läßt, und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu
Dialogiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch
aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks seyn, Uebersetzungen
beurtheilen, und uns die Griechische Kunst anpreisen will — Und
wäre dies Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und
Wissenschaften — Warum duldet man vor ihr eine elende
Uebersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Uebersetzung des göttlichen Plato, dessen
Schreibart wie Feuer brennt, und wie ein himmlischer Thau
222 erquicket? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses
in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen
schadlos: und doch welch ein Werk hätte der geleistet, der uns die
vornehmsten Gespräche Platons gäbe, wie Moses uns den Phädon
gab? — Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt,
daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe auf-

flöge, und in seinem Schooße niedersäße: nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O säße in dem Schooße des Griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unserigen vorzusingen. Sein Uebersetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst, und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rath und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er, wie der junge Theages Gebet und Opfer, und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sey.

Ich habe die Griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet,
in welchem sie die Göttin der Ueberredung, die Svada mit holden 223
Lippen auch in Büchern zu sprechen scheint: und was darf ich sie, zu meiner Absicht in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Isokrates zum Demosthenes hinauf ihr den ganzen Umfang des schönsten Oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer Dogmatischen Sprache gaben. Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten: viele Künstler gaben ihr eigene, und vortrefliche Künstler vortrefliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hülfsmittel zusammen trafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattung in Schulen: jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dies alles Seitwärts ab, da ich blos aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen, wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des
Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem 224
ädelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dies Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es gnug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin, mich selbst erklären zu müssen: so lasse man mich ein Buch nennen, das über dies Zeitalter der Griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführet: es ist das bekannte Werk eines Schottländers*) über die Schreibart Xenophons, Herodots, Thucydides, des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Känntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack, die Composition
225 ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem Richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches andere von Nutzen gesagt, und ist ein Sammler der schönsten Prosaischen Stellen der Griechen. Allem ohngeachtet aber bleibt sein Werk nichts, als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato zu nichts besserm machen kann, als er selbst ist. Er legt den Satz zum Grunde, den das ganze Griechische Alterthum uns zuruffet: „die besten Schriftsteller auch der Prose hätten ihre Schreibart dem „Homer abgelernet." Allein da er ihn sehr gebrochen verstehet: so giebt er allen diesen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldhern Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt, wo der Professor Geddes sitzt, wenn er Homer und die Alten lieset. Hier sollen sie dem Homer eine Beschreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen künstlich und kindisch nachgemahlet haben, wo ich zum Unglück das wenigstemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantasie nicht Buße thun soll. Dort
226 haben sie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, selbst wo sie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben? Warum denn so etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn sie kein Ohr hatten, einen Platzregen, einen Fluß rauschen zu hören — kein Auge hatten, die Wirkungen der Leidenschaften zu sehen — und keine

*) *Jam. Geddes* on the composition and manner of writing of the ancients.

Zunge hatten, das was sie sahen und hörten, auszusprechen! Eben
als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura
machen könnte, ohne den Zephyr Homers in dem Elysium im
Sinne zu haben: und Thucydides zum Pindar laufen müßte, wenn
er ein großes Gemälde wagen wollte. Gewiß die größesten Schrift-
steller der Prose, die in der Welt gelebt, so weit zu Schülern, zu
kindischen Nachahmern, zu Affen des Numerus herab zu setzen, ist
schimpflicher als wenn er sie des Gedankendiebstahls beschuldigen
würde: denn große Gedanken erobern, ist königlich, aber Bilder-
chen nachmalen ist kindisch, und den Numerus und Rhythmus
nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat geschrieben,
wie ein Geschöpf, das nur einen Sinn hat: ein künstliches Ohr —
darauf kann er stolz thun, davon kann er schreiben, aber von allen 227
andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden
will, wie die Griechischen Prosaisten ihren Homer, und wie sie
einander nachsprechen, — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern
in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dies Innere muß der
Griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle Weisheit und
„Schönheit des Vortrages aus dem Abgrunde derselben, der alten
„Poesie allmälig geflossen, und sich in eigene Bäche, und nachher
„große Ströme getheilt habe:“ ein Gedanke, den Geddes nie
ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene
in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemer-
ken, und lebendig zu schätzen wissen: ehe man sich die Frage vor-
legen kann: wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk- und
Schreibart nach einem alten Original gebildet. Ueber das erste
weiß Geddes nichts, als drei Schulklassen des Stils anzugeben;
und das Ziel der zweiten Frage, und der Lorbeerkranz an dem-
selben, ist also ganz außer, oder über seinen Gesichtskreis. Sein 228
Buch hätte ein prächtiger Vorhof, und eine Einleitung in die
Geschichte der Griechischen Prose werden können: jetzt ists ein
kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon
und Plato, wie in einer dunklen Kammer Flickweise siehet.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden,
muß man es Anfangs vergessen: ob eine Sprache in der Welt es
so weit gebracht? ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben
genähert? ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sey?
ja auf eine Zeitlang vergessen: ob eine solche Sprache Menschen
möglich, faßlich und vortheilhaft wäre? Ueber alles dies trinke
ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Ein-
würfe vergessen, die man meiner Philosophischen Sprache gemacht
hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

229 Dichterisch ist diese doch gewiß nicht: sie giebt ihrer innern
Würde und Beschaffenheit nach alle Ansprüche auf Poetische Sprach-
schönheiten auf. — Wohlklang der Wörter — Wechsel der Sylben
— rührender Ausdruck — Schmuck der Bilder — so viel sie
anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man mehr als prae-
ter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit ver-
schmähet diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben
der Venus verschmähete, oder wie Herkules ausrief, da er die
Statue Adonis im Tempel erblickte: in dir ist nichts heiliges! Sind
die Gaben der Venus nicht deswegen an Paris schätzbar, wenn sich
gleich Hektor aus ihnen nichts macht? Paßt sich die Statue Adonis
nirgends hin, wenn sie Herkules auf seinem Altar nicht leiden
kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit
Menelaus in das Schlafzimmer der Helena: setzet Adonis in den
Tempel der Venus — so sind sie am rechten Ort. — Aber nur
nicht, daß Hektor und Herkules, wie Paris und Adonis schön seyn
müßten! Nur nicht, daß Weltweisheit ihr Gesicht mit Schön-
230 pflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte, um schön zu
seyn! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt,
bei einer wirklichen Sprache wenigstens Theilweise anzuwenden wären:
so gäben diese Theile zusammen gesetzt — eine Sprache der Philo-
sophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden

wurden, um Syllogismen und Figuren anzuzeigen: sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist alles was zu viel oder zu wenig sagt, es sey in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend als es wolle, hier ists — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur einen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüßig, unnütz, oder schädlich. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, druckten natürlicher Weise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren, als sie dem Grammatischen Philosophen zum Aergerniß 231
gereichen. Dieser fragt Haushalterisch: wozu sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! und er hat sie abgeschaft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu seyn. Gesetzt, ein Philosophischer Begriff habe zween Ausdrücke: die Gelegenheit, die beide schuf, war entweder dieselbe, oder verschieden. Dieselbe; — so ist es Fehler der Sprache: verschieden; — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie Philosophische Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch seinem Zwecke zu entkommen — aber der Philosoph muß unterscheiden, oder sich an Ein Wort binden. Thut er nichts von beiden: so vergiebt er im ersten Fall schon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der strengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haarbreit. Im zweiten Fall vergiebt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage: denn bei Abwechselung halbgleichgültiger Wörter, kann sich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerksamkeit heften, und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinsten Theile, verfehlen — wenigstens 232
kann sie sich darüber verwirren, als sei mit dem Wort auch der Gegenstand selbst geändert worden.

Daher halte ich auch in strengen Beweisen von dem beinahe Philosophiren nichts, da man, um, wie man sagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorspielen läßt, wie ein

Farbenklavier. Einem Auge, das sich anheften will, ist diese
Vorspiegelung so unangenehm, wie eine Augenblende: eben ein
Einerlei, eben das Wiederkommen des Einen, was ich für Dasselbe
erkennne, will es; starr soll eben sein Blick darauf liegen, um es
gleichsam durch und durch sehen zu wollen. Für ein flatterhaftes
Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener: für Damen,
und die Philosophen, die Weiberschürzen statt Philosophischer Mäntel
tragen, sind solche Fontenellische Spatziergänge angenehmer, da
man sich an nichts minder, als an Worte bindet. Allein hat man
sein Ziel unverrückt vor Augen: was sucht man anders, als den
kürzesten Weg? Wortschmuck, schöne Abwechselung und Zerstreuung,
sind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und
233 warum lassen unsere Schönschreiber nach der Mode eben dies aurum
volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit sie mit
ihren lahmen Füssen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle selbst in den Fehler, den ich tadle, und nehme
kurz ein Beispiel. Die Schriften des Philosophen Baumgarten,
und insonderheit seine Metaphysik, als Lehrgebäude in Migniatur
betrachtet — nicht betrachtet, für wen sie geschrieben sind — nicht
betrachtet, wie fern sie wahr, vollständig, vollkommen sind —
betrachtet blos an sich, und in der Natur des Vortrages: kann
ich ihre genaue Kürze und einförmige Wiederholungen nicht anders,
als loben. Denn blos durch diese harte und veste Andeutung der
Begriffe kann die Weltweisheit zum sichern Umriß ihrer Gestalt
gelangen, und dieser ungekünstelte, viereckigte Vortrag, der auf
nichts als Wahrheit geht, ist besser als aller Stil, der sich in
Schönheitslinien krümmet und windet, mit Farben spielt, und in
Verzierungen von fremder Natur ausschweift. — In dieser Absicht
danke ichs ihm, daß er den Ueberfluß entfernet, in geraden Linien
234 zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen, daß er in ein jedes
Wort Verstand legt, und wo der Sinn wieder kommt, auch den
Ausdruck wieder kommen läßt. Ich danke es ihm, daß er eintönig,
hart und wiederholend ist, wo ers seyn muß, dem Reichthum ent-
sagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit, wenn sie der

Vollkommenheit gegen über stehet, der Grazie, wenn sie Seiten schön überschleyert, die ich nackt sehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechseln? Viel bis auf Synonymische Allegorien; aber, damit sie nicht verwirren, so opfert er sie dem Gefängniß auf, und klammert sie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholet er sich, um sich auszudehnen? Wer ist kürzer als er, wenn ers seyn kann; und wer wiederholet sich wieder in ganzen Paragraphen so Monotonisch, als der Leyermann des Horaz, wo ers der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß. Oder hatte er nicht Blumen, um seine dürre Schreibart zu bestreuen? leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich gleichsam sich selbst überlassen kann: hier duftet aus seiner dürren freilich unter der Philosophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er einzuweben wußte — aber dies ganze Füllhorn 235
giebt er aus der Hand, wo es auf Waffen zu streiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte also sein trockner, harter und unverdaulicher Stil, seine zusammen gepreßte Kürze, seine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorsatzes, der Nothwendigkeit seyn?

Er ists! denn seine Schriften sollten eben ein Grundriß von Wahrheiten seyn, wo ich keine Schlängelungen suche, sondern Linien suche, die vest nach der Kunst, richtig dem Verstande, deutlich dem Auge seyn sollen. Wer wirft nun nicht einen Topographischen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen von Richtigkeit wankt, für das Auge spielet und den Verstand unsicher läßt? Ja wenn dieser Riß noch ein Muster Architektonischer Schönheit, oder eine Chorographie seyn sollte.* Nun aber ist ja, um sich ein Ganzes Abstrakter Wahrheiten im Verstande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Aussicht, die dies Ganze in seiner kurzen und genauen Zusammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der Musik
„und Sprachen dort die Töne und hier die Sylben und Worte 236
„scharf und deutlich müssen angegeben werden, um zur reinen

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst.

„Harmonie und zur flüßigen Ausſprache zu gelangen: eben ſo „führet die Zeichnung nicht durch ſchwebende verlohrne und leicht „angedeutete Züge, ſondern durch männliche obgleich etwas harte „und genau begränzte Umriſſe zur Wahrheit der Form!“ Und durch ſolchen Stil die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert ſie ſich blos von ferne dieſem ſtrengen Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philoſophie zu gut erfunden: die Philoſophie vollendet, und die Kräfte der Menſchlichen Seele ohne Schwachheit ſeyn, wenn ein ſolches Syſtem erſcheinen ſollte. Nur laſſe man denn auch ſo lange dieſe Philoſophiſche Sprache ruhen, ohne ihr zum voraus Vorwürfe zu machen, und laſſe es bleiben, die für Barbaren und trockene Köpfe zu ſchelten, die ſich dieſer Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern ſuchen.

11.

237 Beides geſchieht häufig, und das erſte iſt noch neulich von einem Gelehrten geſchehen, der mit der Philoſophiſchen Sprache wie mit einem Schatten ſpricht, und dem Kinde, das noch nicht geboren iſt, und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen giebt, ohne daß ers geſehen.

Michaelis* führt unter ſeinen Weiſſagungen wider die gelehrte Sprache an, daß ſie dem Ohr übel klingend, ohne Verſchönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Stils, und Apollo weiß! ohne was mehr ſeyn würde. — Mich dünkt, wir können ihn wegſprechen laſſen; denn ſie ſoll ja nichts als gelehrte Sprache ſeyn: keine Poetiſche, Oratoriſche oder ſchöne, und ſo kommt die Sorge für das Ohr durch Wohlklang und Synonymen eben zuletzt — keine hiſtoriſche, für die Geſchichte bleibt alſo in allen andern Sprachen Platz — keine Theatraliſche, und Romanenſprache: folglich mögen immer die Herzens- und

*) Michaelis Preisſchr. der Beſchluß der Franz. Ueberſetzung.

Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so 238
mag sie trocken, einförmig und unangenehm seyn, wie die Algebra:
sie kann alles seyn, was er ihr Schuld giebt: sie mag es aber
auch, oder vielleicht muß sie es seyn, als eine Charakteristik Philosophischer Begriffe.

So sind also ein guter Theil seiner Einwendungen verflogen, und die andern halten eben so wenig Stich, wenn ich unterscheide: die Philosophische Sprache soll ja ein ander Ding seyn, als die Sprache für den gemeinen Verstand (sens commun) anders, als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders, als eine zum angenehmen Bücherlesen. Dieses alles will sie ja nicht seyn, kaum sich mit allen vergleichen, am wenigsten ihnen zur Last fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abschnitt: ist eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden? seine große Aufschrift so ganz, daß der Verfasser vom Erfinden aufs Haben, vom Haben aufs Wissen, vom Wissen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs Hören, vom Hören aufs Lernen, vom Lernen aufs Akademische Lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs Gebrauchen, aufs Lesen zum Zeit-
vertreib und wo mehr hin? kommt, und mit allem nur so viel 239
beweiset: wie er seinen eigenen Vortrag für gnugsame Dosis gelehrter Sprache, und vielleicht für die beste gelehrte Sprache halte. In beiden kann er Recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Beziehung ausgemacht wird: die beste in welcher Absicht? gegen welche Verhältnisse? Da hat nun Michaelis und Leibniz offenbar einen ganz andern Mittelpunkt der Vollkommenheit: beide haben einen verschiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und so hat immer M. nichts gesagt, so viel er gesagt haben mag. Hier ist nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. s. w. die Rede: sondern von Intellektualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit statt Schönheit, die Wahrheit statt Rührung, und Deutlichkeit statt aller Verzierungen ist. Sie sei immer Barbarisch, Monotonisch, trocken und ohne sinnlichen Reiz — sind diese Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten; so übersieht man sie — sind sie selbst Vollkommenheiten: so kann man sie

nicht missen, und der Weltweise nimmt alsdenn den Namen eines
240 Barbaren, eines simplen und trocknen Kopfes sich so zum Ruhm an, als Sokrates den Namen eines Unwissenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? der eine fremde Sprache spricht — und die muß der Weltweise sprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede, berichtigen, erhöhen, erklären soll. Wer heißt einförmig? wer karg mit Worten, den schönen Luxus nicht affektirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Stil ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweise entsagen, wenn das Gewicht seiner Worte, und die Nerven seiner Gedanken dabei leiden. So auch wer heißt trocken? Eben, wer alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu bestreuen — und dies will ja eben der Weltweise, der alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forschers geizet, der nichts als eine Philosophie sucht, die in allen Worten richtig, genau, erwiesen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben diese Vollkommenheit ist statt Schönheit. Ich setze hinzu, daß es blos
241 von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache, und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß, um den Augen der Menschen zu erscheinen: in der Nacktheit allein erscheint ihre ganze Schönheit.

12.

Nun aber vor den Augen der Menschen! Sind diese schwach: so kann sie sich immer einhüllen, wenigstens nach und nach zeigen, und eigene Gestalten wählen, ohne daß man daraus schließen dörfte: so ist sie an sich. Alles bekommt also eine andere Wendung, wenn ich die Philosophie subjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir sie? wie läßt sie sich in Sprachen, wo wir sie jetzt haben, vortragen? hier kann es wirklich seyn, daß es sich auf diesem schmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum

und schwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Untersucher oder Schüler. Ja wer die Wahrheit schon hätte, oder nur sie ohne minder Fehltritte suchen, und ohne minder Beschwerden lernen könnte! — Ich bringe einige muthmaßliche Gründe an, die aber 242
wenn sie alles thun, was sie sollen, nichts zeigen müssen: als daß eine behagliche Sprache — nicht die beste und einzige für die Philosophie — sondern die bequemste für uns sey.

Wir sind Menschen, ehe wir Weltweisen werden: wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philosophie nähern, und beide müssen also zum Grunde liegen, die Sprache des Verstandes, der Vernunft, die Denkart des Lebens, der Spekulation. Und wieviel liegt damit zum Grunde? Muttersprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einsogen — Muttersprache, die ganze Welt von Känntnissen, die nicht gelehrte Känntnisse sind — Muttersprache, das Feld, auf welchem alle Schriften des guten Verstandes hervor wuchsen — was ist sie also für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl Philosophischer Abstraktionen, ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geistes gegen das Weltmeer! der Weltweise hat also in seiner Untersuchung unendlich mehr Data, wenn er sich dieser freien Sprache überläßet: er spreche noch immer unbestimmt, wenn er 243
nur vielseitig spricht: er spatziere frei, in desto mehreren Gegenden wird er bekannt, an desto mehrern Orten kann er Früchte suchen, hie und da Minen eröfnen — hie und da die Wünschelruthe versuchen. Er kommt zeitig gnug auf seine Landstraße, wenn er nur viel auf sie mitbringt — und wie viel läßt sich aus dem Gebiet der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der Vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunst ist wie dürrer Sand, aber auf dem Boden der Natur blühet das herrlichste Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? weil man einmal die Sprache der Vernunft, von der Sprache des Verstandes getrennet, und sich dunkler Wort-

krämerei anvertrauet hatte. Zwischen diesen Wortschranken, die einmal Aristoteles vorgesteckt hatte, Schule nach Schule, durch. Immer auf einer Stelle, mit starrem blinzenden Blick suchte man, und man weiß, daß wenn man am emsigsten sucht, man oft am wenigsten finde. Man hätte mehr gefunden, wenn man sich nicht
244 blind gesehen, die Aussicht ausgebreitet, sich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenständen erholet hätte: hiemit wäre das Auge gestärket, um es desto schärfer zu gebrauchen. Ist es wahr, daß alle unsere erworbene Känntnisse, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden, so muß sich aus ihr auch die Philosophie gleichsam entwickeln, und wir fehlen leicht weit ab, wenn man bloß von gewissen gegebenen Punkten der Schulsprache sein Gewebe fortleitet, ohne zu sehen, wo diese Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Spekulation kann künstlich gezimmert werden; steht es aber nicht auf der sichern Erde: so siehe nicht hin! der künstliche Luftbau fällt.

So ist also die Untersuchung Abstrakter Sätze, so viel möglich in der freien Sprache des Lebens, fruchtbarer und sicherer: hin und her zu treten, ob man veste gehet: freier hin und her zu spatzieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man sich an einen schmalen Steig von Worten und Unterscheidungen heftet. Und wenn ist dieser freie Gang mehr anzurathen, als zu unserer Zeit der Philosophischen Anarchie, da man — nicht
245 über einige Wahrheiten — nicht über Beweise — kaum selbst über die Methode der Weltweisheit einig geworden. Was ist bei dieser Verwirrung das beste? daß man sich jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt, seine einzelne Materien, und einzelne Seiten wählen lasse. Vielleicht, daß er von seinem Standort weiter sieht; vielleicht, daß er, welches noch besser ist, bemerke, woher sein Vorgänger oder Nachbar habe falsch sehen müssen: vielleicht, daß er in der Sprache nach seiner Art es finde: „wie diesem Wort eine „falsche Idee anhing, und wie viel falsches sie unvermerkt in den „Verfolg der Rechnung brachte? Wie jene Wortverbindung ein „ungültiges Glied dem Beweise unterschob? und jene Verwirrung

„feiner Unterschiede Irrthümer zwischen Wahrheiten verwickelte?“ Man kann sich zu diesem Geschäfte nicht Spielraum gnug nehmen: weil man immer zu geneigt ist den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen: man hütet sich zu sehr für Irrthümern, um ganz auf seine Kosten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das letzte: man irre auf seine Art: so läuft das Cirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen 246
um so eher gehen. Eben weil man nicht so häufig auf neue und nützliche Art fehlet: eben weil man langen Zeitraum durch nichts that, als sich an einigen Regelmäßig gespannten Luftseilen herab und herauf zu schwingen: eben weil man viel zu jung und früh an System und Gipfel des Baues dachte — eben deswegen hat man verjährte Irrthümer, und immer streitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich diesen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieser Seite hat man ihn zu sehr und zum Schaden empfohlen. Euklides Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg, als für Schulweisen: und ist das bequemen ad captum um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen: so ist an dieser Empfehlung wenig. Vielleicht ist aber mehr an ihr, und gar so viel, daß ich die harte und sparsame Synthesis der Philosophischen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unsere Seele nimmt, wenn sie lernet: dies hätte freilich viel auf sich!

Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der da anfängt, wo ich anfangen wollte: von den Ideen, die ich schon habe: und von 247
den Worten, in denen ich jene aufbewahre. Er gehet auf der Bahn des guten gesunden Verstandes fort, noch finde ich mich also auf bekannten Wegen: ich nähere mich dem Gebiet der Vernunft; mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren: ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst Stuffenweise höher, bis ich alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der Philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil, aus seiner Welt und Denkart und Sprache findet sich der

Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verzückt: er ver-
steht nichts, er muß sich alles erklären lassen: er kommt auf nichts
selbst: er muß begreifen, und den Anfang zu allem glauben.
Um gebildet zu werden, mußte er Philosophie wissen, ehe er sie
weiß, Philosophisch denken, ehe ers lernt, und eben bei dem
Anfange, wo der Grundbegrif liegt, am schärfsten denken können.
Nun ists doch nicht einerlei, einen Begrif lernen, und ihn aus
248 sich entwickeln — ihn begreifen, und denselben sich erklären können
— den Beweis wissen, und ihn aus sich wissen; und was hilft
das Eine, ohne das Andere? — Der Lehrling trat in das Land
der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben
herab, Synthetisch strenge, Begriffe und Worte herab gerollet
werden — Entweder erfleuch die Höhe, oder du mußt von unten
zusehen, und nehmen, was dir zugezählt wird! das letzte ist leicht
und gewöhnlich. Man fängt auf, was ohngefähr herunter kommt,
d. i. man lernet nackete Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve
des Beweises, und läßt sich Wörter vorzählen, wie man den
Extemporaldichtern Endreime giebt. Man hört einen Philosophen
durch, wie ein Register zum orbis pictus Abstrakter Begriffe: man
wird ein Historischer Schüler derselben; ein Witzling aus, oder gar
ein Spötter über die Philosophie. — Nun nehme man den kleinen
Rest derer, die jene steile Höhe hinan klettern wollen: einige fallen
mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilo-
sophen, die schädlichsten Geschöpfe, die sich unterstanden, alles trübe
249 zu machen, weil sie nichts recht und ganz wußten. Andere kom-
men hinauf, und thun, was andere thaten: sie rollen ihre Begriffe
und Worte so Synthetisch herunter, wie ihre Vorgänger: damit gut!

Wolfs Methode war der natürliche Weg, für einen Geist, der
sich schon an Leibniz Schriften gebildet: der aus ihnen Wahrheiten,
wie Inseln hervor hob, und Plan gnug im Kopf hatte, sie zum
vesten Lande eines Systems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte
sie sich in Mathematischer Kette, und so stellte er sie Mathematisch
hin — Vortreflicher Anblick für den, der sie, wie er, schon alle
gefaßt, geprüft, und bei sich bevestigt hat, der jetzt alle diese

gesammlete Ideen richtig und genau ordnen, und alsdenn sie im Ganzen überschauen will — Ja der siehet von seiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach strenger Richtschnur gepflanzt, Glieder, die sich einander zu drängen, um für Einen Mann zu stehen: und so wird er ihn als eine Landcharte seiner eigenen Reisen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber diese Reisen erst thun will — ob dies denn der sicherste und natürlichste Weg sey? die Frage ist anders!

Baumgartens Methode ist der natürlichste Weg, für einen 250
Geist, der sich an Wolfs Schriften gebildet: der aus ihnen Wahrheiten wie Glieder, riß, und Plan gnug im Kopf hatte, sie fast zur Tabelle zusammen zu fügen. Tabellarisch dachte sie sich sein letzter Blick und so ordnete er sie — Vortreflich für den, der eine Synthetische Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichsam von oben herab zu überschauen. — Wer aber keine dieser Wahrheiten noch nicht einzeln kennet, und sie aus seiner Seele und aus seiner Sprache gern selbst analysiren will: ist für ihn die strenge Synthese? Und wenn ich ihm auch Meiers Commentarien in die Hand gäbe, so viel Bände von ihnen er auf einmal tragen kann: sie ändern nichts, weil sie blos mit vielen Worten sagen, was B. mit wenigen sagt. Und wenn ich ihn auch auf B. eigenen lebendigen Vortrag verwiese; der, wie er selbst sagt, dies Skelet mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte? — Noch wird nichts geändert, denn hier soll man erst einen vollen Körper zergliedern, damit man hintendrein ein Skelet bekomme. —
Wolfs und B. Vortrag, ist der beste, nach dem sie dachten, und 251
jeder Philosoph denken will — aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der Philosophischen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade: ich habe zeigen wollen, daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst, und die strengste

Philosophie fodert, zween Endpunkte seyn, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist: so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mitlere Größe, ist unstreitig der beste Plaz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

[251—256. „Nun — getroffen." Band I, 158^{2}—161]

256 Eben der Fehler trifft auf sein Wörterbuch: „es soll den „Unterschied der beinahe gleichlautenden Wörter sorgfältig anzeigen!" Schön! das ist die Sprache der Philosophie: lasset Sulzern, der noch lebende Baumgarten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig, in seiner Aesthetik bestimmen; die Welt wird ihm vielen Dank wissen: lasset andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, feine Unterschiede zwischen
257 beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die Deutsche Philosophie und Philosophische Sprache; aber nicht für die Sprachkunst, überhaupt. Alle kannst du nicht bestimmen, Philologischer Weltweise! Die wirst du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirst sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter — Der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Ueberfluß. — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen; recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht Ideal-Philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu A B C Märtirern machten. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und eben so ein Glück für den Prosaisten, und ein Unglück für den Weltweisen,
258 daß das Reich einer lebendigen Sprache, Demokratie ist; das Volk

regiert, und duldet keine Tyrannen: der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen

Hunc penes arbitrium est et vis et norma loquendi.

Ueber Sulzers Anschlag zur Philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter* reden. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, „wenn man eine allgemeine Philosophische Grammatik hätte, welche „Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beur„theilt werden müßte; mit diesen Regeln könnten die, durch den Gebrauch eingeführten verglichen, und daraus gebessert, und vermehrt werden." Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht, „ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil „haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, „so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich „zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüßigen und Unregel„mäßigen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige Philo„sophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzu- 259
„führen: die Philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unter„scheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüßig erklären, „und gleichwohl würden sich die Französischen und Deutschen Dichter „die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus diesem unnöthigen „Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unter„scheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, „welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht."**

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andere: „es sollte keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen" uns alle Originalschriftsteller rauben. Man lese unsere besten 260
Dichter, besten Prosaisten, ja selbst unsere eigenthümlichen Philosophen — wie wird man den Sulzerschen Einfall bedauren uns keine Idiotismen zu lassen. Der Philosoph, der in dieser Philosophischen Grammatik säße, ist wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann.

---

*) Litt. Br. Th. 4. p. 230.

**) So ists für die Orientalische Dichter ... [Band I, 162]

14.

Von der andern Seite hat man um unsere Sprache auszubilden, so häufig die Uebersetzungen angepriesen, den Uebersetzern so manchen Rath, der leicht zu geben, und schwer anzuwenden ist, so manchen Liebes- und Gnadenschlag gegeben, und wiederum so viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles so oft Gesagte, nichts noch einmal sagen will.

Der Uebersetzer soll Wörter, Redarten und Verbindungen, er soll seiner Muttersprache vortrefliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anpassen. „So machte Apoll, daß
261 „Achilles Rüstung Hektorn so gerecht war, als ob sie auf seinen „Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht „verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein „Prosaiste in derselben vollkommen werden.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben „nur die öffentlichen Redner Ammunterung genug, und die größte „Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Ver„suche nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon viele „Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt „diese Begriffe so neben einander vor, daß uns neue Verbindungen „nöthig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der „besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar „vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen.“ Ich mag Abbten* nicht weiter nachschreiben: er preiset den Uebersetzern das Griechische, Lateinische, und neuere Ausländer an, verspricht ihnen Classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

262 Statt dessen, will ich nach unsern vorausgesetzten Prämissen einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen: Alle alte Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr Charakteristisches, als das, was neuer ist.

---

*) Lit. Br. Th. 13. p. 98.

Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können, als von
denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied
zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge
Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die Griechische etwas
versucht, und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich
so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den fol-
genden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer
sagen lassen, was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich
ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein, und fahre fort.

So sehr man Ursache hat, Uebersetzungen zur Bildung der
Sprache anzupreisen: so hat doch die Sprache größere Vorzüge, die
sich vor aller Uebersetzung bewahret. Eine Sprache vor allen
Uebersetzungen, ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem
fremden Manne vermischet, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebä- 263
ren: zu der Zeit ist sie noch rein, und im Stande der Unschuld,
ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sey voll
Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit: wie sie ist, ist sie Ori-
ginal- und Nationalsprache.

Welche unendliche Vortheile es gebe, wenn sich die Litteratur
eines Volks in allen ihren Gattungen so ursprünglich in ihrer
Sprache, und diese sich mit jener gestalte: ist an keiner als an
der Griechischen Sprache zu zeigen. An ihr aber auch auf vor-
zügliche Weise: denn wenn gleich die ersten Saamenkörner aller
Wissenschaften in sie aus andern Ländern kamen: so war doch dies
vor der Zeit der Büchersprache, folglich in einem Alter, wo diese
fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Verän-
derungen schnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen, und
umgebildet werden. Und so bildete sich auch alles nach Griechischem
Himmel um, und weil die Litteratur dieses Volks nie ein tyran-
nisches Urbild hatte, was sie nachahmte: so ward ihnen alles
Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigen-
thümlichen Vollendung. In einer Geschichte Griechischer Litteratur 264
und Sprache müßten diese zween Vorzüge, über deren Beschaffen-
heit, Gränzen und herrliche Wirkungen noch wenig versucht worden,

zum Grunde liegen: nämlich wie fern dieselbe den Adel des Ursprünglichen, und das Herrenrecht des Eigenthümlichen, gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache, in welcher kaum die Litteratur empfangen ist, und die die ganze Gestalt derselben nach einer andern bildet, verliert eben damit wenigstens als gelehrte Sprache, ihr Originaleigenthum. Unter diesen Ueberwundenen war die Römische die erste, die in den Gränzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der Griechischen ist. Es ist erstaunend, wie tiefe Eindrücke dies bis in das Innere ihrer Litteratur gemacht, die fast nie eigenthümlich geworden, als wo sie es seyn mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wissenschaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Gesetze und Muster bekommen haben, und unsere heilige Sprache dem Orient entwandt ist: so giebt es unzäliche Merkmale dieses
265 Fremden und Seltenen in unserer Litteratur und Sprache. Hierüber könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre, was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa &c. für nichts als Worte ist, ein tiefsinniges und gelehrtes Werk schreiben: was unsere Litteratur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe?

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel, und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten Grammatisch und Philosophisch schätzen, und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsere Handwerksrecensenten es halten, über Uebersetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen: so halte ichs für die feinste Critik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müsse, der, aus welcher und in welche er übersetzt. Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeinig-

lich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide: der einen thut 266
sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu
sehr anpassende Uebersetzung, die leichte, muntere Seelen sklavisch
schelten, ist weit schwerer, sie eifert für beide Sprachen, und wird
selten so geschätzt, als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall
versuchen, anpassen, wagen muß: so erbeutet er von unsern Cen-
soren mit hohem Augenbran, daß sie ihn über drei mißrathene
Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen,
und den Proben eines Künstlers, wie Lehrlingsstücken eines Schülers
begegnen. So gieng es Abbten mit seinem Sallust. Wenn sich
ein munterer Jüngling für sein Vaterland wagt: so wünsche ich
ihm einen alten Verständigen zur Seite: nur daß dieser nicht vor-
gehe: und hat sich ja jener zu weit verirrt, so führe ihn ein Genius,
wie ein unsichtbarer Menschenfreund, wieder zu den Seinen. —

Wäre aus allem, was ich gesagt, nichts zu sehen: so doch,
was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sey?
Es giebt so verschiedene und ausschließende Vollkommenheiten der-
selben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen 267
Zwecken, auf verschiedenen Stuffen betrachtet, daß je mehr ich über
dies Ideal nachdenke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusam-
men: es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blendete, die es
verwirret — und endlich ist doch alles verflogen.

Ich lasse also einen andern für mich reden, und setze blos
einzelne Worte hinzu, die bestimmen sollen, was er nicht genau,
und anwenden sollen, was er vortreflich sagt.

[267—285. Beschluß. Band I, 229⁵—240].

Ueber

die neuere Deutsche Litteratur.

Fragmente.

Zweite Sammlung.

Zweite völlig umgearbeite Ausgabe.

(Aus der Handschrift.)

[Erste Abtheilung.]

Nicht um eine Standesmäßige Anpreisung der Griechen, noch um das eitle Lob, in ihnen belesen zu seyn, noch um mit Parallelen zu spielen, und am allerwenigsten um Deutschland gegen Griechenland zu verkleinern: — um dies alles ist mir nicht zu thun, wenn ich schreibe, wieviel uns an den Griechen gelegen seyn müße? wenn ich untersuche, wie unsre Litteratur, gegen die Griechische gestellt, abstehe? Ich bin kein Profeßor der Griechischen Sprache, der des Amts und seiner gelehrten Ausgaben wegen diese Sprache erwecken möchte: kein berühmter Schüler eines berühmtern Lehrers, der noch einige ihm angestorbne Schätze von Gelehrsamkeit und Meinungen über das Alterthum in die Welt zu bringen hätte: kein gebohrner Grieche, der nach der Pythagorischen Seelenwanderung in Deutschland wieder lebendig geworden — und doch schreibe ich über die Griechen, weil, was ich zu schreiben habe, wahr und meiner Zeit nützlich seyn kann. Wiederum! von Deutschland entfernt: unbekannt mit den Personen der Schriftsteller, deren Schriften ich kenne: an keine Schule des Geschmacks und der Critik durch das Band der Blutfreundschaft und Schwägerschaft gebunden: ohne Griechischen Ruhm, den ich zu erhalten; ohne ein System, das ich zu unterstützen hätte — so schreibe ich: warum sollte ich nicht, was ich denke, schreiben? [1]

---

1) Aus der vorletzten (zweiten) Redaction. Die letzte beginnt ohne Einleitung mit Kapitel 1.

1.

Die Väter aller Litteratur in Europa sind die Griechen. Nach unserm Gesichtskreise in der Geschichte die Ersten in der Welt, bei denen sie -blühete — Litteratur nämlich, von der wir mehr als Namen und Fabeln wüsten. Nach unserm Gesichtskreise die Ersten und Einzigen des Alterthums, bei denen sich Wißenschaft und Kunst, wie zu einem völligen Staate gebildet. Und zu einem Staat, der von Minerva ersehen war, Muster für alle Welt zu werden. Und ein Muster, das fast nie und nirgend Seinesgleichen fand: fast überall und in Allem, was es besaß, unerreichbar geblieben — Sind dies nicht Ursachen gnug, von der Griechischen Litteratur, wie von einer Schöpferin der Nationen zu reden, und von ihr anzuheben, wie die Dichter vom Jupiter.

Die gemeine Litteraturgeschichte, die mit Gelehrsamkeit beladen, im stillen Gange eines Müllerthiers Völker und Zeiten durchschreitet, hat die Augen zu nahe an der Erde, um auch nur etwas überweg schwebende Erscheinungen zu sehen: es kann also seyn, daß ich einigen meiner Leser Phantasien vorzuspiegeln scheinen werde. Ich thue es nicht. Rücke den Zauberspiegel des begeisterten Ausdrucks: das Buch unsrer Geschichte zur Hand: lies lange und denn urtheile! Lies mit dem unruhigen Auge eines Forschers nach Weisheit, und urtheile mit dem ruhigen Blick eines, der auf den Fortfluß der Begebenheiten, wie auf eine strömende Quelle herabsieht, und so lange er urtheilt, kein Welt- kein Litteraturbürger seyn mag.

Hinausgesetzt also über den Kreislauf von Völkern und Zeiten, über die Lieblingsmeinungen meiner Zeit und die Vorurtheile meiner gelehrten Erziehung, — in dieser freien Höhe ruffe ich die Geschichte der Welthändel, der Künste und Wißenschaften, der Erfindungen und alter Begebenheiten bei mir vorüber — ein ungeheures Schattenspiel von Zeitaltern, Denkarten, und Gattungen des Geschmacks! Nationen, jede durch ihre Stellung und Folge des Auftritts, nach Farbe Gestalt und Handlung sonderbar — da aber

die Griechen! Auf welche vortheilhafte Stelle, auf welchen hellen Fleck in der Schattenfolge treffen die!

Wo sind die Völker und Zeiten vor ihnen? Jahrtausende, in denen der Menschliche Verstand sich erzog, und für einen Weisen über die Geschichte der Menschheit die wichtigsten. Wo sind die Erdstrecken, dahin das Menschengeschlecht mit seinen Bedürfnißen und Erfindungen zu Hause gehört: Nationen, nach der ersten ursprünglichen Form des Menschlichen Geistes gebildet — wo sind sie? Als Schattenbilder in der dunkelsten Ferne, im schiefesten Anblick gehen sie uns auf, und sind in den Abgrund der Zeiten versunken. Die Originalnationen der Welt, die Kindheit des Menschlichen Verstandes, das Vaterland der Erfindungen, die Erdstrecken von China bis zum äußersten Thule, ist wie die Insel Atlantis in der Nacht der Zeiten. — Und wie steht es nun um den prächtigen Titel einer allgemeinen Geschichte? Schriftsteller der Welthistorie, und alle ihr sieben Verkürzer derselben, wer von euch kann seinem Gebäude, es sei nach großem, oder nach verjüngtem Maasstabe errichtet, die Aufschrift eingraben: allgemeine Geschichte des Menschlichen Geschlechts! — Vorn wie ein Lustschloß prächtig, in den neuesten Zeiten gar zu geräumig; hinten ein verwünschtes Zauberschloß voll Götter, Ritter und Riesen, das sich endlich in weiten Trümmern endigt, so ist unsre Geschichte. Sie windet sich eine Spanne breit, um den Erdball, wie ein schmaler heller Streif, wie eine Binde um den Jupiter; und das Uebrige, das Meiste, das Erste ist Nacht.

Die Griechen allein leuchten aus dieser Nacht hervor. Lieblinge der Minerva, da stehen sie in der Geschichte des Alterthums im besten Lichte, eben auf der glänzenden Höhe, eben auf dem hellen Fleck des Ringes, gegen den sich die Völker vor und neben ihnen in den Schatten der Vertiefung verlieren: hier also ein Augenmerk der Welt, und fast eine überirrdische, himmlische Erscheinung. Alles außer ihnen entweder ohne Nationalgeschichtschreiber, oder diese Nationalgeschichte verlohren und verdrängt. Die Griechen allein die Quelle dieser Geschichte, und welch eine späte, durch-

löcherte und oft versiegene Quelle, die ja das Wenigste faßen konnte, Vieles, was sie erfaßte, als Barbarischen Unflath in den Abgrund sinken ließ; endlich zwar einen kleinen Rest von Sagen und Ueberlieferungen erhielt, aber zugleich mit Griechischer Steinrinde überzog, ihm Griechische Gestalt gab, oder ihn sich gar zu Eigen machte. Was wißen wir von der Geschichte des Alterthums? als — was wir durch die Griechen wißen: und was wißen wir durch diese? als — was sie wißen konnten, und wie sie es uns wollten wißen laßen!

So ists! Was in der Morgenröthe der Zeiten soll gesehen werden, muß vom Abglanz der Griechen sichtbar werden; und steht es nicht zu diesem Lichte: so ists für uns — gar nicht. Wie wenig steht nun so? wie dunkel, wie helldunkel, und verstellt muß manches in so fremden Licht erscheinen? Wir sollen alles Alterthum durch das Medium der Griechischen Geschichte sehen, und so sehen wir nichts, als Griechen oder Barbarn. Die Schriftsteller Griechenlandes, oder mit höherm Namen die Ueberbringer der ältesten Weltgeschichte, sind nichts mehr und nichts weniger, als Nationalgeschichtschreiber, und leider! oft gar Nationaldichter — Griechen also, die nur die sahen, die sie sehen konnten, sie mit Griechischem Auge oft als Feinde, und immer als Fremde, ansahen, immer mit sich verglichen, und endlich mit Griechischer Feder, auf Griechischen Glauben, für Griechenland beschrieben. Als Weltbürger, die von einer Wolke des Himmels alle Zeiten und Völker übersahen, so wie der Jupiter auf Ida mit einem Göttlichen Blick übersahe die Heere, die mit Nacht umgeben, sich am Fuß des Berges würgten, und die friedlichen Aethiopier: als solche allsehende Weltbürger, und die für alle Zeiten und Völker schrieben, und die sich jedesmal wenigstens mitten in das Herz des fremden Volks versetzten — als solche schrieben sie nicht. Und muß ich also allein aus solchen Landesquellen einer Nation schöpfen: so zeichne ich auf mein Werk mit zitternder Hand hin: G e s c h i c h t e d e s A l t e r t h u m s, w i e s i e u n s d u r c h d i e G r i e c h e n ü b e r b r a c h t i s t.

Ist dieser Gesichtspunkt denn so unbemerkt? er ist wenigstens noch beinahe ungebraucht, sonst müßte er einen neuen Gesichtskreis der Geschichte geben, der freilich nicht ins Unermäßliche einer Weltgeschichte fortflöße, aber dafür eine bestimmtere Sphäre zu historischen Bemerkungen umzirkte: wie viel wir den Griechen zu danken haben, und wie wenig wir doch durch sie wißen! wie manches sie uns entwandt, und das Meiste mit der Farbe ihres Landes bestrichen! — Ich getraue mich zu sagen, daß da wenigen einzelnen Griechen ihr wahrer Standpunkt kaum abgemerkt worden, da man ihre Geschichtschreiber fremder Völker von Herodotus, dem Morgen= bis auf den Sicilischen Diodorus als den hellen Abendstern dieser Geschichte nicht immer auf der Stelle lieset, auf welcher sie schrieben: so sei zu der großen Aussicht ins Weite der Geschichte hinaus: welchen Platz die Griechische Nation gegen andere Völker und Zeiten habe? uns bisher kaum eine kleine Spalte eröfnet, und ohne sie rückt nicht Alles in schiefen Schatten oder in falsches Licht?

Und so muß man die Griechische Geschichte, wenn ich ein Kunstwort aus der Mathematik anwenden darf, als eine Projektion, und wahrhaftig als eine Orthographische Projektion der ältesten Welthistorie studiren — ein schweres und kaum angefangenes Studium. Indeß fodert eben deßwegen der um so merkwürdigere Altar der Griechischen Muse von mir hier im Vorbeigehen eine Gabe des Ruhms auch über die stillen Verdienste unsres Heyne in der alten Geschichte. Mit mehr Barmherzigkeit, als Väter gegen mißgebohrne Stiefkinder zu haben pflegen, hat er die elenden Englischen Verkürzer berichtigt, und Er, dieser stille Kenner der Alten, von dem ich in einigen fliegenden Blättern tiefere Ideen gefunden, als in großen schreienden Modebüchern unsr'er Zeit, Er wäre vielleicht, hätte er selbst geschrieben, der Erste gewesen, diese historische Projektion durch die Griechen genau zu bestimmen, und die Vorurtheile zu zertreiben, die hierinn dunkel über uns schweben — — —

Auch in diesem Betracht ist uns die alte Jüdische Urkunde ein unschätzbares Denkmaal des Alterthums. Aus allen Nationen,

das einzige wahre Ueberbleibsel der ältesten Nationalgeschichte, und wenn nicht ein historischer Tempel, so eine zerbrochne Marmorsäule voll Hieroglyphen. Was würde unsre Geschichte für Gestalt haben, wenn wir dies heilige Fragment einer Morgenländischen Völkergeschichte nicht hätten, und nicht gehabt hätten? Wo alsdenn anzufangen? wo den Faden, so knoticht, so verworren er jetzt sey, wo ihn denn durch das Labyrinth der Nationen und Zeiten fortzuleiten? Alsdenn wären uns die Griechen die Ersten, die Einzigen, Alles. Ein Gesichtspunkt und Eine Aussicht: in der Geschichte des Alterthums wären wir ganz Griechen!

2.

So wie jetzt beinahe von Seiten der Litteratur, und diese Seite gewährleiste darüber, was sich hier nicht sagen läßt — Wißenschaft, Kunst und Weisheit, wo fängt sie für uns an? in Griechenland. Hier bricht für unsre Welt wenn nicht die Morgenröthe, so die Sonne der Litteratur hervor, die mit Pindar zu reden, in den Wüsten des Aethers auch über unser Haupt hin, ihren Weg genommen, die Europa erleuchtet und aus der Barbarei gezogen. Von hieraus rechnen wir den Lauf der Cultur: hier die Erfinder fast von Allem, was wir haben, die Originalköpfe in Allem, was je gedacht worden, die Stifter der Litteratur für alle Welt, und die schönste Blüthe des Menschlichen Verstandes. Sie die Erstgebohrnen ihrer Minerva, und Alle vor und neben ihnen Barbarn; sie Alles, die übrigen Völker Nichts — nomina modo vana, ad belli discrimen non pertinentes, ob id ipsum, quod ignoti, ignobiles etiam, wie Alexander, als ein wahrer Grieche, von den Völkern des Caucasus redet.

Ist dies so? Für uns beinahe. Eben als wenn wir auch Griechen wären, müßen wir ihnen nachsprechen, weil anders wohin die Wege versperrt sind, und wie gerne werden wir auch selbst Griechen, um weitere Reisen uns zu ersparen. .So wird Griechen-

land, wie jene angenehme Zauberinsel, die niemand von sich ließ. Weil der Zeitraum der Griechischen Wißenschaft so glänzend in ihrer Art ist: so verblaßen die Felder andrer Völker, die auch an ihrer Stelle und nach ihrer Art und nicht nach Griechischem oder neuern Maaßstabe zu meßen wären. Den Kindern wird gut gethan auf Kosten der Väter, durch welche jene so viel wurden, und weil sich in Griechenland nach unserm dunkeln Fernglase die Geschichte unserer Litteratur anfängt: so ists, als wenn sich daselbst die Geschichte des Menschlichen Verstandes anfinge.

Selbst die eigensten Griechen können denen, die sie Barbarn nennen, Gesetze, Künste, Erfindungen, ja die meisten Wißenschaften, derer sie sich rühmten, nicht absprechen, und so sehr sie alles aus der Gebärmutter ihres eignen Verstandes hervorziehen, so sehr sie alle Spalten zu weiterer Aussicht verkütten: Lücken bleiben doch immer, es zu zeigen, daß von Gesetzen, Künsten, und Wißenschaften die Urheber und Ueberlieferer an sie gewesen sind — Barbaren. Barbaren zogen sie aus der Barbarei, und eben dadurch, daß sie ihnen Licht gegeben, kamen sie selbst in Schatten. — Nun weiß ich, daß, was von Kunst und Wißenschaft die Griechen aus fernen Ländern herhatten, in dieser Ferne blos roher Same gewesen, der sich nach ihrem edeln Boden, unter ihrem schönern Himmel, an ihren klaren Pierischen Quellen in eine beßere Natur veredelt: ich weiß, daß in jedem Gebiet der Litteratur die Griechen sich Originalmanier gegeben, die Beste in ihrer Art. Aber —

Welcher Barbar wollte eine nach Griechischer Art? Wer, der das Clima, die Sprache, die Regierung, die Lebensart, die Geschichte, die Localumstände Griechenlandes nicht hatte, und nicht haben wollte, wer von ihnen hatte und wollte seiner Zeit und seines Orts eine Mythologie, Poesie, Philosophie, Politik, Musik, Rednerei, und Kunst nach Griechischer Denkart? Wem von ihnen wäre Eins von diesen natürlich, eigen, vortheilhaft, oder auch oft nur nicht unnatürlich und hinderlich gewesen? Und so muß man ja ein Grieche seyn, um das Barbarisch zu nennen, was Ungriechisch ist. Können denn alle neuere Entdeckungen und Nachrichten von Arabern und

Schotten, von Amerikanern und Skandinaviern, von Chinesern und Grönländern, nicht wenigstens das Philosophische Wort zuruffen: Zweifele!

O wer ein Montesquieu über den Geist der Wißenschaften wäre, wie jener über die Gesetze es seyn wollte, würde er das Barbarisch nennen, was nach den Hülfsmitteln seiner Zeit und seines Landes nicht anders als so seyn konnte? Würde er ein Lieblingsvolk haben, nach deßen Vorurtheilen er alles abmeßen wollte, alles aus seinen Situationen und Zwecken zu rücken, um Verdienste mit dem Loth einer fremden Zeit zu wägen, und mit verwöhnter Zunge den Geschmack zu kosten — So verflöge ja auf einmal der Geist seines Werks. Setze dich aus einer Litteratur hinaus, welcher einmal für alle die Griechen erste Form gaben: werde ein wiedergebohrner Zeitgenoße einer abgelebten Geschichte, ein Barde vergangener Zeiten — so urtheile! Welches Volk, welches Jahrhundert hat sich je eine andre als Sekular= und National=Litteratur gebauet? Die Griechen nicht, und wir auch nicht.

Ich träume mich in eine neue Welt, wie wenn Scythen, oder Araber von dem Schicksal bestimmt gewesen wären, uns die ersten Formen der Wißenschaften zu überliefern! Welch einen andern Körper der Litteratur, er sey nun Ideal oder Ungeheuer, wenn statt der Mythologie die Edda, statt der Poeten, Skalden, u. s. w. von ewigen Zeiten her unsre Lehrer — wenn der Menschliche Verstand so hätte bauen sollen auf die Grundlage eines andern Volks, als jetzt auf ein Fundament mit Griechischer Säulenordnung. Man falle mir nicht in die Rede, daß wir durch solchen vortheilhaft=eigensinnigen Lauf der Kultur über Griechenland hin mehr gewonnen, als verlohren — wir haben alles dadurch gewonnen, und ein Griechischer Tempel muß uns ja über eine Gothische Kirche, Griechische Schönheit über Chineserschönheit, Griechische Weisheit in Poesie und Geschichte über die Schwärmerei der Araber gelten. Aber wenn ich so viel zugebe, so sey doch die Kleinigkeit mein, daß wir unsere Litteratur nicht edler und ursprünglicher bereichern, als wenn wir die Gedankenschätze eines Volks erbeuten, das keine

Sklavin und keine Kolonie der Griechischen Litteratur gewesen, daß ein Oßian gegen Homer, und ein Skalde gegen Pindar gestellt, keine unebne Figur mache, daß wenn durch ein wohlthätiges Erdbeben die Arabischen Leichname des Eskurials belebt aus ihren Gräbern hervorgingen, wir eine Welt originaler Menschen um uns sehen müsten, und das wenigste von allem, daß um von der Kunst und Wißenschaft eines Ungriechischen Volks zu urtheilen, man sich, so viel als möglich, von den Falten frei machen müste, die nach dem gegenwärtigen Lauf der Kultur die Griechische Muse uns könnte eingebogen haben. — Es scheint diese Foderung leicht, und selbst in den feinsten Fällen wird sie sehr schwer: zehn Beispiele liegen vor mir, ich wähle das Größte, aber auch das Verzweifeltste von allen.

3.

Ohne Zweifel waren die Griechen nirgend auf so entschiedne Art mehr, als in der Kunst, mehr als ihre Väter und Schüler, so daß der ädle Grieche unsres Vaterlandes, Winkelmann, in ihnen das Ideal aller Göttlichen und Menschlichen Schönheit findet, und mit Griechischem Gefühl preiset. Ueber die Kunst und die Schönheit der Griechen spricht er, daß ein Proxenides das Gesetz geben würde: „von ihr soll nur Winkelmann sprechen!“ In ihr ist mir sein Name so groß, daß es das Ziel meiner Wünsche wäre, über die Griechische Poesie und Weisheit das mir selbst seyn zu können, was er in der Griechischen Kunst für Welt und Nachwelt geworden: denn in Erklärung derselben aus ihren Ursachen und Gründen, in Untersuchung ihres Wesens und ihrer Zeiten hat ihn die Griechische Muse, und ihre Gesellin, die Göttliche Gratie gesalbet und begeistert, daß viele, die seine Richter haben seyn wollen, kaum verdienten, die Leser deßelben zu seyn. — Das ist er als Grieche: aber auch unter den Aegyptern ein Aegypter, und unter den andern Ungriechen auch ihr Zeitgenoße und Landesmann? So sollte es seyn und ists nicht immer. Sein Auge nach den Griechen gebildet, und sein

Geist mit dem Ideal Griechischer Schönheit erfüllet, sucht, wie bezaubert, dies Bild der Liebe allenthalben, auch wo ers nicht finden kann, und wo ers nicht findet, will er oft das nicht sehen, was er sehen könnte.

Ich weiß, daß der Hauptzweck seines unsterblichen Werks vorzüglich die Geschichte Griechischer Kunst, und das Wesen Griechischer Schönheit, folglich eine Lehrgeschichte ist: wenn sie also auch unter andern Völkern nicht so ausführlich seyn wollte, und so vollständig nicht seyn durfte; muste sie nicht überall gleich unpartheiisch die Verdienste jeder Nation um die Kunst in alle ihr Licht stellen und auf der Waage der Gerechtigkeit Vor- und Nachtheile abwägen? Der Geschichtschreiber der Kunst des Alterthums, der „den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderung und den Fall derselben, es sei dies, wo es wolle, nebst dem verschiednen Stile der Völker, Zeiten, und Künstler" lehren will, — muß dieser nicht z. E. unter den Aegyptern wandeln, als hätte er die Griechen nie gesehen, und auch über sie, wie vor den Todtenrichtern auf Möris urtheilen? —

Hierinn scheint zuförderst seine erste Untersuchung von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern zu fehlen, die ohngeachtet ihrer vortreflichen Grundsätze ein nicht so sichres Fundament zu einem so großen Gebäude geworden. Winkelmann ist nicht auf der Seite derer, die alle Kunst, Weisheit und Erfindung, aus einer ihrer Lieblingsgegenden, wie Diamanten aus Indien, holen, und damit jedem Volk den eignen Menschenverstand absprechen, der sich das Nothwendige selbst erfinde. Ich bin auch nicht auf ihrer Seite, und wollte W. nichts, als der Kunstlehrer nach der Idee eines Volks, wie z. B. der Griechen seyn, so schreibe er: „die Kunst scheint unter allen Völkern, welche dieselbe geübt haben, auf gleiche Art entsprungen zu seyn, und man hat nicht Grund gnug, ein besondres Vaterland derselben anzugeben. Bei den Griechen hat sie mit einer Einfalt ihren Anfang genommen, daß sie aus dem, was sie selbst berichten, von keinem andern Volk den ersten Samen zu ihrer Kunst geholet, sondern die ersten Erfinder heißen können." In einem

Lehrbuche über die Kunst der Griechen bauet man auf diese historische Hypothese sicher fort, und kann Critische und historische Muthmaaßungen über die Mittheilung unter den Völkern zur Noth ersparen.

Kaum aber in einer Geschichte — nach Griechischem Verstande — und eben in dem Theil, der vom Ursprunge und Anfange der Kunst unter verschiednen Völkern reden sollte. Hier dünkt michs zu willkührlich und bequem, deßwegen, weil die Kunst zum Nothwendigen gehört, sich historischer Untersuchungen zu überheben, wie die Kette der Mittheilung Völker und Zeiten verknüpft habe. Ja! wenn ein jedes Volk den Bedürfnißen, mithin dem Erfindungsgeist seiner Natur allein überlaßen, ohne die Mithülfe anderer, die schon weiter gekommen, für sich arbeiten müßte: alsdenn könnte die leidliche Hypothese: „auch die Künste gehören zum Nothwendigen, das sich jede Nation selbst erfinden kann" — sie könnte Baugerüst bleiben: so wie der Weltweise sich einen Zustand der Natur erdichtet, um Sprache, Kunst u. Wißenschaft entstehen zu laßen. Ganz anders, wenn ich mich aus dieser willkührlichen Eingeschloßenheit eines Volks in den wüsten und wilden Zusammenstoß der Nationen versetze, und es erwäge, daß jedes Volk, wenn es gleich aus seiner Erde entstanden zu seyn vorgibt, und wie die Athenienser,[1] deßwegen eine güldene Heuschrecke im Ohr trägt, doch einen Familien- und Popular-Ursprung gehabt; wird da die vorige Annehmung gegen historische Beweise gelten? Und wird dieser angenommene Grund: „jedes Volk hat das nöthige bei sich selbst gefunden" durch die Betrachtung bestärket, daß „die Kunst der Zeichnung eine Tochter des Vergnügens, das Vergnügen aber dem Menschen nicht weniger nothdürftig sei, als die Nothdurft selbst" — wird er dadurch bestärket? Ich glaube vielmehr entkräftet: denn wie? wenn ich behauptete, daß der Erfindungsgeist in der Brust des Menschen sehr ruhig schlafe, wenn ihn nicht eine Gewalt von Nothdurft wecket: wie? würde die Kunst zu solcher gewaltsamen und preß-

---

1) „Athenienserinnen" in der „Lobschrift auf Winkelmann" (1777)

haften Aufmunterung gehören können? — Wenn ich fortführe, daß die Triebfeder zu Erfindung des Schönen und Annehmlichen um so unwürksamer sey, wenn stärkere Federn ihr Rückhalt thun: und dörfte nicht bei den ersten Griechen ihr roher Zustand dies rückhaltende Hinderniß, wenigstens keine nothdürftige Aufmunterung gewesen seyn, um die Töchter des Vergnügens zu suchen? Wenn ich endlich hinzusetzte, daß die dem Menschen und dem rohen Menschen insonderheit natürliche Trägheit so gern in Nachahmung übergehe, wenn Geschöpfe von höherer Stuffe uns in Erstaunen setzen, und durch die Bewunderung den Rest von eigner Wirksamkeit völlig ermatten; dörfte da —

Doch warum Meinung gegen Meinung, wo historische Beweise auftreten sollen: und wo hat W. sie auftreten laßen? Die dreyßig Gottheiten, die man in Steinen verehrte, und die Anmerkung des Pausanias dabei, „in den ältesten Zeiten haben alle Griechen unbearbeiteten Steinen Göttliche Ehre bewiesen," was sagen sie? Daß den alten rohen Griechen ein Symbolum der Gottheit gnug gewesen sey, das zwar nicht ihre Gestalt bezeichnete, aber doch das nothwendige Bedürfniß einer Verehrung erfüllen konnte. Ganze Völker und Jahrhunderte fanden also in diesem unförmlichen Symbolum die Befriedigung ihrer Religionsnothdurft: bei einigen ward es so gar Gesetz, nicht weiter zu gehen, und das Bild der Gottheit zu gestalten: selbst allen Griechen war im Anfange daran gnug: die Pharenser verehrten sie noch, da ihr ganzes Gebiet voll Bildsäulen war, als die erste rohe Nothdurft des Gottesdienstes. Zeugen sie also für Winkelmann? eher gegen ihn: denn sie beweisen, wie wenig ein Volk in der Religion brauche? sie laßen unbestimmt, ob nicht die Begriffe dieser Gottheiten von außen überbracht, und zu der Zeit, da Bacchus und Venus, die Liebe und die Gratien Klotz und Stein waren, die Hände der Griechen nur noch zu roh gewesen, die überbrachten Begriffe beßer zu bilden. Doch was sage ich: zu der Zeit? hat es denn W. bewiesen, daß die Klötze und Steine ein Anfang der Kunst gewesen, daß sie mit der Zeit Köpfe, mit der Zeit ein Geschlecht, endlich Beine u. s. w.

bekommen, und ist nicht dies Fortschreitende bewiesen, so ist noch nichts dafür, daß diese Einfalt von der Ursprünglichkeit Griechischer Kunst zeuge.

Und wäre das Gegentheil wider die historische Wahrscheinlichkeit? Selbst „nach dem, was die Griechen, die originalsüchtigen Griechen selbst berichten:“ Von wem bekamen sie Cultur, Gesetze, Götter, Wißenschaften, Künste? Die älteste Griechische Geschichte ist voll davon: durch fremde Kolonien. Man erlaße mir also hierüber alle leidige Gelehrsamkeit, und sage, daß wenn Cecrops, oder wer es sei, fremde Götter eingeführt, und wenn die Griechen, nach Herodots Zeugniß, alle Gottheiten, den Neptun ausgenommen von den Aegyptern hatten — wie die Ueberbringung dieser Gottheiten unter ein Ungöttisch Volk ohne etwannige Gestaltung habe geschehen, und wie ich die Erfindung der Kunst, als die Erfindung des Nothwendigen mit Zuversicht voraussetzen könne bei einem Volke, welches sich Etwas nicht erfunden, das ihrem Zustande nothdürftiger war, als alles Vergnügen, die Bildung einer errettenden Gottheit. Die älteste Griechische Geschichte verräth zu viel Spuren, daß Fremde in dem Lauf ihrer Erfindungen ihnen oft vorgetreten, Fremde sie aus manchem Bedürfniß gerettet, ja Fremde bei ihnen die Kultur erweckt, und in den ersten Zeiten des Fortganges mit wiederholten Stößen beschleunigt. Genau heißt es also nicht gerechnet, wenn ich, unangemerkt diese fremden einwirkenden Kräfte blos nach der Natur der sich bewegenden Sache ihren Lauf bestimmen will. Das gibt freilich ein schöneres Gebäude der Geschichte; aber der Nothdurft, dem Eigensinne, dem unbändigen Wurf historischer Begebenheiten geschieht damit zu Nahe.

So ist W. Geschichte der Kunst das prächtigste Gebäude, und ein Ideal der Geschichte, insonderheit bei den Griechen: sie ist aber mehr Lehrgebäude, als es fast eine Geschichte seyn kann. Sie bauet, wie Homer auf den Zorn seines Helden, so auf den Grundsatz: die Kunst ist bei den Griechen ursprünglich, und auf dem ordentlichen Pfade der Natur fortgegangen, wie ihren Fortgang der Kunstphilosoph bestimmen würde. Allein laße man das Gebäude

unter jedem einzelnen Volk prangen: die Kette zwischen den Völkern fehlt offenbar. Sein Buch zerfällt fast in so viel Theile, als er Völker beschreibt, wenigstens sehe ich nicht bestimmt und historisch gesprochen, den zusammenhangenden stralenden Gang, den die Kunst über Völker und Zeiten genommen. Zwischen Aegyptern und Griechen, Phöniciern und Griechen, Griechen und Parthern, Griechen und Hetruriern scheint mir das historische Band nicht scharf gnug gezogen, und so entgeht mir bei dem künstlichsten Gebäude einer Geschichte, das vielleicht in der Welt erschienen, bei diesem Werk voll großer historischer Aussichten, entgeht mir die Größeste von Allen: wie ein Volk das andre bildete? und was jedes im zusammenhangenden Faden bekam, erfand, verderbte, verbeßerte, und fortpflanzte? — Diese Aussicht über den ganzen Lauf der Kunst entgeht uns beinahe völlig.

Gar zu genau auf diese Aussicht ausgehen, immer der Räuber einer Nation für die andere seyn wollen — freilich hat dieser Eigensinn zu viel historische Träumer gegeben, die mit ihren Ueberpflanzungen Völker und Zeiten verwirret, dem eignen Menschengeiste alles vor dem Munde weggeraffet, und insonderheit dabei, eigne Natur, Idiotismus einer Nation verfehlt haben, es sei worinn es wolle. Vielleicht haben eben diese unglückliche Spuren W. bewogen, von diesem verführenden Wege voll Luftbilder abzulenken, und diese Abweichung hat ihm ohne Zweifel viele mühsame Tritte in historischem und Critischen Sande erspart, und insonderheit in dem Wesen Griechischer Kunst, und in den Zeitaltern ihrer Geschichte uns ausschließende Vortheile gebracht — aber blos Vortheile?

4.

Ich bewundere die Pracht des Gebäudes: Von dem Ursprunge und Wachsthum Griechischer Kunst nach vier Zeiten und vier Stylen, und wünschte mir jede Wißenschaft mit solchen Anmerkungen in solchem Gebäude zu sehen; aber so lange

schon ich mich noch nicht daran satt sehen kann: so bin ich doch noch in den ersten Saalgängen etwas in der Irre. Woher kann der ältere Styl zu seinen Kennzeichen haben nachdrückliche und mächtige Zeichnung, und starken Ausdruck? Woher konnte er auf ein Systema gebauet seyn, welches aus Regeln bestand? Woher kam den ältesten Griechischen Bildsäulen, jener unbewegte Stand, jene gerade Stellung ohne Handlung, jene große Ähnlichkeit mit den Aegyptern, die auch W. nirgends verkennet? Von Ungefähr, oder gar von der Natur?

Das Letzte behauptet W., und ziehet sich also aus der Verlegenheit, durch einen — irrigen Grundsatz. Ihm ist er Grundsatz, und er wiederholt ihn oft als einen Grundstein seines Gebäudes; mir scheint er irrig, wenigstens ungewiß. „Da die Wißenschaft in der Kunst vor der Schönheit vorausgehet, und als auf richtige strenge Regeln gebauet mit einer genauen und nachdrücklichen Bestimmung zu lehren anfangen muß: so wurde die Zeichnung regelmäßig, aber eckigt, bedeutend, aber hart und vielmals übertrieben." Winkelmann, der Lehrer und Beschreiber dieses Styls ist mein Lehrer; aber mit W. dem Erklärer deßelben darf man doch in Absicht auf Gründe uneinig seyn? Und nun frage ich dreierlei: muß die strengste Wißenschaft in der Kunst vor der Schönheit allemal und wie nach einem unveränderlichen Naturgesetze vorausgehen? Ist die erste steife Härte blos eine Tochter der Wißenschaft, und das Unnatürliche in ihr eine Tochter Griechischer Natur gewesen? Wie gränzt nach dem natürlichen Wachsthum einer werdenden Kunst die richtigste Wissenschaft an den rohen Versuch? — Wenigstens mögen meine Zweifel die Aufmerksamkeit verbürgen, mit der ich W. Geschichte mir selbst zu erklären suche.

Muß allemal und nach der wahren Naturordnung die Wißenschaft in aller Strenge vor der Schönheit vorausgehen? W. selbst sey Schiedsrichter, der an allen freiern Orten seines Werks nicht blos den unendlichen Unterschied zwischen Wißenschaft der Zeichnung und Bildung der Schönheit voraussetzt: sondern es anderweit behauptet, daß die Formen keine Verhältniße, und die Gestalt keine

Proportion sey, daß die ersten Griechischen Künstler die Schönheit zur Absicht gehabt — doch was häufe ich Induktionen? eben dies Gefühl der Schönheit, unterschieden von trocknen Verhältnißregeln hat ja den besten Theil von W. Geschichte, wie ein Geschöpf der Engel gebildet! — Kunst also als Kunst setzt Versuche voraus: Fertigkeit in Versuchen macht ein Handwerk: so wie dies nun unter der Hand eines bloßen Proportionisten sich zu aller Wißenschaft erheben kann: so kann es eben auch durch Bemerkungen des Künstlergenies zur schönen Gestalt wandeln. Die Begriffe der Schönheit können geschöpft, und angewandt werden, ohne auf dem Wege strenger Regelnwißenschaft geschöpft und gebildet zu seyn, und blos auf dunkeln aber desto mächtigern Begriffen des Augenscheins beruhen. Ja ich glaube, daß weder in Kunst, noch in Poesie die Bildung der Schönheit sich aus der Regelnwißenschaft hervordränge, diese hinter sich habe, und nur zu leicht von ihr verdrungen werde. — Meine Betrachtung wäre unnöthig, wenn ich mir nicht an der W. Geschichte so gern ein Ideal der Geschichte in jeder Wißenschaft gedenken wollte, und alsdenn zittre ich für der Nachahmung dieser Stylarten, als Zeitfolgen der Natur betrachtet: W. selbst ist in manche üble Parallele der Kunst und Wißenschaft gefallen —

Doch näher an! Ist die Kunst in ihrem Laufe den Griechen ursprünglich, und ein Vorbild aller Kunstgeschichte: warum muste der erste Styl der natürlichen Griechen auf die eckigte, harte, ihnen oft unnatürliche Bildung verfallen? Wegen der steifen, ungeübten Hand des versuchenden Künstlers? Das ließe sich hören! Aber nun zugleich so regelmäßig, bedeutend, genau, nachdrücklich, eine Tochter der Wißenschaft, auf strenge Regeln gebauet: tritt hier nichts aus dem Naturwege einer ursprünglich werdenden Kunst? Von rohen Versuchen auf strenge Regeln welch ein Sprung! ein Anfang, der von nachdrücklicher Genauigkeit sich mit der Zeit erst auf das minder regelmäßige herablaßen muß, welche Umkehrung im Gange der Natur! Und was hat W. zu dieser Anomalie gegen die historische Ordnung verführt? sein System, die Griechische Kunst, ursprünglich, immer für sich, und in ihren Stuffen und Veränderungen

die Zeitalter aller Kunst und fast auch Wißenschaft zu bemerken. Hier bin ich, wie gesagt, in Erklärung der ersten Zeitalter, so sorgsam sie der Scribent auch unterscheide, im Zweifel.

Alles aber wird begreiflich und dem Laufe der Natur gemäß, wenn ich ein fremdes Systema von Regeln untergeschoben annehme, und die Griechen darauf bauen laße. Wir dörfen nicht nachsuchen: alles zeigt auf sie mit Fingern, und statt alles Fingerzeiges die Ähnlichkeit der Bilder selbst — der ältere Griechische Styl ist der Aegyptische: ähnlicher als die Alt Griechische Mythologie und Weisheit der Aegyptischen nicht ist, und wer wäre über diese in Zweifel? — Nähme ich nun auch Dädalus so schlechthin für einen Namen, wie W. ihn nimmt, und ich nicht nehmen mögte: immer zeigt die fabelhafte Geschichte deßelben, und wenn er für ein nomen collectivum gälte, der ersten Künstler, daß sie von Barbarn, und insonderheit Aegyptern Weisheit stalen. Solchen sich einstehlenden Weisen und Künstlern, dorfte Psammitichus, der Begünstiger des fremden Handels nicht erst alle Aegyptische Hafen öffnen, und welcher historische Gesetzgeber will sich denken, daß die Griechen auf Weisheit und Regierungsform, nicht aber auf Kunst, die offner am Tage lag, haben reisen dörfen? Hat nicht W. alle Geschichte und erste Kunstarbeit wider sich.

Streite ich über eine Spekulation? Nein! blos dies fremde Idioma zum Vorbilde genommen, sonst weiß ichs schwer, warum der alt Griechische Styl eben den sonderbaren Weg über die Höhen genommen, zu der den Griechen eignen Schönheit? warum die leichten Griechen auf so fremde und ihnen unnatürliche Ideen gerathen? warum sie in der Wißenschaft, in der nachdrücklichen Zeichnung, im mächtigen Ausdruck gleich Anfangs so weit seyn konnten, und die vierekte Mißbildung spät überwinden musten? Nun und nun erst ketten sich die Lebensalter der Griechischen Kunst natürlich an einander; nun aber auch kann ich diese in allen Stuffen der Veränderung für die Naturordnung einer sich erziehenden Kunst selbst rechnen? Kaum! und nun rückt ein wenig das Winkelmannische Gebäude: das Fundament vom Ursprunge der Kunst werde fester

gelegt: die Aegyptische Kunst genauer an sich, und alle Völker mehr in Verbindung betrachtet: der Alt Griechische Styl mehr verglichen: viele Grundsätze und Parallelen der Lebensalter Griechischer Kunst mehr geprüft — wie manches muß sich ändern!

Ich weiß nicht, ob meine flüchtigen Fragmente bis nach Rom in die Hände des Verf. fliegen werden; da indessen zween bekannte und einander so ungleiche Deutsche Schriftsteller sich an den Fußzehen der Wink. Kunstgeschichte, der eine so lehrreich, der andre so selbstwichtig beschäftiget; warum soll ich nicht noch einige Anmerkungen hinwerfen, die wenigstens auf den ganzen Bau der Geschichte gehen? — Hier also nach der Reihe meiner Gedanken

---

5.

Ueber die Kunst der Aegypter. Daß Winkelmann ganz ein Grieche geworden, ist vortreflich; daß ers aber zum Nachtheil der Aegypter ist, würde ihm kein Zutrauen bei diesem Volk erwecken, das so sehr die Griechen haßete. Sein Eintritt ist: „Die Aegypter haben nie die Höhe der Griechen erreicht, wovon wir die Ursachen nachsuchen wollen:“ ist dies die Frage? ist dies einfältige Geschichte? es ist ein Vorurtheil des Systems. Ich trete unter die Aegypter, um sie nach ihrer Denkart, nach dem, was ihnen statt des Ideals war, zu erkennen; was geht mich jetzt, und was den Aegyptern die Griechische Höhe an, wenn ich nicht als Grieche eintrete. Und so tritt W. ein: bei jedem Schritt behält er Griechenland im Auge, und zeichnet die Aegypter nicht, als wo sie Ungriechen waren. So sehr Grieche ist selbst Herodot kaum: er schreibt, was er gesehen und gehört, sollte er auch darüber alle Griechische Götter und Halbgötter um Verzeihung bitten, und ein Geschichtschreiber, der völlig ein Aegypter seyn will, habe die Griechen nie gesehen.

W. führt von ihnen Fehler, Mängel, Hindernißе an; warum nicht auch, wozu diese Ungriechischen Fehler und Mängel, ihnen zu ihrem Aegyptischen Styl gut und nothwendig waren. Das, warum

sie nicht Griechen geworden, gibt ein Lehrbuch Griechischer Kunst; das worinn sie Aegypter waren, ist die Hauptaussicht einer Aegyptischen Geschichte.

1. Ohne die Leibesbildung der Griechen, in einer Art von Chinesischer Gestaltung, Eingebohrne, ein unvermischtes, abgesondertes Volk — nach sich bildete es seine ersten Eindrücke, nach sich bestimmte es die Proportionen der Kunst: so ward ihr unförmliches Bild der Schönheit durch Gewohnheit und Gesetze ein Heiligthum. Hier eine Erläuterung nach Winkelmanns Art: wie solche Mißbildung ihnen zum Geschmack, zu richtiger Form, zum Gesetz hat werden können, wie sie also ein ganzes Volk zu Praktischen Zweiflern der Schönheit machte, und endlich selbst ein Ideal der Götter formte — eine solche Erläuterung wäre durch ein Beispiel die Auflösung der Frage: wie manche Völker sich in so abweichendem Nationalgeschmack haben setzen können? — mithin eine Exempelerörterung der verneinenden [1] Begriffe der Schönheit, und hier vielleicht die Grundlage zu Allem.

2. Die Denkart der Aegypter war Unmusikalisch: Musikalisch, wie der Geist der Griechen war sie nicht, und die Aegypter schienen nicht zur Lust und Freude erschaffen; aber Musik und Dichtkunst bei ihnen verboten? Ich mag Wink. nicht berichtigen; aber wieviel machte Plato aus ihren Musikgesetzen und Einschränkungen? ihm in der Gesetzgebung nachahmenswürdige Seltenheiten. Ich wüßte beinahe kein Volk, wo im heiligen Feierlichen Musik und Tanz so hoch gehalten sei — in allem Gottesdienstlichen und Geheimnißvollen nach Aegyptischem Geschmack den ersten Griechen ein Muster.

3. Daß die Kunst bei ihnen Handwerk war, und ein Erbwerk vom Vater zum Sohn — freilich war dies nachtheilig dem Künstler, der nicht für sich, und also ohne Kopf und Namen arbeitete; der Kunst, die so nicht in freie Höhen gelangen konnte. Das ist die schlechte Seite; aber die Gute? — Auf diesem Wege des Handwerks gelangte die Kunst zu ihrer Mechanischen Vollkommenheit, in

1) Msc.: „verneinden"; zuerst: „neg[ativen]"

welcher sie von den Griechen oft nicht erreicht worden. Wenn Winkelmann dies bekennet, warum vergißt er jenes, die Ursache, in ein vortheilhaft Licht zu stellen? Warum, daß diese Handwerkmäßige Vollkommenheit den Griechen vorgearbeitet, daß die Kunst durch Aegyptische Hände der Bildhauer ohne Kopf habe gehen müßen, um Griechische Künstler hervorzubringen, und sie zur Idea der Schönheit zu fördern. Handwerker arbeiten ohne Namen, daß die ihnen folgende Meister mit einmal um so größern bekämen: so und nur so allein konnte das bei den Griechen Erster und Anfangsstyl seyn, der bei den Aegyptern der letzte und höchste war: „nachdrücklich, bestimmt, regelmäßig, bedeutend, mechanisch vollkommen.“

4. Harte Gesetze drückten die Kunst: freilich ein bittres Aegypten! Aber bei einer Nation, deren Denkart das Natürliche vorbeiging, was wäre aus der Kunst geworden, wenn jedem Künstler jede eigensinnige Abweichung erlaubt gewesen? Was hat die Mythologie, die Weisheit, das Mönchsgehirn der Aegypter in ihrer und unserer Religion ausgebohren, und wohin wäre, unter einem Volk, das keine Schönheit kannte, und zum Uebertriebnen geneigt war, wohin wäre eine Zügellose, ungebundne Kunst ausgeartet! in Zaubergegenden voll abentheuerlicher Figuren, mißbildeter Bildungen, unnatürlicher Naturen, wo Schakespears Puk und Ariel nicht umherschweifen, und keine Nordische Einbildungskraft nachirren kann. Dank also den harten Aegyptischen Gesetzen, die dies abentheuerliche Gehirn einschloßen, und die Kunst scharf zäumten: ich lobe sie mit Plato, denn sie waren nöthig und nützlich. Ohne sie was hätten die Griechen für einen Unrath von Ideen, eine wüste und wilde Schöpfung von Bildungen bekommen, und wie weit schwerer, oder gar unmöglich wäre in dies Chaos Licht und Ordnung, und aus solchen Mißgestalten, Weisheit, Schönheit und Dichtkunst hervorzubringen gewesen.' Jetzt schon wie lange mußte die altgriechische Götterlehre, Weltweisheit und warum nicht auch Kunst mit sich selbst kämpfen, ehe ein Homerus in der ersten, Plato in der mitlern und Phidias in dieser mit hoher Griechischer Weisheit erscheinen konnte: wie schwer ward es in allen dreien von dem

Aegyptischen Vorbilde auszuweichen — ohne die vorigen Gesetze wie ungleich schwerer der Schritt von Orpheus zu Homer, vom Pythagoras zum Plato, vom Dädalus zum Phidias: denn wie schwer wirds, die Ideen, die von der ersten Gestaltung der Litteratur und Kunst so tief ankleben, glücklich und ganz zu verläugnen! Vielleicht, wenn Minerva nicht dafür gesorgt hätte, wäre damit über solchen Geburtsschmerzen das güldne Jahrhundert der Griechen gar verstrichen, und was hätten wir denn mit den Meisterstücken einer freiern Griechischen Natur verlohren, die sich jetzt leichter loswand und für sich in seligem Aether athmete.

Dank also auch den sklavischen Aegyptern, die in Allem so gerne auf dem Uralten bestanden, und sich von Gesetz und Gewohnheit so leicht bändigen ließen! Freilich hemmete dies den Lauf so wohl der Wißenschaft, als der Kunst; aber es hütete sie auch für schädlichen Neuerungen, für Aufjährungen von mancherlei Zeit- und Modegeschmack; und diese Verhütung war ihnen nöthig. Jetzt also, wenn sie gleich auf Thorheit und Mißgestalt verfielen: so war diese durch Gebrauch und Gesetz verewigte Thorheit wenigstens Eine, und Jahrhunderte durch Eine. Aber wäre jedes Jahrhundert ein neues Geschlecht von Sphinxen und halbthierischen Göttern gebohren: hätten die alten Einkleidungen der Weisheit sich nicht durch die heilige Decke des Alterthums geschützt; welche seltsame Zusammensätze hätte der hieroglyphische Kopf der Aegypter, der überall tiefe Bedeutung, und nirgends die Schönheit suchte, ersonnen.

5. Auch der Abscheu gegen alles Fremde, sonderlich Griechische, war ihnen nicht in Allem verderblich. Eben er, der ihre Augen von allem Barbarischen, das über das Meer kam, abwandte, eben er richtete dieselbe um so mehr auf die Inländische Natur, und um so mehr ward ihr Alles, Gesetz, Kunst und Wißenschaft National. Der Haß gegen das Fremde wars, der ihre Könige noch ehe sie Landstreicher nach fremdem Ruhm wurden, in ihrem Lande so große Dinge thun ließ, Koloßen von Bildern und Gebäuden errichten, Pyramiden und Obelisken bauen, Tempel und Grabmaale anlegen, Dämme und Kanäle erschaffen: eben er wars,

der ihnen ihre Hieroglyphen und Sphinxe so heilig machte, ihre innere Policey mächtig hervortrieb, Aegypten zur Bewunderung der alten Welt, zum Originalsten Volk in sich selbst, und in allem zum Muster einer Nationalbildung machte. Ich kenne kein Volk unsrer Halbkugel, deßen Weisheit und Aberwitz, deßen Götterlehre und Gottesdienst, deßen Kunst und Regierungsart, deßen Cultur ihm so eigen gewesen wäre; Griechenland nicht so, und das Jüdische Volk nicht, so viel oder wenig wir auch Spencern glauben mögen. Aber Aegypten aus dem Schlamm des Nils erwachsen, eine kleine eigne Welt in der Naturgeschichte, ist auch in der ganzen Geschichte seines Geistes und seiner Hände, ein Urbild sein selbst, ein Sammelplatz von Nationalmerkwürdigkeiten, ein monströses Volk, das sich aber selbst treu blieb.

Und was für ein Anders hätte sie denn zur Untreue gegen sich verführen mögen? Ein Aegypter wird dies nicht gewußt haben. Zu der Zeit, da Aegypten seine Koloßen errichtete, und das Gesetzbuch der Kunst verfaßte, lag Griechenland noch in Nacht: da Griechenland blühete, war Aegypten von seiner Blüthe herunter, zu der es nie wieder gelangen konnte. Es unterlag den Verwüstungen der Perser und Griechen: ein verdorreter Baum, dem alle Ptolomäen mit ihrer Einpropfung fremder Zweige kein Leben geben konnten; vielmehr daß der eingepropfte Zweig selbst ausartete und unschmackhafte Früchte trug. Bei keiner Nation in der Welt ist im eigentlichen Verstande das goldne Jahrhundert mehr als einmal gewesen, und zum Erstaunen ists, daß wenn einmal der Genius der Litteratur und Kunst ein Land verlaßen, er nach unserm engen Gesichtskreise wenigstens daßelbe nie wieder besuchte. In Aegypten wandelte er, da noch alles Nacht war, und wem sie also nachahmen?

6. Auch bei Beurtheilung, ich sage nicht bei Beschreibung des Aegyptischen Styls schreibet in W. der Grieche und nicht der Aegypter. Ich bin kein Zweifler gegen die Griechische Schönheit, noch fühllos bei den Winkelmannischen Entzückungen über sie; aber laßet einen Aegypter sprechen. Er könnte sagen:

Das Gerade in unsrer Zeichnung und die Umschreibung der Figur in wenig ausschweifenden Linien trägt mit bei zur Größe, die wir unsern Gestalten zu geben suchen, und wenn eure Augen weiche Umriße, rundliche Formen, und eine Malerische Gratie suchen, Dinge, die ihr Schönheit nennet: so trachten wir auch in der Gestaltung der Coloßalischen Großheit nicht unwürdig zu werden, die ihr zur Weichheit verwöhnet für steife Härte scheltet: diese gerade Erhabenheit, dieser große Anblick auch in der Gestaltung ist uns statt Schönheit.

Unsere Figuren sind ohne Handlung, mit herabhängenden Armen, in einer tiefen Ruhe: diese Ruhe ists, die unser Erdstrich allem nachäffenden Ausdruck vorzieht, weil sie großen Eindruck macht, und den Eindruck ewig erhält: denn keine von den Handlungen, die ihr euren Statuen, wenn auch mit sorgsamer Auswahl gebet, keine ist fortwährend, jede vorübergehend, und wenn sie also in Vorstellung verewigt wird, dem langen Anblick unnatürlich. Als ich, o ihr Griechen! in eure Hallen voll handelnder Bildniße gerieth — überraschet von allen Seiten durch Stellung, veränderte Bewegung, Handlung, kühnen Ausdruck, freilich gerieth ich außer mich auf mancherlei Art. Ich erschrack für dem, der auf mich zu fallen schien, und wich zurück: ich weinte mit dem Weinenden, sah mit der flehenden, geängstigten, sterbenden Niobe gen Himmel, und wollte dem seufzenden Laokoon zu Hülfe eilen; aber endlich wollte mein an dieser Handlung, diesem Zustande gesättigtes Auge, Fortgang sehen, voll reger Ungeduld währte ihm die lebende Eine Handlung zu lange. Mache doch fort! rief ich zur handelnden Figur, und zürnte mit dem Schöpfer, der auf ewig die Brust Laokoons beklemmte, das Auge gen Himmel gekehrt, die schöne Niobe ewig sterben, ewig den Apollo zürnen, und die Medea ewig morden laße. Soll Herkules ewig den Atlas tragen, nachdem selbst die unerbittliche Juno sich versöhnt, und die Götter ihn mit himmlischer Ruhe belohnet? Grausamer Timomachus, soll ewig dein niedergeschlagner Ajax sich grämen, und wie Theseus ewig unglücklich da sitzen? — Deine Abscheuliche Kolchide ewig nach Blut

dürsten — Elender, schickt sichs für deine Hand, Säuglingen ewigen Tod zu geben! — Ich wandte mich auf lachende Handlung, aber mein unruhiger Geist, durch täuschende Nachäffung aufgebracht, und durch das verewigte Einerlei, durch die handlungslose Handlung, und sich nicht bewegende Bewegung zurückgestoßen, fand zu bald unwillig Gränzen. Wie lange wirst du, junger Fechter, dir das Brustab strömende Oel gießen? Wie lange, du kleiner Hermaphrodit! Wollust athmen? Du lächeln, du hüpfen, du Blitze werfen, du — —

Ich ging in meinen Tempel, und alles empfing mich mit tiefer, schweigender, ungestörter Ruhe! Hier keine verdrehete Figur (*σκολιον εργον*) kein vorübergehender Augenblick, der hier angeheftet, keine fortschreitende Handlung, die stille stünde, keine gewaltsame Bewegung, unnatürlich verewigt: denn wer bist du, Thor, der du der fliehenden Zeit die Flügel binden, die flatternde Psyche versteinern, und einem raschen Gedanken, einer aufwallenden Bewegung, die dem Nichts zueilet, die Ewigkeit geben wolltest; du greifst nach einer vorüberströmenden Welle, und bauest auf ein wegrauschendes Blatt. Nur in der Ruhe wohnt Ewigkeit: in ihr ist der ewige Augenblick, immer ohne Ermüdung und Rückprallung zu betrachten: unsre Häuser und Handlungen sind Herbergen; aber die Gräber sind unsre ewige Wohnungen, und was dich nicht ermüden soll, sey schweigend wie ein Grabmaal. So siehe diese Figur voll Einfalt und großer Ruhe: sie scheint zu gehen und gehet nicht: jene hat eine ewige Säule hinter sich, damit uns ihr Stehen nicht ermüde, und diese sitzt mit untergeschlagnen Beinen (die vielleicht natürlichste Sitzart eines Menschen, und bei so vielen Nationen in Brauch:) siehe diese, keine Sehnen und Adern erhitzen und zerren den Körper, Muskeln drängen sich nicht hervor: alles ist in Ruhe. Diese Ruhe ist für uns ein Himmel, wenn eure flüchtigen Geister umhereilen, und um sich zu beschäftigen, die ganze Natur, wie ein wildes Meer voll Wellen erregen. —

Der Aegypter spricht, wie ein Aegypter, aus der Kindheit der Welt, und aus dem Mittaglande. Daß er aber einigen Grund

habe, daß dieses Volk nicht aus bloßer Unschicklichkeit, sondern nach ihrer Natur, und nach einer hieher genommenen Regel so gearbeitet, gibt selbst W. zu; sollte nun diese Regel, bei den Aegyptern, blos als Gewohnheit, weiter keine Aufmerksamkeit verdienen, da, wenn sich die Griechen derselben nähern, sie eine Regel der Weisheit wird. Vom altgriechischen, und vom hohen Styl, wie weit anders redet W. als vom Styl der Aegypter: und eben dadurch, daß er diese stille Größe, diesen gemäßigten Ausdruck durchhin in seinen Werken preiset, und beleuchtet, und bewundert, und oft nicht ohne Ueberschweifung dem Uebertriebnen im Ausdruck entgegensetzt — ist Winkelmann nicht auch dadurch in der Kunst Winkelmann *ο Θειος*! geworden.

7. Das Materielle der Aegyptischen Geschichte ist noch dürftiger, denn W. hat immer eher ein Lehrgebäude als eine Geschichte verfaßen wollen. Die Aegyptische Kunst und ihr Bilderdienst theilt sich unter Thiere und Menschen; und so selten und merkwürdig die Thiere Aegyptens in der Natur, so sollten sie es auch in der Kunstgeschichte seyn, nur in der Winkelmannischen nicht gnug. Es ist ein Zeichen vom hohen Alterthum der Aegypter, daß ihre Weisheit und Kunst so genauen Umgang mit Thieren pflog: es gehört in die Zeiten, da Menschen und Thiere sich für Brüder erkannten, daß man für die Gottheit keine würdigere, als Thierbildung fand, daß man so gar Mensch und Thier in eine Gestalt vereinte, den Thieren Erfindungen zuschrieb, die für Menschen zu gut waren, daß man heilbringende Thiere ehrte, vergötterte, beschützte, rächte und auch durch Kriege rächete — und so wars bei den Aegyptern. Daher und nicht blos wegen einer verneinenden Ursache, waren ihnen Thierstücke so angelegentlich: daher theilt sich ihre Kunstgeschichte offenbar in zween Theile, von denen der thierische Theil so glänzend, als er in Weisheit und Kunst noch lichtbedürftig ist.

Was der Hang der Aegypter zum Bedeutenden und Geheimnißvollen auf ihre Kunst gewürket? — Wie der Mangel Anatomischer Känntniße von ihnen auf gewiße Art durch äußere Genauigkeit, (die so gar die Warzen der Brüste durch die Kleider sehen ließ)

und die Schönheit, von der sie gar nichts wusten, durch Strenge ersetzt sey? — Auch ihren Geschmack am Koloßalischen und das Eigene dabei, würde ich beßer beleuchtet; vorzüglich aber

Das ganze Hauptstück, nicht als Episode zur Griechischen Kunst, sondern als Geschichte behandelt wünschen. Wie ging ihnen ihr Land zur Hand mit sonderbaren Materialien für die Idee und die Ausübung der Kunst? wie ward diese National ihnen, und nach unserm Geschmack gut oder schlecht? was für Einflüße mit ihr auf Griechenland und also auf Europa? — Alsdenn müsten auch die Zeitalter deutlicher, in heller historischer Ordnung, wie die Griechischen angegeben werden, insonderheit das erste und in der ganzen Welt das erste güldne Jahrhundert, das beinahe vor aller Zeitrechnung vorausgeht, und uns nur Fabeln und Denkmaale nachgelaßen. Was der Einbruch der Perser denn eigentlich geschadet, und die Griechische Regierung wie wenig sie geholfen? mehr Erläuterungen über die Nachahmungen der Aegypter unter den Römern, und dies Alles, helle und glänzend, wie bei W. eine Griechische Geschichte. Jetzt ist die Aegyptische ohngefähr bei ihm, was Aegypten selbst ist — „eine große verödete Ebne, welche er von zween oder drei Thürmen übersehen will," und dazu mit Griechischem Fernglase, statt daß er, als Aegypter, das Bild der Wahrheit auf der Brust, das Land durchziehen sollte. — —

6.

In meinen Streifereien der W. Geschichte laße ich mich nicht über die andern Ungriechen; und noch weniger über seine Griechen selbst aus: denn es würde ein Buch werden, wenn ich meine Anzeichnungen über ihn und seine Widersprecher auch nur nothdürftig andeuten wollte — es bleibe also.

Und ich komme blos mit dem Satz zurück, wie nützlich es wäre zu untersuchen: was die Griechen von andern Völkern empfangen, und wie vortreflich sie alles in ihr gesunderes Blut zu ver-

bauen gewußt. Wenn hierauf für die Wißenschaften jemand so ausginge, als ein Spencer für sein System und das zu systematisch ausging — nicht nur, daß manche Wolken sich in den Altvätern der Griechen verziehen, sondern auch der ganze Weg helle werden müste, wie die Griechen in Bildung ihrer Götterlehre, und Wißenschaft gegangen sind; ein Weg, der mir nach unsern Hülfsmitteln noch sehr unerklärt dünket. Vor allem fiele ihre vortrefliche Nachahmung ins Auge, die Eigenthumsherr über das Geborgte, und selbst im Nachahmen Original war. Statt alsdenn auf ihre Eitelkeit zu schimpfen, die den Namen ihrer Lehrer verdrängte, nehme man sich ihre Originalsucht zum Muster, die Alles dem Apollo Patrous opferte, und in dieser Opferschaale Namen und Fabeln, Gesetze und Weisheit in beßere, die Griechische Natur verwandelt wurde. Diese werde uns Muster; denn nie wird die Nachahmung knechtischer, als wenn sie, unwißend Zeiten und Völker zu unterscheiden, das National- das Local- und Zeitschöne nachäffet; da wird, was dem großen Landesoriginal eine güldene Halskette, ein Zeichen der Würde war, dies wird dem Nachäffenden, der Völker und Zeiten vermischt, ein Joch um den Hals.

Hier laße man mich an das Grab des unsterblichen Geßner's gehen, und auch wegen seines letzten Geschenks, das er der Welt mit Orpheus Schriften machte, ihm ein Griechisches Heroum anwünschen; denn mit seinem Werke hat er Raum gemacht, daß ein Weltweiser über die Kindheit Griechenlandes dies Orphische Zeitalter uns nutze und erkläre, in welchem der Saame zu aller Griechischen Mythologie, Dichtkunst und Weisheit im Keime modert!

Hiezu auch die Aegyptische Geschichte durchgraben und mit Waßer durchleitet — ein wüstes Land, voll Fußstapfen historischer Träumer — aber möge ihnen Alles, was Ihr ist, bleiben, Nil und Pyramiden, Landesthiere und Menschheit, Thorheit und Weisheit; nur was sie auf andere würkten, und also durch sie auch auf unsere Zeiten wirkten, werde bemerkt. Wie, wenn ein Schmidt, statt Zwiebeln und Knoblauch zu schälen, so etwas suchte: so wie

unsern Zodiakus, so würde er manches finden, was er allein suchen konnte, und sollte?

Doch wo schweife ich außer Griechenland umher? Wo ist u. s. p. 273—75. [I, 293¹—295] warum nicht?

Ich walle auf, wenn ich es mir gedächte, noch einen Winkelmann für unsre Deutsch Griechische Litteratur zu erleben: vor aus schon durchwandle ich mit ihm in Poesie und Wißenschaft das Land der Griechen, wie im Gefühl gegenwärtiger Gottheiten, im Andenken großer Thaten und großer Männer, mit Ehrfurcht und Schauder, aber auch mit Seligkeit und im Gefühl eines reinern höhern Aethers, als um uns ist. Ich rücke dich, o Leser, in das Land meiner Jugendfreuden, und der süßesten Stunden meines Lebens, die ich hier in Gesellschaft der größesten Geister genoß, als ich in unsrer Zeit schwerlich finde. Wiße also, hier war das erkohrne Land, wo der Saame aller Kunst und Weisheit zum edelsten Gewächs aufblühen und von da in alle Welttheile verpflanzt werden sollte. Hier die Lieblinge u. s. p. 258. [I, 285] haben.

Hier stiegen Götter und Göttinnen hernieder, um Sterbliche zu ewigen Liedern zu begeistern, und ein Freund der Musen, ein himmlischer Genius umfing die Mutter Homers, des Boten der Götter, und ihm nach sehe ich lauter Gefilde von Gesängen: hier rauschen p. 258. 59. Schönheit. Die Muse auf dem Kothurn läßt sich sehen, die Herzen zerreißt und Seelen entflammet — dort spricht sie durch die allgelehrten Hände Pantomimischer Tänzer, wie mit tausend Zungen, und tausend Seelen: dort erfüllt sie das Odeum, begeistert hier den Künstler, dort den Weisen, dort den Dichter. Ueberall heiliges Land, Gefilde und Haine und Berge der Musen und himmlische Pierische Quellen — ein großes Heiligthum des Apollo Musagetes —

Odi profanum p. 259. — werth.

Ich staune alles an, was neu und schön ist! sagt Sokrates beim Plato, und so entzückt mich das Ideal Griechischer Erziehung und Lebensart, Gedanken und Thaten, Poesie und Weisheit — wo ich es finde, in Homer oder Winkelmann, Plato oder Mengs, Laokoon oder

Xenophon, in den ädeln Griechen ihres und unsres Vaterlandes. Denn wünsche ich mich aus meiner Welt von Zwergegestalt zurück in das Land, „da der glückliche Himmel, Dichter, Weisen, Geschichtschreiber „und Künstler, Söhne der Gratie begeisterte und weckte: da man sich „der Lust und Freude von Jugend an weihete, und ein gewißer „heutiger Bürgerlicher Wohlstand der Freiheit in Sitten noch nicht „Eintrag that: da man in den besten Zeiten nur heroische Tugen- „den schätzte, das ist, diejenigen, welche die Menschliche Würdigkeit „erheben, andre hingegen durch deren Uebung unsre Begriffe sinken, „nicht lehrete, noch suchte: da die Art zu handeln und zu denken, „leicht und natürlich war, und unter Scherz und Freude die „Jugend sich in den Gymnasien übte: da man in einer malerischen „Sprache auch malerische Begriffe und Bilder dachte: da man ohne „übertriebne Einbildungskraft, mit Sinnen, die durch schnelle und „empfindliche Nerven in ein feingewebtes Gehirn wirkten, mit ein- „mal die verschiednen Eigenschaften eines Vorwurfs entdeckte, und „sich vornehmlich mit Betrachtung des Schönen in demselben „beschäftigte: da in Athen bei seiner Macht und Größe, Alles von „gutem Geschmack zusammenfloß, wie ins Meer die Flüße: da sich „durch die Freiheit das Denken des ganzen Volks, wie ein edler „Zweig aus einem gesunden Stamme erhob. Denn wie der Geist „eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben „pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gange, auf der „Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in „jedem eingeschränkten Orte: so war auch die Art zu denken unter „den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker. Sie „waren in ihrer besten Zeit denkende Wesen, welche zwanzig und „mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns „selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem größesten „Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützet, beschäftigten, „welcher bei uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird. Der „unmündige Verstand, welcher, wie eine zarte Rinde, den Einschnitt „behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe „unterhalten, und das Gehirn gleich einer Wachstafel, die nur

„eine gewiße Anzahl Worte oder Bilder faßen kann, war nicht mit „Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt „seyn, das ist, zu wißen, was andre gewußt haben, wurde spät „gesucht: gelehrt im heutigen Verstande zu seyn, war in ihrer „besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es „war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nehmlich viel Bücher zu „kennen, da selbst die zerstreueten Glieder des größesten Dichters „erst spät gesammlet wurden. Diesen lernte das Kind, der Jüng„ling dachte, wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges her„vorgebracht hatte, so war er unter die Ersten seines Volks „gerechnet." — Schönes Gemälde, als Ideal, wenn gleich nicht in Allem ein historisches Bild: wo ist indeßen der edle Grieche, der uns unter diese Geschöpfe höherer Art bringe, und uns die erste Quelle des guten Geschmacks öffne? Auch er soll unter die Ersten unseres Volks gehören, und da Deutschland von Reuchlin und Melanchthon bis auf Fabricius, Geßner und Ernesti Namen hat, die in andern Verdiensten um die Griechen würdige Namen sind: so glänze noch ein würdiger Name auf, der die Wißenschaften der Griechen, wie eine bildende Kolonie bei uns einführe.

7.

Wo ist ein Schutzengel u. s. p. 260. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. [I, 286—291] unübersetzbar bleiben.

8.

Um dies mehr u. s. p. 268. 69. 70. 71. 72. [I, 291—293] haustus.

Einige solche Züge hat ein anderer Uebersetzer gethan, der auch zum ganzen Pindar Hoffnung gegeben, der Uebersetzer des Longus; aber von den bisher übersetzten einzelnen Stellen ließe sich wenig Hoffnung schöpfen. Er behandelt Pindar so weich, so heutig, versäumt allen Wohlklang, den dem Pindar eignen Gedankenschwung,

und seine Art der Bilderkomposition, daß der hochtönende Siegessänger, der rauhe Held unter den Dichtern, der in seiner Sprache die höchste Blüthe erhabner Gedanken und Melodien brach, — hier im Deutschen oft kaum seinen Sinn wieder findet. Ein Uebersetzer Pindars — gleich als in Olympischen Wettspielen laufe er neben seinem Dichter nach der Krone, und breche sich wenigstens von deßen Lorbeer einen ewigen Zweig, daß wenn seine Arbeit vollendet ins Urtheil gerechter Aeolischer Richter fällt, ihm das jauchzende Volk zurufe: das ist Pindar! in seinem Schwunge der Gedanken, in seinen so künstlich gestellten Bildern, in seinem verschlungnen hohen Numerus — Pindar in unsrer Gedankenreichen, Bildervollen und starken Sprache. —

Doch was für Erwartungen hat uns ein Mann gegeben, der den Moschus und Bion zugerichtet hat, wie es sicherlich nur in einer Barbarischen Zeit geschehen kann: mich eckelt, wenn ich an dies süße Büchlein denke, das als ein Muster von Uebersetzung, Erklärung, und Ächtem Griechischem Geschmack angepriesen worden, und weiß nicht, wo ich anfangen soll, es mit zu preisen.

Moschus und Bion; eigenmächtig verstümmelt, oft steifer, als selbst in Lieberkühn übersetzt, mit einer Sündfluth von Geschmack und Gelehrsamkeit überschwemmt, die ich nicht zu nennen weiß — ich fange vom Commentar an. Hier duftet mir so viel Philologische Wortkritik, so viel Französische Modekritik, und endlich die hohe Critik eines Briefstellers über die neuere Litteratur entgegen — ein schöner Pot pourri, der meinetwegen überall hingehöre, nur nicht bei alte Griechische Schäfer. Bei diesen was sollen ihre Charaktere, in süßem Unsinn unsrer Aesthetiken, und Zergliederungen einer Sapphischen Herzensode, als einer Schulchrie? Was sollen die Modeverbeugungen, die niemals wißen, was sie sagen wollen, die den Namen des Freundes schmähen, der hier nirgends, als zu unrechter Zeit in den Weg kommt?[1] Was sollen die un-

1) „Ueberhaupt kommt Moses dem Verf. immer sehr ungelegen in den Weg." (Anmerkung der früheren Redaction).

ausstehlichen Französischen Wörter und Redarten, wo wir sie im Deutschen so gut und beßer haben? — die leidig eingeschalteten Poetischen Stellen —? die aberwitzigen Uebergänge der Rede? Die Vergleichungen von der Faust aufs Auge? die gravitätischen Minen unter einer gelehrten Schlafmütze? — was soll dies Alles bei Griechischen Dichtern der Einfalt. Ein Uebersetzer der Griechen sollte denken und schreiben lernen, wie ein Grieche, mit starkem und innigem Gefühl des Schönen, nicht in dem süßen Geschmack unsrer Zeit: gründlich im Erläutern, reif und bescheiden sollte sein Urtheil seyn, als wenn es vor ein Griechisches Publikum träte, und bei allem Nachbleiben lerne er doch wenigstens das von Griechen: nil molitur inepte! —

In allem ist unser Uebersetzer das Gegentheil, und eine Probe sey seine drei Seiten lange Parallele zwischen Sappho und Telesilla, die keinem mit Metaphern spielenden Knaben beßer gerathen und allenfalls für die Nachwelt das Muster einer witzigen Vergleichung aus dem achtzehnten Jahrhundert seyn kann. Indeßen bliebe doch nur unser kleinliche Uebersetzer und Erklärer, was er ist; nun aber da er sich überall selbst so außerordentlich groß macht: so wird er lächerlich, und oft unausstehlich. Er wagt es z. E. seinen niedern Seßel zu verlassen, und sich im Namen des Publikum, der Welt und der Nachwelt auf den kühnsten Richtstuhl zu setzen: was Moschus und Bion für die Ewigkeit schrieben und nicht schrieben? So verstümmelt er also diese Dichter, die wir sehen wollen, wie sie sind, und verurtheilt, was er nicht Zeit, oder Lust hat, zu übersetzen: denn so verdammt er Moschus, und unvermuthet, da ihm ein witziger Gedanke von seinem werthen Selbst einfällt, hat er die Gnade, ein verurtheiltes Stück, aber desto elender und steifer, zu geben. Er verdammt ganze Idyllen der Dichter, die der Titel verspricht, um uns nichtswürdige Sinngedichte von Dichterinnen zu geben, die wir nicht wollen. Die besten Stücke derselben, die Sappho kann er nicht übersetzen, wie er selbst bekennet, und ergießet sich dafür in einen seichten und brausenden Uebermuth, daß wenn z. E. seine rasende Schmähung

über das Deutsche Publikum, nicht schon im Tone den Unsinn eines Schwindelnden verriethe, sie den Lohn des Thersites verdiente, der die Griechen öffentlich schmähete und den Namen der Könige mißbrauchte: wo ist ein Ulyßes, der einen Scribenten zurecht weise, der die Würde des Publikums verkennet, und den vorgesetzten Namen seines Freundes schmähet.

Ich kann mir keinen Uebersetzer vorstellen, der unsrer Litteratur schädlicher werden muß, als auf diesem Wege. Schade für uns, daß uns die Heilmanns entrißen werden, und die Grillo's schreiben. Der Uebersetzer des Thucydides kannte gewiß seinen Autor, und die Kunst zu übersetzen: es wählte auch dieser Baumgartensche Philolog noch ziemlich seinen Mann, da er uns den körnichten Thucydides liefert, deßen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat. Nur daß er nicht die Biegsamkeit der Deutschen Sprache gnug in seiner Gewalt hatte, um sie mit der Griechischen zusammen zu paßen: und Schade, daß er seine Schreibart durch das Lesen der Baumgartenschen Schriften scheint gebildet zu haben.

Griechische Uebersetzer, wie Heilmann finden sich selten, und wenn sie sich finden, so am unrechten Ort. Wer wollte nicht, daß der Uebersetzer des Heliodors, statt eines veralteten Griechischen Romans einen würdigern Griechen uns zum letzten Geschenk gegeben, und daß dem Uebersetzer des Alciphrons ein beßerer Grieche in die Hände gefallen wäre, da eben die nöthigsten, bei denen am meisten zu lernen wäre, Geschichtschreiber, und Redner, Dichter und Philosophen, schlecht oder noch gar nicht übersetzt sind. Nun aber, da wir endlich Griechen in unsere Sprache bekommen: so gibt man uns aus dem Zeitalter des sinkenden Geschmacks Romanen und Briefe, die wir beßer haben — Alciphron und Longus, Longus und Heliodor, indeßen daß Reiske uns einen Demosthenes (wenn ich mich eines seiner feinen Wörter bedienen dörfte) zerrackert. — Der höchste Zweck der Uebersetzer, selbst höher, als der, Griechische Worte unsrer Sprache anzupaßen, höher als der,

unsre Känntniße zu erweitern: der höchste Zweck sei: Die Bildung eines Publikum nach Griechischem Geschmack.

9.

Ein Publikum nach Griechischem Geschmack? — ja wenn erst unsre Schriftsteller, unsre Kunstrichter, wenigstens unsre Erklärer der Griechen solch ein Publikum in sich, und denn an andern bildeten? was soll ich zuerst? loben, oder tadeln? — Leider muß ich das letzte.

Ein Erklärer der Griechen soll ihren Geist der Nation, der Zeit, des Landes und der Lebensart kennen, die Vorzüge ihrer Denkart erklären können, und wenn er sie anpreiset, oder vor ihr warnet, so soll er, wie ein Monarch der Nationen, Land gegen Land, und wie ein Politischer Schöpfer, Zeit gegen Zeit, in großer gerechter Waage wägen. Wie viel wir solche Erklärer haben, mögen die herrschenden Vorurtheile zeugen, die uns im Griechischen Alterthum vorliegen, und die die Stimme unseres Jahrhunderts werden. Ich rede nicht vom Wortverstande und der Sylbenkritik, die ich übrigens hochschätze, und leider! nur zu sehr habe ehren müßen; sondern vom Geist ihrer Litteratur gegen unsere Zeit betrachtet: und dörften da im Anpreisen und Tadeln, bald der Griechischen Sittlichkeit, bald ihrer Erziehung, ihrer Mythologie und Dichtkunst, ihrer Denkart und Sprache, ihrer Weltweisheit und Politik so viel Schatten aus unsrer Zeit umherwandeln, daß ich oft voll Schauder und Zittern in eine andre Welt gerathe und es aufgebe, solche Griechen je gelesen zu haben.

Bald ist alles Gut, was Griechisch ist: man findet in den Griechen, was man in ihnen finden will, verschönerte Gesichter, erdichtete Idole und Engelsgestalten, Gegenden voll Glanzes oder heiliges Dunkels, wo man lobjauchzet, oder anbetend feiret. — Zu diesen Idealgestalten thut man gemeiniglich so viel Neues hinzu, daß oft ein Korinthischer Zusammenguß wird, halb Griechisch, und

halb nach neuer Form; nun wird Zeit und Welt und Alles verwirret: die besten Muster werden Doppelgestalten, und in der Nachzeichnung unausstehliche Carikaturen. — Bald urtheilt man gar über die Griechen, wie aus dem Schlaf, mitten aus seiner frommen, feinen und seligen Zeit: jetzt tadelt man ihre Mythologie, jetzt ihr *πρεπον*, *μωρον* und *γελοιον*, als wenn sie vor dem Richtstul unseres Zeitgeschmacks knieten. Weil es uns gefallen, unsere Poesie so sittlich fromm, so fein und vernünftig zu machen, daß dabei unstreitig die Poetische Ader sehr vertrocknet; so soll dieser in andern Gesichtspunkten erhöhete Geschmack auch der Tyrann einer fremden Zeit, und die Deipnosophistik unseres vernünftigen Jahrhunderts andern Nationen ein Zwang werden, deren freiere Gastmaale, und beßere Originalstücke nicht für unsere Zeit eigentlich angestellt wurden. So wollen es autorisirte, gangbare, und allenthalben gepriesene Schriften von Ton und Svade. — Gott unserer Neugriechen, bist du der weitsehende Griechische Apollo, oder ein Baal? — —

Ich nehme die gelehrten, feinen und süßen Versuche aus der Literatur und Moral in die Hand: was will der doppelsinnige Modetitel vom Komödienzettel vor einem Buch, das uns die einfältigen Griechen anpreisen soll? Versuche aus der Literatur sinds eigne materielle Abhandlungen aus verschiednen Wißenschaften, die, wenn gleich als Versuche, auf die ganze Literatur Einfluß haben sollen? oder sinds Stücke aus der Literatur verschiedner Zeiten und Hände, die der Sammler selbst für Versuche hält? Critische Versuche über die Literatur kann niemand erwarten, da dies Modewort als Quelle und nicht als Vorwurf der Versuche angegeben wird. Eben dies trift auf den halbblinden Titel: Versuche aus der Moral, und nun gar beides verbunden — weiß ich gar nicht mehr, wo ich bin? Litteratur und Moral sind sie neben an- oder gegen- oder unter einander geordnet? Soll ich Moralische Versuche über die Literatur, oder Litteraturversuche über die Moral lesen? Nichts von Allem! denn das böse Aus verdirbt mir alle bestimmte Erwartung. Ich eile einem Titel, wie einem

zweigestaltigen Riesen entgegen: ich komme in die Nähe, und Titel und Riese sind wie im Zauberlande der Schatten verschwunden!

Worauf also soll ich mich fertig machen? ich weiß nicht, und der Verf. in seiner geziemenden Vorrede sicherlich auch nicht: ja kaum weiß ers im ganzen Buch.

Da indeßen ein zweiter Titel: Versuch über die Sitten in den Werken Griechischer Dichter nebst einigen Anmerkungen über ihren Geschmack und ihre Erfindung; aber je umschweifender, desto weniger er sagt. Soll ich lesen, was (nach einzeln Spuren in ihren Werken) die Griechischen Dichter für Sitten gehabt? was gehen mich die Privatsitten des Menschen an, wenn ich den Schriftsteller kennen will, und über ihn keine babioles litteraires oder keine Hällische Bibliothek der schönen Wißenschaften lesen mag. Oder soll ich lesen: wiefern die Griechen überhaupt liebe blinde Heiden sind, und dies auch in der Sittlichkeit ihrer Werke verrathen? Für die Moral mag dies gut [sein], aber für die Literatur nicht viel wichtiger, als das Vorige. Oder (denn so sollte es uns wenigstens das Gefolge des Titels, Geschmack und Erfindung muthmaßen laßen) wiefern die Sitten des Dichters Einfluß auf seinen Geschmack, oder dieser auf seine Sitten, oder beide auf die Erfindung in seinen Werken gehabt? Sehr unsicher, weil immer vom Menschen auf den Schriftsteller, und von diesem auf jenen unsicher, und nach Jahrtausenden noch tausendmal unsichrer zu schließen ist.

So muß also der Schriftsteller blos als Schriftsteller erscheinen: wiefern er lustig und erbaulich zu lesen? Alsdenn eine Kindermoral! So dann: wie die Dichter etwa die Sitten schildern? Ja das wäre vortreflich; nur daß dies Gute, dies Glück der Schilderung nicht mit dem Maasstabe der Moral, sondern der Dichtkunst gemeßen, und nicht gefragt werde: schildern sie gute Sitten? sondern schildern sie die Sitten gut? wie ist ihre Ethopöie? wie sind sie als Schöpfer sittlicher Charaktere? denn das erste kann nichts als ein Sittenbüchlein geben.

Oder hat der Verf. gar über die Nationalsitten der Griechischen Dichter etwas versuchen wollen: wie abstechend die Griechische Ethopöie von andern Zeiten und Völkern sey? — Auch ein bloßer Versuch hierüber würde unter der Hand eines Philosophischen Zeichners eine Specialcharte in der Geschichte des Menschlichen Verstandes werden. — Oder wie eigne Sitten das wahre Poetische Jahrhundert der Griechen gehabt, die nachher verlebt sind, und wie gewiße Zeitalter des Sittlichen oder Unsittlichen dem Dichter in seinem Geschäfte hinderlich oder förderlich gewesen? Eine ganz unberührte Materie, und die Grundlage zu einer Geschichte der Dichtkunst, die diesen Namen verdienen soll. — Nun oder, wie jede Dichtungsart eigne Sittlichkeit habe, und das Anakreontische Lied, die Pindarische Ode, das Griechische Heldengedicht und Trauerspiel eigene Sitten erlaube und so gar fodre? — Betrachtungen, die in das Wesen der Poesie uns tiefer einschauen ließen, und insonderheit vielen Vorurtheilen zuvorkämen, wenn sie Theatersitten von Sitten der Moral und des gemeinen Lebens unterschieden. — Oder endlich wie jeder Originaldichter eigne Sittlichkeit, d.i. seinen Standpunkt, sein Auge und seine Hand habe, Sitten anzusehen, zu betrachten, zu zeichnen? — — Welches von diesem neunfachen Ob und Oder sollen wir erwarten? Alle? Eins? Nichts? —

Wenig über Nichts! Der Plan des Verf. vermischt alles, oder vielmehr er hat keinen Plan. Von diesem Dichter ein feines sittliches Gemälde, von jenem eine poetische Tirade, vom dritten einen Charakterzug des Geschmacks, hier eine Anekdote, dort ein Urtheil ins Unbestimmte — ein Blumenreicher Spatziergang, angenehm und abwechselnd, lehrreich und erbaulich, fromm und fein und gelehrt; aber würklich ohne Ziel und Würde. Der Verf. kommt selten auf den wahren Charakter eines Dichters für sich: noch seltner auf den Charakter seiner Dichtungsart, und am seltensten auf den Nationalcharakter Griechischer Dichtersitten. Vielmehr jagt er immer auf abführenden Seitwegen, mit zierlichen Sprüngen, dem kleinen Schulgedanken nach: wiefern ein Dichter den zehn-Geboten treu bleibe, oder nicht?

O des frivolen Deutschen, der so große Zwecke aufgebend einen so kleinen Weg verfolgen konnte! Wer wird die Griechen vom Orpheus bis auf Aristophanes, wie ein Compendium der Moral, und wer mit dem sechsten Gebot in der Hand, die Medea des Orpheus, die Helena des Homers und die Herzensseufzer der Sappho beurtheilen? Wer wird Orpheus in seiner Höle des Gesanges belauschen, um „einen Dichter zu sehen, der vor Homer „war, und bei allen Gelegenheiten eine sichtbare Bescheidenheit und „Zurückhaltung verräth, der eine böse Handlung erzält, ohne ihr „Beifall zu geben u. s. w." Welcher Elende will Homer darauf lesen, ob „die Unschuld der Sitten und die Verläugnung der Wohl„lust bei ihm außerordentlich sichtbar sey;" den Tyrtäus, „daß „wenn er nicht ausdrücklich ein Lied zum Lobe der Unschuld „gemacht, er doch die Tugend erhoben, von der jene die immer„währende Begleiterin ist." Wer sucht unter Anakreons Rosen den Weisen nach Mosheims Moral, und ist ungriechisch gnug, bei Pindar darauf auszugehen, „daß er nicht entkräftende Wollust besungen!" — Und dies ist die Hauptaussicht des Buchs; o hätte der Verf. zu dieser Absicht lieber Hübners biblische Historie in Reime zusammen geküttet.

Liebe Griechische Muse! sind denn Medeens Sitten Orpheus Sitten, so daß dieser über jene entschuldigt oder gelobt werden müßte? Hat Homer eine lehrreiche Geschichte der Unschuld, Tyrtäus wider die Attische verderbte Sitten, und Archilochus „moralischer Richtigkeit wegen schreiben wollen, die wenig andere verrathen?" Ein Mann, der Griechische Dichter gelesen, kann er die Zeit derselben so kennen, um die Bescheidenheit Orpheus, die Unschuld Homerus, die Tapferkeit Tyrtäus, und Archilochus Strenge, für Moralische Tugend annehmen, oder diese von ihnen fodern zu können? Selbst ein Dichter, und theatralischer Dichter kann den Satz verkennen; daß es kein Verbrechen sei, Unmoralische Sitten poetisch, theatralisch schildern; wohl aber Moralische Sitten unpoetisch, der Dichtungsart, dem Ort, dem Zweck ungemäß, schildern — das sei Verbrechen. Wer kann ein Buch über die Sitten der ver-

schiedensten Dichter schreiben, ohne auch nur mit einem Blick jeder Zeit, jeder Dichtungsart ihre eigne Poetische Sittlichkeit anzumerken? Und wer kann insonderheit bei Homer sagen: „Die alten und „neuen Kunstrichter, besonders, die mit dem Geist des Dichters genau „bekannt waren, sind so sehr meiner Meinung, daß es einige unter „ihnen mit Aristarch wagten, ganze Stellen aus Homer auszu„streichen, die einen unvortheilhaften Begriff von der (moralischen) „Denkungsart des Dichters machen konnten!" Wie? und solche Pedanten der Sittenlehre waren mit dem Geist des Dichters genau bekannt, und ihnen wollte sich unser Verf. nähern? Und ich kenne keinen, der den Sinn des Dichters weiter verfehlt, als dieser feine Sittengeschmack: denn muste Homer nicht erdichten? auch lasterhafte Charaktere schildern? auch böse Leidenschaften reden laßen? Er muste es, und was kann ich dafür, daß unser Censor sie entweder nicht findet (denn ihm scheint für keiner Sünde so bange, als daß das böse Fleisch nicht rede) oder erst wie? entschuldigt, und erst wo? anklaget. O wenn hier Lucian auflebte, oder wenn ein Homer, und Pindar erstünden, und ihre Sitten, Geschmack, und Erfindung so Candidatenmäßig geschätzt sähen: zornig und erstaunt, würden sie es verwünschen sich in den Händen einer so moralisch feinen Zeit zu sehen, und uns statt ihres Anakreons, lieber die süßparfümirte Blumendecke empfehlen, die von Anakreons Laube geflochten ist, um selbst einen Sybariten an Geschmack zu ersticken. — Unselige Versuche wider Willen des Griechischen Apollo, und ohne die Gunst aller Musen! Kennt denn der Verf. dieses Sittenbüchleins nicht ein Sittenbüchlein von Plutarch: wie man Poeten lesen und hören müße?

Nicht blos also von allem wahren Poetischen und Griechischen Geschmack fremde; ganz undankbar ist die Arbeit, und boshaft gnug, ihn unter lauter schielende Anmerkungen und lahme Critiken zu ziehen: seine meisten so scheinbaren und feinen Bemerkungen voll gutes Geschmacks gleiten, und wehe dem! der von Anfange bis zu Ende des Werks auch nur auf eine zu sicher tritt. Wer die Griechen kennet, muß auch schon zum Voraus die Verlegenheit

sehen, in welcher der Verf. sich krümmet und windet, um — in Dichtern — in Griechischen Dichtern — in allen Griechischen Dichtern — in allen nach Zeit und Dichtungsart, so viel als möglich, Moralische Sitten zu suchen und zu finden. Durchs ganze Buch verführt ihn also sein unweiser Plan in leere Ausflüchte, und wie soll ich sagen? leidliche oder unleidliche Halbwahrheiten. Von Orpheus weiß er nichts Gutes, als: „ich läugne gar nicht, daß „darinn erhabne Stellen und große Beschreibungen vorkommen, die „Apollonius von Rhodus und Valerius Flaccus zu brauchen „gewußt. Wenn es nicht zu verwegen wäre: so würde ich „so gar behaupten, daß Ovid den Gott des Schlafs und die Göttin „des Neides nach dem Entwurfe des Orpheus gebildet habe.“ Unwichtige Verwegenheit! ist an Oedipus [?] von Geschmack nichts mehr zu lernen, warum soll ich ihn lesen? — Die beste Probe des Geschmacks ist der Versuch unsers Verf. über Homers Sitten, Geschmack und Erfindung, ein Versuch, den ich im ganzen Buch am wenigsten wollte geschrieben haben.

Endlich so kann man ja nicht tiefer gerathen, als wenn der Verf. von Dichtern, und ihren Sitten, und ihrem Geschmack und ihrer Erfindung reden will, von denen er und ich nichts oder zu wenig weiß. Der Weg unter den Trümmern vor Homer, ist unsicher, und weiß nicht, wohin er will; hier überlaße ich einem jeden die Kunst, „aus den bloßen Auszügen des Menander und Philemon einen unterscheidenden Karakter der alten und neuen „Komödie zu finden, und hier nach die Sitten der Dichter vor „Homer kennen zu lernen.“ Doch auch dies reicht nicht an die selige Sicherheit, über die Sitten Alcmans, Stesichorus, Archilochus, kaum auch des Simonides zu urtheilen; oder man mache, wie unser Verf. angenehme Wendungen, wenn man nichts zu sagen weiß. Und selbst auch bei dieser glücklichen Annehmlichkeit weiß ich mirs noch nicht zu erklären, warum, wenn es schon sollte auf Sittensprüche ausgegangen seyn, warum der Verf. von Orpheus bis auf Aristophanes umhertappet, überall wo sie nicht hingehören, und nichts verfehlt, als — eben, was er suchte, Loths Thür. Wer

Sittensprüche will, lese Sittensprüche, und sind dem Verf. keine Sammlungen Gnomischer Dichter bekannt? Will er noch mehr Moralisiren, so nehme er Aesop, und will er Moralen auswinden oder hervorschelten: da geben wir Hesiod Preis. Eben an die ist gedacht, als wenn sie nicht in der Welt wären; warum? ich weiß nicht, es sei denn, um auf der höchsten Stuffe des Unpaßenden die feinste Gelehrsamkeit umher zu duften: was würde aus Deutschland, und was aus den Griechen, wenn diese so gepriesene Düfte ansteckten, oder gar unsere Athmosphäre im Griechischen Geschmack würden!

10.

Clodius ersten Versuche sind mißrathen: ist er indeßen der Kenner der Griechen, und der Mann von Poetischem Gefühl, dafür ich ihn aus einigen Proben schätze, und ehre, so versöhne er den Griechischen Apollo, und sein Deutsches Vaterland: denn er kanns!

Versuch über die Sitten der Dichter. Phantasie und Leidenschaft, die zwo Führerinnen des Dichters, wenn man ihn an sich betrachtet, reißen aus den engen Schranken des Wahren und Sittlich guten hinaus, in Wundergegenden, in eine Zauberwelt, in ein Chaos des Ungewöhnlichen und Rührenden; was Groß, Neu und die Seele erregend ist: das bildet die Sitten des Dichters. Diese Sitten, mögen sie sich auch über die Sitten der Lebenden, der historischen Welt heben, auch von strenger Moral ausschweifen — ein historisches Sittengemälde wollte der Dichter nicht geben: denn Größe und Stärke ist ihm statt Reinigkeit der Seele, und das Wunderbahre statt der gewöhnlichen Wahrheit. Die Jugend der Poesie ist, wie die Jugend der Menschlichen Natur, würksam und ihre Kräfte bewegend:

— gestit paribus colludere et iram
colligit, ac ponit temere, et mutatur in horas —
cereus in vitium flecti, monitoribus asper
utilium tardus provisor, prodigus aeris
sublimis, cupidus —

So ist der Jüngling des Horaz, des feinen Horaz! Und ist nun gesetzte Mäßigkeit unsre Jünglingsnatur, Bezwingung sein selbst das Vergnügen, und Enthaltsamkeit die Arbeit derselben? regelmäßiger Anstand, sittsames Einerlei, folgsame Sparsamkeit ist das der Charakter eines raschen Jünglinges? O ihr Sittenmeister, behaltet euren blödsinnigen Jüngling, euren jungen Greis! die frühzeitig gereifte Pflanze wird verdorren; und eben der Fall ists mit den Sitten des Dichters. Mit Foderungen treufleißiger Wahrheit und frommer Sittsamkeit trete man ihm nicht in den Weg: der Riese zerbricht den Rohrstab des Zwerges, wenn er sein Regelmaas seyn soll.

Der höchste Ton ist angegeben; aber damit die Saite nicht springe, stimme ich herunter. Die Freiheit des Dichters kann ausarten: das Wunderbare der Phantasie könnte Unvernunft, und das Rührende der Leidenschaft unmenschlich werden; beides beleidigt unsre Seele, jenes die verständige, dies unsre fühlende Natur. So wird nie die Poesie. Sie lenkt ein, indem sich die Phantasie mit Beobachtung der Natur, und die Leidenschaft mit dem sanften Menschlichen Gefühl paaret, und in dieser glücklichen Mitte schweben die besten der Dichter. Ihre Poesie ist, wie bei Plato der geflügelte Wagen der Psyche, wo der lenkende Führer sein Gespann von so ungleicher Natur: eines hartnäckigt, halsstarrig, und widerspänstig, mit flammenden Augen und flatternder Mähne weder Zügel noch den Schatten der Peitsche ertragend; das andere schön von Gestalt, folgsam, sittsam, ruhmwürdig, eine Freundin wahrer Meinungen — diese beide von so ungleicher Natur, nach entgegengesetzten Wegen eilend, hält der Führer mit gewaltigem Arm im mittlern Pfade. Nicht stürzt die geflügelte Poesie also zur niedrigen Natur, oder zur thierischen Leidenschaft herab; nicht aber erhebt sie sich auch zum überirrdischen sittlichen Ideal, um vom Anschauen desselben verschlungen zu werden. Diesem nähert sie sich nur von fern, und eben so fern von der thierischen Substanz: eine schöne Mittelart, die zwischen der unmoralischen Leidenschaft, und der moralischen Apathie sich erhält in himmlischen Gegenden, und durch

Weisheit, Güte, und Schönheit vortreflich wird. Ist aber diese Weisheit trockne Vernunft? diese Schönheit todte Kunstform? diese Güte Moralische Sittlichkeit?

Eine Poesie blos auf Regelnvernunft, auf Kunstschönheit, und Moralität gebaut, ist in ihrem hohen Alter — und da freilich das fromme lehrende Geschöpf, das den Abgang seiner Jugendkräfte mit mürrischer Vernunft, und seine Kälte mit Klosterreinigkeit ersetzen will —

multa senem circumveniunt incommoda, vel quod
quaerit et inventis miser abstinet, ac timet uti
vel quod res omnes timide gelideque ministrat
dilator, spe longus, iners, avidusque futuri
difficilis, querulus, laudator temporis acti
se puero, censor, castigatorque minorum —

Eben also ist die Vernunft= und Sittenpoesie. Geitzig nach fremden Eigenthum, und im Sammeln gelehrt; aber Erfindungslos und furchtsam im Gebrauche. Gern in Kleinigkeiten groß, aber auf regelmäßige Art frostig. Im Vermeiden der Fehler genau, und sittsam, um ja keinen zu ärgern; also lehrend, eine critische Schwätzerin, fromm, gemeinnützig, erbaulich, eine Moralische Predigt, nur nicht — Poesie.

2. So die Dichtkunst in ihrer Natur; und in ihren Arten? — Wo kann ich mich auf diese einlaßen? Alle gehen, wie Aeste aus dem Stamm, aus der Natur der Poesie: und da diese nichts ist, als Erdichtung und Erregung, Phantasie und Gefühl: so würken diese Kräfte in allen Aesten und Zweigen. Der Epische und der Theaterheld, der Pindarische und Anakreontische Weise, zu einer Zeit, mit einem Glücke gezeichnet, sind unmöglich dieselben: keiner aber von allen, der Epische Bewunderung, Tragische Rührung, Pindarisches Erstaunen, und Anakreontisches Gefallen wecken will, keiner sey ein Historisches und Moralisches Geschöpf: sonst bekommt er den Abschied. Doch wie sich in den Dichtungsarten das παθος und ηθος schattiere; ein Maler der

Menschlichen Seele in ihren Jugendaltern kann dieses allein entwerfen!

3. Die Welt, das Zeitalter liefert Poetische Sitten, wo die Leidenschaften würken, und die ganze Menschliche Seele sich offenbaret: hier ist die Tugend noch nicht der feine Begriff von Bezwingung sein selbst, und Enthaltung, bis zur Reinigkeit der Seele, sondern Würksamkeit und Erhebung seiner selbst: die Moralische Empfindung ist noch nichts als Menschlichkeit, im weiten Begrif des Worts Humanität, und die höchste Vernunft wird nach Klugheit und Weisheit im Menschlichen Leben gerechnet. Ein solch Zeitalter, das zwischen der Wildheit, und der entnervten Politischen oder Moralischen Sittlichkeit schwebet — ein solches hat Sitten für den Dichter. In ihm kann Homer von Thaten der Völker, und von den Leidenschaften der Feldherren, von Thaten und Welthändeln singen. In ihm kann die Wuth den Archilochus mit feurigen Jamben ausrüsten, und die Stimme des Kothurns ist stark gnug, um das rauschende Volk aufzubringen und zu besänftigen — natus rebus agendis. In ihm waren Götter und Göttersöhne, Wettläufer und siegende Kämpfer, Jünglinge zum Ruhm und zur Freude befeuret, ein Gesang des Saitenspiels. — Jedes andre Jahrhundert kann erleuchteter, und ruhiger: politischfeiner und bequemer: vernünftiger und sittlicher seyn; in ihm kann alles was Wißenschaft ist, und die Poetische Ethopäie als künstliche Nachahmung höher steigen — immer aber entfernt von der lebenden und würkenden Natur, die dort blos veredelt, nicht umgeschaffen werden durfte, und also so mächtig war.

4. Kann ein Land auch vor dem andern schönere Poetische Sitten haben? Je mehr sich in ihm Heldenmuth mit ungezierter Menschlichkeit lieben, um so weniger unbändig, um so edlere Natur wird die Menschliche Seele, selbst ohne allen Sitten- und Regelnzwang, selbst in ihrer nackten Schönheit zeigen: desto schönere Sitten für den Dichter. Je mehr das Gefühl am Schönen herrschender Geschmack, Gefühl der Menschheit, und Triebfeder des Staats ist: um so würksamer wird die Poesie, um so allgemein

gefälliger, um so nutzbarer seyn, und der Poet also als Poet ein edler Bürger. Je mehr er den Hebel zu Fortbewegung der Sitten seiner Nation in seiner Gewalt hat — um so gelegentlicher sind ihm die Nationalsitten, um so mehr sind diese Poetisch. — Man sieht, daß mein Schattenriß ein Buch von Ideen sey, aus der abstechenden Natur der Dichtkunst und Moral, aus der Natur der Menschlichen Seele, aus der Geschichte von Menschen und Völkern gesammlet, und —

Wer könnte meinen Schattenriß über die Sitten der Poesie, in ihrer Natur, in ihren Lebensaltern und Gattungen, nach Zeiten und Völkern, beßer mit Farben erleuchten, als der über die Sitten der Griechischen Dichter schriebe, wie ich wollte. Und wer könnte über die Sitten Griechischer Dichter schreiben, wie ich wünschte? Wenn er sich über den Geschmack seines Zeitalters hübe, ein Grieche würde, und denn seine Schätze von Gelehrsamkeit und Gefühl eröfnete — ein Clodius.

In den Abbildungen der Poesie des Orpheus sollte er uns zeigen die dunkle, und übertriebne Einbildungskraft nicht im Vortrage, sondern im Inhalt: die Triebfedern heroischer und abscheulicher Leidenschaften, die in Geheimniße eingehüllte Weisheit, die zwar nicht mehr Raupe, aber noch nicht der wiedergebohrne schöne Schmetterling war, der nachher als ein Bild der Mythologie, Dichtkunst und Weisheit, mit glänzenden leichten Flügeln auf Blumen umherschwärmte. Er sollte uns in den Hymnen deßelben, die Sitten eines Zeitalters entwickeln, das seine Götter aus Nothdurft und Gefahr suchte, sie durch Ehre und Leidenschaft lenkte, und die ganze Natur in Attributen für und wider sich zu Göttern belebte. — Dies in Fabeln, Religion, Gesetzen und Sitten so Poetische Zeitalter, und so Poetische Griechenland, und einen so Poetischen Orpheus erkläre er uns als ein zweiter Musäus, der in die Geheimniße seines Lehrers eingeweihet, ihn kennet, als den, der „erregt vom Bacchus und dem König Apollo, von unerhörten Dingen, „die Donnerpfeile der Götter auf die Giganten, und Heilungsmittel „der Sterblichen, und den Eingeweiheten heilige Religion sang.“

Bei Homer versammlet sich das Werk wie bei der Quelle des Helikons, und o wo können wenige Reihen die Ethopäie deßelben faßen. Bei Homer lebt das Zeitalter der Helden in Pracht der Göttersöhne, vereint mit allem Gefühl der Menschheit. Leidenschaft treibt alles — aber Leidenschaft, die er in ihrem aufbrausenden Sturm, auch als Neptun, der gewaltige Erdumfaßer, bändigt, und besänftigt — besänftigt, daß überall, wie in einem Silberstrome der stille Grund der Menschlichen Seele erscheinet. Die Charaktere seiner Helden! nicht malet er sie uns; schöpferisch bildet er sie in Gestalten, daß wir den Achilles und Ulyßes, den Agamemnon und Menelaus, den Ajax und Diomedes, in Mine und Blick, in Wort und Handlung erkennen, sie ohne Namen kennen würden, und überall mit ihnen, wie aus ihrer Seele würken. Es mischen sich bei ihm halbrohe Triebe mit Annehmlichkeit; selbst Laster und Tugend erscheint überall als Menschheit, nicht beßer, nicht schlechter. Keiner seiner Helden von Achilles zum Agamemnon, von Hektor zu Paris, von Hekuba zur Helena, keiner ist weder ein tugendhafter Ueber- noch ein lasterhafter Unmensch: jeder nichts, als eine eigne Menschliche Seele, aber in Poetischer Gestalt, und anders als wir, die wir gemeiniglich Engel oder Teufel sehen und bilden und seyn wollen. Weisheit, und wenn sie bei ihm fast den unsterblichen Göttern gleicht, ist bei ihm nicht anders, als — — Menschlich beschäftigt: eben so Menschlich sind seine Götter, die er nur durch ein wunderbares *μωρον* und durch Allegorische Einkleidungen, nicht aber durch ein sittliches Ideal über uns erhebt. Eben so Menschlich seine Staatsverfaßung auf Freiheit, Ehre und Leidenschaft gebauet; eben so Menschlich seine Kriegesart auf offenbare und unverwickelte Ursachen, Menschenkräfte, und Heldenruhm gestützt; eben so Menschlich die Lebensart seiner Personen, der Gesichtspunkt, der Ton, die Sprache des Dichters — doch wo kann ich die Züge vollenden zum Gemälde des vortreflichsten Sittenerschaffers, deßen Ethopöie den Griechen, seinen ihm nähern Griechen von schöner Menschlicher und von Heldennatur eine Zeitlang Alles seyn konnte, was sie aber unsrer Zeit aus Ursachen, die angegeben werden

können, nicht mehr seyn kann: die Ethopöie, die in ihrem Umfange, in ihrer Mannigfaltigkeit und schönen Milderung sich selbst über Oßian erhebt: die Ethopöie, die uns in ihrer Natur und Würksamkeit unmöglich ist — ich ereifere, wenn ich an die Vorurtheile meiner Zeit hierüber gedenke.

Die Sitten der Griechischen Bühne. Drei Hauptzüge zu der Sittlichkeit ihrer Tragödie schimmern mir aus der Ferne entgegen. Voll Heldenthaten war ihre Geschichte; sie möge nun die ihrige, oder eine adoptirte Geschichte seyn; beides war ihre Nationalgeschichte, die Geschichte ihrer Voraltern, und ihrer Städte: Durch jugendliche Eindrücke also lebendig, mit den Neigungen ihrer Seele verwandt, und also schon ein Menschliches, Politisches und Nationalintereße. So konnte sich also ihr Kothurn zu einem Heroischen Drama neigen, das sich den Griechen aufdrang, und todt ist für die, die nicht mehr Heroen und Halbgötter, Griechen und freiheitathmende Patrioten sind. Zweitens bekommt ihre Bühne eigne Sittlichkeit, durch ihre Bekanntschaft mit blutigen Katastrophen, da Unschuldige leiden und Bösewichter siegen, da sich Brüder morden, und Könige Sclaven sind — blos durch den Willen der Götter, und durch die Prophezeiung des Orakels: eine Sittlichkeit, die ihren Oedipus so schrecklich, so mitleidenswerth, als sie den Voltairischen zur Fabel, zum Abscheu macht. Das Dritte, wie viel begreift es unter sich? ihr Ausdruck durch Rede und Action: wo ihnen ihr größeres Gefühl Menschlicher Schwachheit, ihre mindere Delikateße, ihr der Leidenschaft offener Busen, ihr ungebundnerer Wohlstand in Deklamation, ihr an die Theatralische Halbmusik gewöhntes Ohr, ihre Sprache, u. s. w. ihnen Vorzüge gaben, die wir kaum fühlen — nicht fühlen, selbst wenn wir lesende, getäuschte Griechen werden. Ich staune, was wir für unsre werdende Bühne aus Griechenland zu erbeuten und abzulegen hätten, wenn man über Aeschylus, Sophokles und Euripides, und über ihre neuere Nachbilder in diesen Aussichten fortginge —

Vorzüglich aber bei meinem Pindar wollte ich gern die Sitten Griechischer Jünglinge sehen, wie sie unter gymnastischen und

Musikalischen Uebungen zur Ehre ihrer Familie, ihrer Stadt, ihres Landes, unter Ruhm und Freude erwachsen —

οιον τρεφει ερνος ανηρ εριθηλες ελαιης
χωρῳ εν οιοπολῳ, ὁθ' ἁλις αναβεβρυχεν ὑδωρ
καλον, τηλεθαον, το δε τε πνοιαι δονεουσι
παντοιων ανεμων, και τε βρυει ανθεϊ λευκῳ —

Welche Ideen von Nationalehre sie wie sanfte Weste anweheten, und in ihrem Wuchse stärkten: worinn nach Pindars Lobgesängen Städte und Provinzen gegen einander wetteiferten — ein Pindarisches Ideal also von Griechischer Erziehung, von Heldenruhm und Nationalsitten — und dabei in allem Pindars große Manier entwickelt.

Auch Tyrtäus —

11.

Doch warum hier Vorschläge, die erfüllt seyn müßen, da der neueste und beste Herausgeber, ein zweiter Heinsius am Geschmack, den Tyrtäus mit einer docta dissertatione de Tyrtaeo, und so gar mit einer doctissima de carminibus bellicis variorum populorum in die Welt eingeführet hat. Wer wird hinter diesen Titeln nicht das National- das Poetische Bild seines Sängers hoffen, und zu ihm sind ja „die Poetischen Sitten" deßelben nur ein kleiner Zustrich? —

Ich suchte in der Abhandlung und in den Noten etwas, was das Eigenthümliche, das Zeitmäßige, das Localschöne, das Nationalgriechische, das *ηθος* seiner Gesänge beträfe, und fand nichts. Ich fand eine Compilation Griechischer Stellen, nach Anlaß, oder ohne Anlaß eines Worts, die freilich leichter ist, als eine Uebersetzung, oder wahrhafte Erläuterung aus der Griechischen Zeit.

Und was könnte, dacht' ich, aus einer Abhandlung von den Kriegsgesängen verschiedner Völker werden, wenn hier nichts auf

diese Nationalseite des Dichtertons träfe? Daß sie sich nehmlich auf die innere Verschiedenheit der Kriegsgesänge bei verschiednen Völkern, nach verschiednen Zeiten und Gelegenheiten einlaße, daß sie uns die Idole Poetischer Phantasien vorrücke, die den Sängern der Schlachtlieder nach der Religion, und der Staatsverfaßung, nach der Erziehung und der gemeinen Denkart, nach der Natur des Jahrhunderts und der Nation vorschwebten. Daß sie unsern Blick auf die Eigenheit hefte, die eine jede dieser Nationalphantasien, den Gesängen verschiedner Mythologien, Sprachen und Denkarten anschuf: wie sich z. E. die Ideen der Ehre, der Unsterblichkeit, der Liebe zum Vaterlande, der überirrdischen Seligkeiten nach verschiednen Zeiten und Gegenden bestimmt, zu verschiedenartigen Schönheiten in die Schlachtgesänge einwebten? Ein Griechischer Tyrtäus also gegen einen R e g n e r L o d b r o g, gegen einen Schottischen B a r d e n, und ein Deutscher Siegsgesang zur Zeit Ludwigs des frommen gegen ein Grenadierslied unter Friedrich dem großen — daß man uns diese so verschiedne Stücke nach ihrem innern Werth, und die Antiken insonderheit in d e r Zeit der Helden zeige, da diese Gesänge noch vom Staat und vom Heer gefodert, so große Wirkung thaten — wie fern diese Zeit uns fremde geworden, dieser Heldenton sich mit Zeit und Sitten geändert, noch jetzt Natur seyn könne, und ein Poetischer Rücksprung in eine fremde Zeit, oder auf einen Sandhügel der Amazone werden müße — konnten wir dies nicht von einer commentatione de carminibus bellicis quorumdam populorum hoffen? —

— Die jetzt nichts als eine unvollkommene Sammlung trockner historischer Zeugniße ist. Eine Sammlung historischer Zeugniße, denn sie spricht durch Citationen und Allegate, als wenn sie alle diese Bücher blos aufgeschlagen hätte: trocken, denn sie hat kein Wort von Charakter des Geschmacks und sollte insonderheit von Griechen, Deutschen und Skalden anders reden; unvollkommen endlich vorn und hinten und unausstehlich unvollkommen, wenn sie thut, als ob keine alten Britten und Schotten in der Welt wären.

Und [1]) ists denn mein Eigensinn, der so viel über die Nationalseite des Schriftstellers fodert? ists ein Einfall, der so viel über die Sitten der Griechischen Dichter spricht? Ich glaube nicht: wenn ich für unsre Deutsche Litteratur schreiben will.

Gemeiniglich waren die größesten Schriftsteller zugleich die größesten Nationalautoren. Den Geist ihrer Zeit, die Denkart ihres Volks, die Natur ihrer Sprache, wusten sie, bis auf Schwächen und Eigenheiten, wißentlich oder durch den Einhauch des Genie's so zu nutzen, daß sie, nach der Hand ihres Jahrhunderts gebildet, Zöglinge ihrer Nation, auch im vorzüglichen Verstande Schriftsteller derselben werden konnten, die den Genius ihres Volks, wie Sokrates seinen Dämon, zu Rathe zogen, und für Zeit und Vaterland schrieben. Griechische, Römische, Orientalische und Bardische Dichter des Alterthums — wie wurden sie von dem Geist ihrer Nation, Zeit und Sprache belebt! wie viel nahmen sie daher, daß sie als Nationaldichter sangen!

Die Griechen insonderheit! Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, wie stark ist ihre National- und Sekular Denkart! Beinahe jeder in dem Grad vortreflich, und über das Gemeine hinaus, als er aus seiner Zeit, Nation und Sprache schöpfend, sich seine Welt nahm, aus welcher und für welche er schrieb! Beinahe jeder in dem Maaße der Liebling seines Volks, und der Gott seiner Zeit — jeder wenigstens um so eigner seinem Lande und über fremde Nachahmung erhaben. Ein Baum, der von dem Boden rings um sich Kraft und Säfte zog: —

crescit occulto velut arbor aevo
— — incomtis capillis
— — tulit hunc et illum avitus
— — — cum lare fundus.

Scholiast, Erklärer, Uebersetzer walte hierüber, wenn er nicht, wie eine Hermessäule, sondern als ein Mann, der seiner Zeit, Nation, Sprache zugehört, reden will. Es sei die schwerste, die

1) Von hier an aus der vorletzten Redaction.

dunkelste; es bleibt auch die unentbehrlichste Erklärung insonderheit eines Dichters, die Erklärung seiner Zeit- und Nationalsitten. Freilich steigt man hier in die Tiefen der Geschichte, der Sprachkunde, der Poesie, oder nach anderweitigem Inhalt in die Schachten der Kunst, der Wißenschaft herunter — descensus ad orcum! Aber auch, wenn man im Homer statt ihn blos mit einer Menge neuer Druckfehler herauszugeben, im Pindar, statt daß man ihm, wie unser werthe Landsmann Erasmus Schmid durch Uebersetzung und Commentar, einen Spanischen Mantel umwirft, im Demosthenes, statt daß man ihn wie unser Reiske, durch Uebersetzung und Aenderung castigiret, im Plato, von dem wir noch kaum eine vernünftige Ausgabe haben — wenn man in diesen völlige Griechen uns zeigte, wie Blair im Oßian den Barden gezeigt hat, und ein Zukünftiger noch das Zeitalter der Skaldrer zeigen soll: welch ein Verdienst um unsre Litteratur! die feinsten Charakterzüge werden sichtbar — ungesehene Schönheiten in neuem Licht: verschloßne Schwürigkeiten nehmen Aufschluß: die Welt, in der der Dichter sang, mit ihr der Dichter wird lebendig: sein Geist vor uns: vor uns, nicht blos wie er ist, sondern woher er der wurde, der er ist.

So denkt der Erklärer, Uebersetzer, Scholiast für jede Gattung Leser, für Kunstrichter, Nachahmer, Nacheiferer. Für Kunstrichter: denn die meisten Irrungen über Werke einer abgelebten Welt, einer ungleichartigen Nation geben sich von selbst ruhig auf den rechten Weg, wenn man sich nur ein memento! über die Sitten des Zeitalters und der Nation zuruffen ließe. Denn nie hätten die Perraults in Frankreich und Deutschland über das Lächerliche Göttliche und Häßliche in Homer so feine Bemerkungen, Programm's und Briefe geschrieben, wenn sie sich mit dem Dichter in eine Zeit, Nation, und Stellung hätten setzen können. Erklärt würden sie ihn haben, statt ihn zu tadeln. Noch schiefer abwärts irret der Nachahmer, der für seine Zeit, Nation und Sprache, Nationalschönheiten, Localzüge, Idiotismen nachahmen will, in dem, der sie der Natur seines Vaterlandes entwandte, freilich illusorisch und reizend — für den Nachahmer freilich künstlich und gelehrt;

für Zeit und Nation aber, für Welt und Nachwelt fremde. — Nacheiferer wecke man, nicht Nachahmer. Je beßer den Alten erkannt, um so weniger geplündert: desto glücklicher nachgebildet, desto eher erreicht. Und das endlich ist kopirendes Original, wo keine Kopie sichtbar ist, wo man sich an einem Griechischen Nationalautor zum Schriftsteller seiner Nation und Sprache schaffet: wer dies ist, der schreibt für seine Litteratur!

12.

Ich bin zu weit ab, um zu meinem vorigen Plane über die Sitten der Griechischen Dichter noch den entbehrlichern Anhang zuzugeben: wie fern die Sitten eines Dichters und Schriftstellers in seine Werke Einfluß haben können. Gelegener dünkt es mich für die Litteratur, über welche ich schreibe, zween Schriftsteller, deren ich über die Griechen viele wünschte, in ein beßeres, ihnen eignes Licht zu setzen: sie sind, Winkelmann und Leßing.[1])

1) In der letzten Redaction ist der Schluß von Kapitel 12 und der größte Theil von Kapitel 13 erhalten. Beide beschäftigen sich mit Klotzens „Münzbüchlein", und somit hat hier noch eine Umstellung stattgefunden, durch welche die Beurtheilung von „Winkelmann und Leßing" in das 14. und die folgenden Kapitel kam. Die ersten Abschnitte des Kap. 14 sind auf einem einzelnen Blatte, doch nicht in letzter Gestalt, erhalten; sie begegnen uns überarbeitet im 1. Kapitel der Kritischen Wälder (S. 8 ff. Band III dieser Ausgabe).

[Zweite Abtheilung.]

— — — So ist also das Band, das unsre ganze Encyklopädie und Pansophie umkreiset — ein Band, groß und breit, wie eine Erdzone, mächtig und voll Grazie, wie der Gürtel der Venus: — fast ists ganz in Griechenland, wenn nicht gewebet, so in seinen Grundfäden gesponnen.

Mit einem solchen Volk lohnt es sich doch zu vergleichen? von ihm zu lernen? nach seinem Ruhm zu trachten? O wenn wir also Griechen in der Dichtkunst, Redekunst, Weltweisheit, Geschichte hätten! Wenn? Vielleicht haben wir sie. Vielleicht ist Bodmer u. s. p. 277 [I, 296] Philadelphus.

1.[1]

Homer und Bodmer.

Aber warum nicht Klopstock und Homer? Wo hat u. f. p. 277—279 [I, 296[3]—297] anstellen.

Bodmer und Homer! — denn hat jener, der den Homer in unsre Sprache, es sei, wie es sey, übersetzen wollte: der die schöne Einfalt deßelben oft mit gutem Critischem Glücke angepriesen: er, der Vater des großen Geschlechts Schweizer Hexameter: der Urheber jener so Gott will! Griechisch Deutschen Hymnen und Epopeen: in seinem Lande so durchgängig für Homer und mehr als Homer gepriesen — hat er nicht das Anrecht, gegen Homer gestellt zu werden? Insonderheit da jetzt seine Noachide aus der Arche, und seine Calliope aus dem Brunnen Canathus verjüngt erscheinen.

1) Verglichen ist das Msc. einer für die Allgemeine Deutsche Bibliothek verfaßten, unvollendeten Recension: Die Noachide in zwölf Gesängen. Berlin bei Voß 1765. ein Alphabet in 8. (R.) Sie ist älter als die Umarbeitung der Fragmente, in die ihr Inhalt, zum Theil wörtlich, aufgenommen ist. (Lebensbild I, 2, 251. 278.)

Die Noachide (ich will mich nicht bei dem Titel aufhalten, ob derselbe seiner Grammatischen Bildung nach Griechisch, Latein, Französisch oder Deutsch sei, sondern sie blos als eine durchaus verbeßerte und umgeschmolzne Ausgabe von Bodmers Noah anzeigen) die Noachide ist in Deutschland lange nicht so bekannt, als es ein Meisterstück Critischer Ausbeßerung, und die Ausbeßerung eines der merkwürdigsten Produkte Deutscher Poesie verdiente: so gar daß Recensenten sie durchweg als eine neue Epopee angekündigt, oder vielmehr über die Vermehrung biblischer Heldengedichte geeifert haben. — O ihr Homere Deutschlands, so wenig findet ihr in unsrer Zeit unter unsern lahmen Herolden der Gelehrsamkeit, Rhapsodisten, Sänger, Vergötterer, Odeen und Panathenäen! ibis, Homere, foras!

Bodmer, der scharfsinnige, gelehrte und denkende Kunstrichter, der Altvater, der soviel beitrug, um Kolonien vom ächten Griechischen und Brittischen Geschmack in der Critik nach Deutschland zu führen: der jetzt in seiner vieljährigen Ruhe die guten und elenden Urtheile andrer geprüft, gewäget, genutzt haben mag: der auf das beste Stück seiner Muse auch den meisten Fleiß gerichtet: der mit seinem Noah vielleicht jetzt so vortritt, wie wenigstens Er denselben der Nachwelt zu überliefern gedenket — — Freilich läßt sich durch Critik, Regeln und Feile kein Epischer Geist geben und haschen: es ist wahr, daß selten eine spätere Ausbeßerung sich so genau in die erste lebendige Form gießet, in der sich die Poetischen Ideen bildeten: wahr, daß man im spätern Alter der untergehenden Sonne nicht so genau den Faden von Gedanken, den wir an dem Morgen und Mittage unsres Lebens zogen oder verknoteten, wieder treffen, faßen und eine Epopee durch weitleiten könne: freilich wahr, daß Homer nicht musterte, feilte, beßerte, sondern sang — Doch warum so viele Aber im Voraus? Jede Umkleidung, die ein Poetischer und Critischer Kopf mit seinen Lieblingsideen vornimmt, sie gelinge, oder mißlinge, ist wichtig, für den Lehrling eine Regel, die in keinem Rammlerschen und Schlegelschen Batteux so fein, so bestimmt stehet: für den Kunstrichter eine Aussicht zu Bemerkungen,

für das Genie ein Aufschluß neuer erhabner Gedanken. Und wäre also auch Bodmers Kalliope noch immer ein altes Jungfräulein: käme er aus den Waßern der Sündfluth auch zum zweitenmal nicht heraus, als ein zweiter Theseus, mit dem Vergötterungskranz der Amphitrite; den Ring wenigstens hat er hinauf geholt, der ihn als den Sohn eines Gottes beweisen sollte: wenn nicht Epischer Dichter, so Kunstrichter: wenn nicht Homer, so sein Nachahmer — immer ja aber merkwürdig und ein Lehrer.

1. Ich fange an, womit man sonst aufzuhören pflegt, das Musikalische Ohr der Griechen aber anfing: Rhythmus und Versification. Allemal sonst, wenn wir mit dem alten Noah, und Sem, Ham, und Japhet sprachen: das Gespräch wäre auch so geistig, seraphisch und patriarchisch, als Gabalis [Sylphen] in seinen Lauben der Weisheit kaum sprechen konnten: allemal blieb unser Ohr so körperlich, daß es oft wider unsern Willen Stöße von rauhen Worten, Sylben und Hexametern empfand, wie wenn die Arche auf Klippen und Berge anprallete. So fühlten wir, und wusten nicht, ob wirs fühlen sollten, weil andern eben diese Worte, Sylben und Hexameter so sanft und Homerisch durchs Ohr säuselten — wie nun?

Beßer! Bodmers Hexameter schonet unser Ohr, und oft ergötzet ers: ist überall künstlicher, und vielleicht unter allen größern Werken, hier der künstlichste geworden. Ein Dionysius von Halikarnaßus würde viele vortrefliche Stellen finden, wo sich der Vers seiner Materie genau anschmieget: Stellen, wo wir das Bild lebendig hören, und alle Harmonie unsrer Seele in den Wohllaut tönet — So also ein Homer! Heil uns! wo ist ein Dionysius, Jo, Hermogenes, Clarke, Geddes? — Nicht so schnell! Homers Hexameter ist dies nie! Auch nicht nach Griechischer Prosodie, auch blos nach dem Accent des richterischen Ohrs: auch blos als politischer Beinahe-Hexameter betrachtet fehlet der ganzen Noachide das Heroische, das auch der Versart Nerven und kühne Stärke gibt. In ihr hat das Sylbenmaaß nicht Spondäen, oder wenigstens jener mächtigen Spondäen gnug, die der Göttlichen

Sprache Homers Pracht und Fülle gaben. Sein Lied fährt nicht auf brausenden Waßern der Sündfluth, die sich gegen Fels und Wolken thürmen, und mit schrecklicher Majestät rauschen, stillstehn, und Himmelan brausen; der Wohllaut deßelben schlägt vielmehr in kleinen einförmigen Wellen, die wohl ein Chartenschiff, aber keine Arche tragen können: mit einer weichen Monotonie, die für ein Historisches oder Bilderreiches Lehrgedicht; nicht aber für ein Heldengedicht der Sündfluth wäre.

Desto aufmerksamer macht uns diese schöne Monotonie, auf eine edle Griechische Einfalt, die wir in Construktion, Wendung und Bindung des Bodmerschen Hexameters finden, die so wenige selbst in Homer bemerkt, und unsre Miltonsche Hexametristen nicht an sich haben können. Es ginge zu tief in Homer und Noah, wenn wir diese Einfalt, einen Perioden im Hexameter Homerisch zu binden und zu wenden, auch nur nothdürftig aus einander setzen, und neben an Scholiasten, Uebersetzer und Versificateurs stolpernd zur Schau führen sollten; da mir indeßen diese Homerische Wortbindung und Wortfügung bei Bodmern ein Charakterzug seiner Sprache zu seyn scheint: so führe ich einige Fälle an, zu denen sich der Leser selbst die häufigen Beispiele hinzusuche. Oft nähmlich läßt er einerlei Worte wieder erscheinen, wo die Gedanken wiederkommen: oft gewiße Wiederholungen sich in zween Verse, oder in zween Glieder eines Verses so lagern, daß sie Symmetrie dem Ohre einprägen: selten zerreißen geblühmte Gegensätze den Vers, als wenn es ein Alexandriner im Lehrgedicht oder im frostigen Trauerspiel wäre: selten und stets mit Nachdruck ists, daß ein Hexameter einen Sinn, oder ein abgerißnes Glied des Perioden einschließe, brüderlich verschränken sich die meisten vielmehr: und bei dieser Verschränkung thun oft die einfachsten Bindewörter die beste Würkung. Noch mehr wird in ihr oft durch eine kleine Verwerfung erreicht, wenn hier ein Verbum, dort ein Beiwort den Hexameter mächtig anfängt; dort ein den Punkt schließendes Wort ihn in seiner Mitte stüzt; und bei seinen letzten fallenden Füßen monotonische Cadenzen zu rechter Zeit hier vermieden, dort ange-

bracht werden. Das sind einige dunkle Züge von dem prächtigen Gebäu im Hexameterperioden des Homer: ein kleiner Fingerzeug auf die Musikalische Straße, wie in verschiednen Gedichtarten und Sylbenmaassen der Periode nothwendig andern Schwung, Eben- und Unebenmaas habe: wie sich selbst der Homerische Periode nach den Verschiedenheiten seines Inhalts, wenn er erzält, oder lehrt, oder redend einführt, wieder schattiere: wie er sich nach jeder Sprache und nach jedem Autor modle, und also ein Griechischer und Deutscher Homer, ein Brittischer und Deutscher Young, ein Milton in seinem und in dem ihm angeklebten Sylbenmaas, wo er statt seines schlichten Haares, eine Perücke mit Daktylischen Locken trägt, erscheine: wie die verschiednen Epischen Originale ihrem Perioden eigne Manier gegeben, die doch dem Blinden sichtbar werden muß, wenn er Homer und Milton hört: wie z. E. in unserm Noah die Parabolische Kürze des Orients mit der Griechischen Einfalt in das Prosaische Gefolge unsrer Sprache trete, um ihm eigne Manier zu geben: wie jedem also solche Manierirte Wendungen sehr gern wieder kommen, als unserm Noah die Bindung mit daß, als und der, davon das letzte das Griechische so bequemfügige δε ersetzen soll; alle drei aber oft den Perioden zerren, verwirren oder zur Prose herabstimmen u. s. w. Schulnoten! wird man sagen; aber wenn Schulnoten uns die Nuancen einer Sprache, einer Dichtungsart, eines Genies in seiner Manier zu denken, charakterisiren; so springe ich von einer Schulnote zur andern.

An Schweizerworten, fremden, oft lächerlichen Ausdrücken, poßierlichen Gleichniß- und Kunstwörtern aus fremden Sprachen und fremden Wißenschaften floß Noah über; die Noachide ist von diesem Unflath so ziemlich gereinigt, und wie gut, daß Bodmer eingesehen: niedrige Ausdrücke können unmöglich Griechische oder Patriarchische Einfalt seyn. Homers Zeit und Sprache kennen wir zu wenig, als in ihm selbst bei Beschreibungen aus dem gemeinsten und aus dem künstlichsten Leben die Gränzen zu ziehen, wo die platte Prose, und die hohe Poesie, die Wörter aus der Kunstfabrik und aus der sinnlichen Welt sich trennen; aber in unsrer lebenden

Sprache wißen wir dieses genau, und wollen durchgängig Poetische Sprache, so wie Homer dieselbe erhob. Wir wollen also die Worte weg, da vor der Sündfluth Domkirchen und Plänen,[1] Japhet mit gekrauſetem Vorhaupt, der wirthschaftliche Alcove, und die Gräten der Berge, das Fahrzeug, das Orakel und Hesperus, die Iris, und musaische Kunst, die ganze Thierclaßifikation, und so manche künstliche Instrumente, wieder auf einmal platte Worte und prosaische Ausdrücke — dies seltsame Gemisch wollen wir weg. Der Altvater Homer wirft nicht Sprachen und Völker, Orient und Occident, übertriebnen Wortschmuck und schleppende Prose, alle Zeiten und Lebensalter des Menschlichen Verstandes zusammen. In seinem Lande, in den Zeitläuften vor und neben ihm, kurz bei der Natur bleibt er und schildert sie mit Würde. Ich weiß, daß ich über Alles dies Beispiele schuldig bleibe; allein eben der Menge wegen bleibe ich sie schuldig: denn im ganzen Gedicht ist der Occident in den Orient, unser Jahrhundert vor die Sündfluth, Sprachen und Denkarten, und Künste und Gewächse von Amerika nach Ararat übertragen: die Noachide ist Geographie, Historie, Kunstkammer, Galanteriebude geworden. Homers Gedicht aber war ja seinen Griechen noch mehr? Ja seinen Griechen! Ihr Land und ihre Känntniße, ihre Vorfahren und ihre Geschichte, ihre Sprache und Denkart: in allem waren sie seine Griechen.

Homer ist ein Grieche, und wenn er von dem allegorischen Gehirn der Aegypter borgt: so hat sich doch bei ihm, wenige Götterfabeln ausgenommen, über die wir nicht urtheilen können, alles zur edeln offnen Schönheit der Griechen umgeändert: er fliegt nicht auf im übertriebnen Ausdruck, noch dehnt er, was Kürze allein empfehlen konnte, in langstreckige Figuren aus: nichts sagt er halb, und nichts mit verworrenen, sich stoßenden Bildern: jedes derselben glänzet ganz und allein in seiner zirkelnden Sprache, wie das Sonnenbild

1) N.: z. E. p. 5. die Dohm' in Thamista vor der Sündfluth, die Plänen, die so oft vorkommen, da wir an Ebnen gewöhnter sind — — der nelkichte Mund und die honigten Worte, statt Nelkenmund und Honigworte — würden wir auch weggeworfen haben.

im Waßer, das stille Wellen schlägt, und jede seiner Allegorien, die nur sparsam sind, kommen als Kinder der Weisheit und Grazie: nicht als Larven, dahinter kein Gesicht ist, oder als Larven, wo wir das Menschliche Gesicht, den eignen Ausdruck selbst sehen wollten, und nie ist er in einer allegorischen Künstelei, sondern in der unverdeckten, offnen Natur wiederholend. — Bei Bodmern gattet sich der Orientalische Parenthyrsus mit Griechischer Einfalt und Nordischer Trockenheit: eine Zaubergegend des Uebertriebnen, neben dem blühenden Garten der Natur, und einer durch Frost beblühmten Fensterscheibe. Seine Muse sauſ't wie zischende Pfeile, ist nicht ein Mündel des Sebels,[1] die auf der Spitze des Schwerts den Becher des Todes bringt: liebt das doppelte Kleeblatt der Brüder und Schwestern und mitten in einer erbaulichen Todespredigt

— schlägt von den Knöcheln der Tod das irrdische Blei ab,
daß wir die Flügel daran entfalten.
— die Schlößer am Knie
lösen sich auf und weigern sich oft die Schenkel zu tragen.
— sie gehn den Geruch des Todes zu riechen, der liebliche Düfte
in die Nase des Lebenden weht, der über den Staub steigt.
— Er hatt' in ein Schweißtuch die sanften Schmerzen des Todes
aufgefaßet, Sem nahm es und hüllt es unter den Leibrock.

Ist dies Homerische Einfalt? Einfalt, wenn in den Tafeln der Zeiten wenige Spuren geblieben, die noch im Gedächtniße blühten? Einfalt, wenn sich Sanftmuth und Liebe vom Gesicht ergießen, nnd in den Busen den Frieden pflanzen? Einfalt, wenn die Seele ins Auge gezogen wird, darinn mit Schimmer leuchtet, und doch nicht vom Schauen gesättigt wird? Einfalt, wenn ein Lieblingsausdruck, der aber Gleichniß ist, immer und

1) R.: Ebenso sind die Mündel des Sebels, die so oft vorkommen, ihrer Seele nach freilich Morgenländer, aber ihrem Körper nach Schweizer.

immer wiederkommt, wie z. E. der: jemand die Seel erhöhen?[1] Einfalt, wenn da wo die Allegorie hinderlich dem Auge ist, sie uns die Ideen verhüllt: wie in seinem ganzen Gedicht uns die schreienden Sünden mit allen möglichen Stimmen des Geheuls in die Ohren schreien und nichts sagen. — An den Orientalischen Ausdruck, wo er mißbraucht, und übel verstanden ist, will ich hier nicht gedenken:

— — — velut aegri somnia vanae
finguntur species.

Immer in Arbeit, im Gange, in Handlung — so ist Homers, aber nicht Bodmers Epos. Jener fertigt Kleinigkeiten kurz, und mit einmal beliebten Worten ab: und eilt immer zum Wesentlichen: kein Gemälde steht bei ihm still, es dreht und wendet sich, bis es wider in die Handlung greift: er selbst, als Sänger, wir als Hörer, als Zuschauer, als Theilnehmer so beschäftigt, daß er nicht denkt, sich selbst in die Rede zu fallen, und wir seinen Gesang, nicht den Sänger hören mögen. Noch weniger müße eine verbeirauschende Fliege die Handlung stören: und der Epische Gang kein zerstreuender Spatziergang seyn. Selbst die Episoden sind bei Homer kaum Episoden: Reden, Gleichniße, nichts ist Abhandlung, abzutrennender Schmuck, eingestreute Blumen: alles wächst aus der Materie, steht an seinem Orte, reißt uns fort. — — Aber Bodmer ist nirgends als in Kleinigkeiten groß, in Einstreuungen schön,

1) R.: Bodmern ebenfalls zum Lieblingsworte geworden zu seyn scheint: der starke Ausdruck: das Herz erhöhen. So sagt Japhet zu Sipha:

p. 18. Oft erhöhte dein Vater mit deiner Tugend das Herz mir
p. 28. — — bald wird die Seele
Durch die Geister des Weines erhöht
p. 31. Es verhütet' ein Göttlicher Tröster
Der vom Himmel gesandt den Muth mir erhöht' und mich stärkte
p. 70. — — ihnen erhöhte den Muth ein Kraut
p. 103. Nur ein Zug, nur ein Wort von ihr erhöhet das Herz mir
p. 153. der Göttliche Geist erhöhte die Weiblichen Sinnen u. s. w.

immer im Detail beschäftigt. Alles ist bei ihm Episode: die Erzälung, die Reden, die Charaktere, die Blumenstücke: jedes abzutrennen, und unter seinem Titel eine eigne Schilderei. Dies die Lebensart der Familie nach Noah's Abreise: jenes die Aussicht Japhets: denn eine Allee von Bäumen und Lauben: jetzt das Gebäude, die Wirthschaft, die Bewirthung des Patriarchen: hier ein Complimentenzimmer des wiederkommenden Noah: jetzt seine Reisebeschreibung, nach Ordnung und jedesmal mit religiösen oder Politischen Anmerkungen begleitet: hier erbauliche Betrachtungen bei Eva's Quelle: dort bei Adams Laube: hier bei dem Baum der Verführung: dort bei Gelegenheit einer vorbeilaufenden Schlange: jetzt ein Opfer: jetzt ein Luftschiff: jetzt ein Komet: jetzt Englische Tapeten — und meistens über jede dieser Scenen die guten Gedanken der Sämmtlichen Anwesenden — wo ist hier der fortreißende Strom, aus dem man ja keine Welle heraufheben kann? Zudem sind nicht blos die Reden in das Epos gleichsam eingeleimt, sondern in jeder Rede, stehen wider ganze Reden, in dieser Person eine andre, und in dieser eine dritte, in Männlicher Größe. Wo bleibt nun das Gesicht, die Seele, die einer jeden eigen seyn soll: wenn Noah den Sipha, und Sipha seine Söhne, diese die Michal, Michal den Abiram und Abiram wieder seinen Gott reden läßt: wer spricht endlich? Keiner, denn sie reden alle durcheinander. Noah und sein Laomer, und sein Magog, und sein Seraph, oder vielmehr überall — Joh. Jac. Bodmer.

Doch wie weit ist dies entfernt, in jeder Rede eigne ganze Seele zu suchen: (denn die meisten sind ja Predigten, hier zum Lobe der Einsamkeit, dort Todesbetrachtungen, und wo habe ich die locos communes alle aufgezälet?) in den wenigsten findet sich kaum die ganze dringende Situation, die sie erzeugte, und durchdringen und beleben sollte. Der ganze Laomer z. E. wie spricht der Mensch? zittert er? bittet er? lehrt er? erzält er? flucht er? ich weiß nicht. Zufälligkeiten und Bestimmungen abgezogen hat hier Alles eine Seele, und du Seelenvoller Homer! wie viel Geister hast du geschaffen?

Kaum sind alle diese einzelne Reden, Rhapsodien, und Bilderchen recht aneinander gelehnt: Noah bricht mitten in seiner Rede ab, weil man ihm keinen Stuhl gegeben, und weil er in die Badstube will: diesem kommt auf seinem Weg eine Schlange, jenem ein Luftschiff queerüber — und wenn niemand, so stört uns Hr. Bodmer selbst, der oft zwischen den Scenen mitten unter Heroen und Patriarchen selbst auftritt: frägt, die Muse ruft, ein O! und Ach! thut, von Young und Milton erzählt — wo redet Homer in seinem ganzen Gedicht durch, nur ein Wort in seinem Namen und gleichsam als zwei Personen? So sind wir ja gleich aus der Illusion heraus!

Doch hier kommen wir nie hinein! So unzuverläßig Bodmers Muse im Anfange ist, so furchtsam, und Schülermäßig; zweifelnd, lobend, wünschend, hoffend er gegen sie thut, damit sie ihn bald hauchend, bald zischend besuche: so unpoetisch, ungetreu oder ungewiß wenigstens ist sie ihm oft geworden. Ohngeachtet er, wie ich am andern Ort zeigen werde, die Tafeln aller Zeiten geplündert, und alle Kunst Orientalischer Sprache und Occidentalischer Erfindungen vereinigt: nie doch ist er vor der Sündfluth, im Paradiese, in der Arche, in der erneuerten Erde selbst gewesen: nie doch weiß er uns dahin zu zaubern, wie Homer mitten in seine Rathsversammlungen, in seine Schlachten, auf die Schiffe seines Achills. Die Muse desselben ist würkliche Begeisterung: ενϑεισμος; die Muse Bodmers ist eine Künstlerin, nichts mehr.

Und eine Künstlerin, wo sie es nicht seyn sollte. Durchaus liebt Homer keinen Wortschmuck, wo dieser nicht anders, als Wortschmuck seyn kann: lieber leiert er alsdann immer dasselbe wieder, weiß keinen Purpurlappen aufzunähen, der ins Auge falle: hat nicht Sorge, bei dem Verzeichniß seiner Schiffe prodigialiter Worte abzuändern, bei dem Kampf seiner Helden auch Zehe und Haare sanft auszudrücken; wo er lehrt, beschreibt, malt, rührt — nicht bemalt er mit spielenden Farben die Gegenstände von oben: nie hat er die Worte verschönert, damit sie auf dem Papier leben: und er ist an alle dem Poetischen Schmuck unschuldig, in den die ganze

Heerde der Nachahmer, als bekränzte Jahrmarktsthiere, das Wesen der Poesie setzen. — Bei Bodmer (ich weiß, daß ich viel sage,) ist Alles Wortschmuck: seine besten Beschreibungen bewegen sich und bewegen sich nicht: alle seine lebenden Attribute, wenn die Blätter der Bäume sprechen, die Erde herabsinkt, und der Pallast emporsteigt, die Hügel den Rücken erheben, und über die schwindende Flur sich Haufen von Kriegern ergießen, der Schoos des Berges den Wandrer herausläßt, der Berg mit blumichten breiten Terraßen hüpft, die Hügel überwallen, da sich doch der Berg an sie lehnet, die Erde jungfräulich spielt, und jede fallende Birn andre ihr folgende Birnen ersetzen; alle diese poetische Attribute leben blos auf dem Papier: die schönen Garten= und Kunstbeschreibungen sind eingeklebt, und überklebt: künstlich und todt. Bei Homer lebt, handelt, bewegt sich alles auf seinem Schilde, alles so allmächtig erweckt, so illusorisch, daß über dies Wunder mehr Streit entstanden, als zwischen Juden und Heiden über das Wunder eines Propheten. Schon nicht so Virgil und Bodmer gar nicht: seine von dem Engel schön ausgemahlte Tapeten der Arche, sind auch auf das Papier schön gemahlet; aber ich sehe sie nicht, ich lese von ihnen blos. Seine Architekturen und Oekonomische Einrichtungen sind schön beschrieben; ein Baumeister mag sie untersuchen; ein ehrlicher Landwirth von ihnen lernen: ich sehe sie nicht; ich friere.

Ich friere selbst bei Bodmers Schilderung der Leidenschaften: sie sind Wortschmuck: voll schöner Gleichniße, und frostiger Anspielungen; durch Allgemeinsätze aufgestutzt; aber ohne das süße Ungestüm, ohne die mächtige Verwirrung, ohne die rührenden Kleinigkeiten, an denen die Einbildungskraft so gern haftet: alt und kalt und vernünftelnd. Nichts ist frostiger und steifer, als da Japhet niegesehene Mädchen sieht: Bodmer weiß nichts, als zu fragen: Japhet, was fühletest du? und jeder Leser antwortet sicherlich: Nichts! Durch alle Wortspiele, und Gleichnißbeete, und Allgemeinregeln, und Präoccupationen der Empfindungen, schwatzt er uns aus aller Sympathie völlig hinaus: man lacht über den

studirten Antrag Japhets, und über die philosophische Beschreibung der Leere seines Herzens: man jähnt bei allen frommen Citationen Sems, und ärgert sich über die dummen Vergleichungen Chams, des Einfältigen, der an den Mädchen nichts, als die Pyramiden-Figur ihres Baues, ihr Labyrinth von Sälen, ihre Palläste, und was weiß ich mehr? sehen will. Man erkühlet sich bei der Deklamatorischen Erzälung Japhets, was er gesehen? wo er Funken gefühlt? Man bleibt bei dem ganzen Liebesroman in der philosophischen Faßung, daß man hinten nach nichts weiß, als: ich habe in dieser Episode, sehr gründliche Lobreden auf das Weibliche Geschlecht, sehr ernsthafte Vertheidigungen der Liebe, sehr gelehrte Gedanken über die Verbindung der Seele und des Körpers, sehr zierliche Beschreibungen der Schönheit und der Aufwallung gelesen: aber selbst aufgewallet, selbst geliebt, selbst gefühlt habe ich nicht. O ihr Honigsüßen Dichter der Empfindungen, der Leidenschaften, der Liebe, Homer, und Sophokles, und Shakespear, und Klopstock: ihr großen Kenner der weiblichen und männlichen — der menschlichen Herzen: die ihr nicht fragt, und ausruft, und vergleichet, nicht die Triebfedern der Leidenschaften philosophisch zerlegt, nicht ihre Symptomen nach einander hermalet, und durch Präoccupationen der Einbildungskraft alles zuvor überfließen laßet, um bei dem Genuß ein leeres Herz zu haben: ihr Schöpfer und Erreger der Seelen, die ihr alle Triebfedern würkend, alle Züge der Seele sich selbst äußernd, alle Symptome auf einmal unter und durcheinander in Handlung zeigt, und so — rührt, betäubet, die Adern erreget, Sympathie einflößet, die Empfindung ausdrucket: ihr großen Seelen, wie weit anders mit euch? — Ich bin nie ein Frauenzimmer gewesen, aber das weiß ich, daß Bodmers Geschöpfe dieser Art, selbst bis auf die kleine Albernheit der Kerenhapuch nichts als verkleidete Männer sind, in ihrer Denk- und Empfindungsart. Ich bin nicht der Sohn des Bruder Philipps gewesen; aber das weiß ich, daß jeder der Art, wenn er auch nicht auf sein Gänschen zuliefe, doch anders reden müste: und ich traue mir nicht, ob selbst die freundschaftliche Wiedersehung,

mit allem Zittern und Umarmen und Schweigen und Pulsschlägen lebe!

Dafür aber hat B. zu viel Fleiß aufs Unwürdige gewandt: wenigstens ist seiner Poetischen Bewirthung, seinem unermäßlichen Vorrath von Wortblumen das Große und Kleine gleich willkommen. Wenn ein Japhet, ein Sipha nichts als — gehet: so gehen sie mit so wichtigem Schritte, allemal ganze Verse durch, als Homer kaum hat, wenn Menelaus und Paris, Hektor und Ajax zum Zweikampf für zwei Heere hervortreten; und auch selbst denn ist diesem das Gehen, blos Gehen; aber der gehende Geist, ihr Muth, ihre Leidenschaft — dies ists, was wir im murmelnden Gange des traurigen Chryses, im klingenden Schritt des zornigen Apollo, im stolzen Gange seiner Helden hören. Hier aber, wenn ein Japhet blos ausgegangen ist, frische Luft zu schöpfen: so gibt dies so viel Anlaß zu Aussichten, Beschreibungen, Pro- und Contrareden, als wäre es ein Wunder. Und noch unerschöpflicher ist Bodmers Lexicon in dem, was blos — sehen heißt: wiße Er selbst, was die Augen alles Guts verrichten können: ich bin ermüdet, die verschwendende Menge metaphorischer Variationen anzustreichen, an deren jeder das Auge hangen bleibt, und doch nicht hangen bleiben sollte. „Japhets Blick läuft durch die Ebnen in Eden Tag-„reisen hin, bis er in der fernen Tiefe dahin fleußt. Jetzt „begegneten seinem Gesicht drei Göttliche Mädchen: Japhet! „was fühletest du? wie war dir? welch sanftes Entzücken zog dir „die Seel in das Aug: Stumpfer kommt mein Gesicht von „dem blendenden Anblick zurücke: Mit verlangendem Blick „begegnet sein Auge dem Auge Japhets, und forschte mit „Ernst in jeder Mine des Jünglings: Er grüßt sie mit Augen „voll Liebe, die sich nicht lang auf dem Antlitz der beiden „Ersten gebohrnen säumten: sie glitschten schnell von da auf das „Antlitz der Jüngsten: er schärfte den Blick der verlangen-„den Augen: die schuldlosen Augen bebten zurück, und „wuschen sich rein in den Stralen des Engels: Nimm du den „Weg nach der Hütte, daß in dem Gesichte deiner Verwand-

„schaft, das Auge, das lang sie mißte, ruhe: Sipha verweilte „mit denkendem Blick auf Noahs Gesichte: Laß mich, sprach er zu „ihm, das Zeugniß der Augen genießen, das mir die fremde „Botschaft bestätigt, mein Freund sey vorhanden: gönne mir, daß „die Blick' auf deinem Antlitz sich weiden. Also Sem und „so sagten, so baten die Augen der Brüder: Sipha sagte mit „Augen voll überfließender Liebe: sie ruhten auf ihrer Ver„lobten Antlitz." Welche Okularinspektion! sie ist Bodmer zur Lieblingsidee geworden, und füllet ganze Seiten. Homer hat ihrer nicht nöthig; aber bei Patriarchen und ihren Nachfolgern, ist Seele und Herz mit allen Gedanken und Empfindungen in die Augen geflohen!

Nun will ich überhaupt nicht das Spiel von Worten und Metaphern aus einander setzen, wenn Bodmer sich in Tiefen und Situationen der Menschlichen Seele waget: ich mag nicht fragen, ob es Homeren nicht wider Willen der Muse nachahmen heiße, wenn nach der längsten vielhaltigen Rede, die Antwort auch selbst im Affekt, ab ovo anfängt, und Stückweise langsam durchtrabet: am wenigsten vergleiche ich bei beiden Plan, und Ausführung, Geschichte und Erdichtung, jene Menschliche Seele der bösen Griechischen Helden, und die unterdrückte schweigende Natur in den frommen Patriarchen: die Leidenschaften, die in der Ilias Himmel und Erde erregen, und die todten Waßer der Sündfluth, die hier alles überschwemmen: die Nationalhelden und Könige eines kleinen Erdstrichs und die Stammväter einer neuen Welt ohne enge zusammengezognes Intereße. —

[Das Fragment geht im Msc. noch einige unbedeutende Sätze weiter. Den Inhalt, und meist wol auch den Wortlaut wenigstens der ersten Partie von dem Verlorenen ersetzt die Recension:]

Doch fast zu lange von den Worten: jetzt von den Seelen in ihnen den Gedanken: und was für ein großes Feld von Gedanken liegt in einer Noachide vor uns. Man erwarte gar nicht, daß wir den Plan, und die Episoden, die Charaktere, und Situationen nach allen Regeln des Aristoteles und le Boßü durch-

gehen sollen: wir wollen nicht über Bodmern urtheilen, sondern ihn kennen, und von ihm in Fehlern und Tugenden lernen.

Das Sujet zur Epopee ist aus der Bibel: es ist Geschichte: hat B. alles gebraucht, was ihm die Bibel darbot, und was eine biblische Geschichte fodert? Oder, poetisch zu reden, hat die Muse, die vor der Sündfluth war, die die Geister Elihu's angewehet, und ihn die Göttlichsten Psalmen gelehret, die in die Arche mit Noah ging, und sang den Herrn in der Arche, und die, als die Waßer versieget waren, auf Sion stieg — — hat diese Muse dem Dichter alle verborgnen Scenen enthüllt? So gewiß weiß ich dies nicht, denn

mich hat die Himmlische nicht in stillen Nächten besuchet,
Noch bei einsamen Quellen verschwiegne Worte dem Ohre
Eingehaucht — —

Allein darf ich Worte sprechen,
— — — die ich selbst irrdischer rede,

als sie, so zweifle ich etwas. So häufig er die Sprache des Orients spricht: so hat er doch nicht stets die Macht, uns so ganz glauben zu machen, daß die Fragmente des Antidiluvianischen Dichters Elihu auf ihn gekommen, und von ihm gebraucht sind. Als Patriarchen überhaupt mögen sein Noah, Sipha, Sem, Ham, Japhet, Milka u. s. w. vortreflich und ehrwürdig seyn; aber als Patriarchen vor der Sündfluth dörften sie etwas zu wenig bestimmten und bestimmenden Charakter haben, wie sie uns die Bibel beschreibet. Ist der Charakterzug von Noah: dieser wird uns tröſten in unsrer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat, der Charakterzug, daß Noah ein Prediger der Gerechtigkeit gewesen, wie es scheint, mit Verfolgung, sind diese Züge zu Hauptzügen geworden? Ist das Bild von den herrschenden Sitten der damaligen Zeit genau gnug nach der Bibel gezeichnet? Ist Alles so, daß es nicht anders, als vor der Sündfluth so seyn konnte, und die Sündfluth nach sich ziehen und wie es auf die Sündfluth folgen muste? Schwere Fragen,

die wir mit einem dreusten Ja uns nicht zu behaupten getrauen. Am unzuverläßigsten sind wir darüber, ob er den Charakter der damaligen Zeit getroffen? Freilich bannet er Sünden gnug in sie, und ganze Gesänge sind davon voll: freilich hat er bei Ausmalung dieses lasterhaften Zeitalters die Beschreibung Moses, und den Charakter Orients vor Augen gehabt: aber noch fehlt überall das sinnliche Leben, die individuelle Bestandheit, das schöpferische Daseyn, das am meisten den Dichter, den wahren Göttlichen Dichter bezeichnet. Ich fodre den Leser auf, ob er ohngeachtet der vielen, und zum Theil schweren Sünden, die der Dichter erzählet, ob er so ergriffen werde, daß er sieht, es muß eine Sündfluth kommen: ob er in die Poetische Nothwendigkeit gleichsam hineingerißen werde, in welche uns die historischen Worte reißen: es reuete den Herrn, daß er die Menschen gemacht hatte: es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und sprach: ich will die Erde verderben! — Kaum! Mit den meisten Sünden, z. E. der Abgötterei, dem Dienst der Sonne, dem Aberglauben,

[bricht mitten auf der Seite ab]

2.

Pindar und der Dithyrambensänger.

[Die vordere Partie des Capitels, eine Kritik der „Zwoten Auflage" der Dithyramben, ist hier weggelassen, da sie ihrem Inhalte nach in der für die Allgemeine Deutsche Bibliothek V, I, 37—49 geschriebenen Recension wiederkehrt]

— Warum ist auf unserm Deutschen Parnaß seit einiger Zeit solche tiefe Stille? warum ist derselbe beinahe zur Kunstkammer, und zur Werkstäte voll eingeschloßner Luft geworden? — Das Genie ist nicht gestorben, aber es wird von Regeln, Mustern, von dem Ideal unsrer feinen, Kunstrichterischen, und sittlichen Zeit gefangen gehalten. Ermattet in diesen Banden, in den Armen der Kalypso verweibet: hat es nicht die Nerven seiner Stärke, Lust und Muth hat es verlohren, sie anzustrengen, und auch wider Willen

der bloßen Kunstregeln: im Angesicht aller Censoren von Geschmack, nicht wie sie und andre, sondern ein großes Selbst zu werden.

— — — — — — — — — — — —

Und wenn eine Dichtungsart Zwang erleidet, und Zwang auflegt: so ist es die Lyrische vielleicht. Zum Unglück sind hier die Gesetze von zu wenigen Mustern und meistens von dem einzigen Horaz abgezogen: in ihr sind die größern Originale andrer Nationen, z. E. der Araber, Skalden, Schotten, und selbst der Griechen, weniger bekannt, wenigstens nicht so häufig, als Vorbilder genutzt: in ihr hat man also auch vielleicht die wenigsten Originalgattungen. „Horaz hat," (wie dies selbst der größte Dichter der Deutschen schreibt, und der künstlichste Dichter der Deutschen beweiset) „Horaz „hat den Hauptton der Ode, durch die seinigen, bis auf jede seiner „feinsten Wendungen bestimmt. Er hat alle Schönheiten erschöpft, „deren die Ode fähig ist. Man kann den Werth einer Ode nicht „beßer ausmachen, als wenn man frägt: würde Horaz diese „Materie so ausgeführet haben? Das Wesentliche, was die lyrische „Poesie fodert, dem sich selbst ein Originalgenie unterwerfen muß, „dies Wesentliche hat Horaz, durch sein Muster festgesetzt!" O welcher Horazische Despotismus! Ihr Genies der lyrischen Poesie! laßet uns dies Sklavische Land verlaßen, wo uns Hauptton, Mythologie, Wendung, und was weiß ich mehr für Bürden aufgelegt werden. Nach beßern Nationen, nach dem Ursprunge der Dichtkunst wollen wir wallfahrten —

agros atque Lares — habitandaque fana
apris relinquere et rapacibus lupis
Ire pedes quocunque ferent — —

Auch der Dithyrambe gehört hieher: wenn nicht seinem Inhalt, so seiner Dichtungsart nach. Dem Inhalt nach ist der Dithyrambische Bacchus für uns so fremde, als ich ihn oben ausgeruffen; aber sind denn keine Vorwürfe, die uns so National, so intereßant, von Jugend auf so lebend in unsrer Seele, so begeisternd sind? Genies, die ihr alles aus dem Abgrund eurer Seele holt, was

brauche ich es euch vorzuzählen, daß auch aus dem Innern unsrer Religion, und Nation, unsrer Erziehung und Weltverfaßung trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung, rührende Gemälde von Menschlichen Affekten und Situationen gezogen werden können, die selbst den Altar des Bacchus verschmähen?

Und ist dies, so werde die Nachahmungslose, feurige Begeisterung des Dithyramben Vorbild: denn bei uns ist leider! selbst die schöne Unordnung des Horaz zum abgezirkten Gesetz geworden. Die Einbildungskraft, von einem würdigen reichen Gegenstande aufgefodert, von Musik und Sprache geleitet: diese Poetische Phantasie gehet, wenn sie sich einmal nicht rasende Ausschweifungen nüchtern vorsetzt, sie geht so sicher ihren himmlischen Sonnenweg, voll Glanz und Licht und Feuer, daß der kasteiende Fuhrmann nicht immer hinter ihr seyn mag. Zwar wird sie alsdenn nicht Horazische Oden, deren Gang ein bittrer Censor so schulmeisterhaft abgezirkelt hat; sie wird nichts, als — Gemälde der Einbildungskraft liefern, die eben dieser Schulverbeßerer so geringe hält; was hat sie aber mit ihnen geliefert? Lebende Abdrücke einer ungemeinen Menschlichen Seele: warme Abgüße der Empfindung in ihren besten Stunden; und als solche wie weit stehen sie bei dem Kenner von Poetischem Gefühl vor allen regelmäßigen Nachahmungen voran? Wählte Karschin zu ihren Gemälden der Einbildungskraft immer würdige Gegenstände, die, in sich mächtig und reich gnug, ihre ganze Poetische Seele zu wecken: wählte sie zu ihren hingegoßnen Arbeiten nur die besten Stunden, da sich ihr Geist wie aus einer sanften Ruhe erhebt (denn auch ihren Gaben der Musen wird nicht jede Stunde gleich seyn) in dieser doppelten Erhebung, was würden von ihr Gemälde der Einbildungskraft seyn? Mehr als jetzt ihre Einfälle, und Trivialstücke; aber auch mehr als bloße Nachahmungen der Horazischen Muse. Ich zanke mit dem Critikus, der ihr Nachahmung, Correktur und Kunst empfielt; da er ihr nichts empfehlen sollte, als Würde des Gegenstandes, und Achtung für die schönern Stunden, da ihr die Muse erscheint: über beides werde sie selbst die schärfste Richterin!

Von selbst wird also auch die Sprache Dithyrambisiren, und mit edelm Ungestüm Zaum und Zügel bisweilen abwerfen: sie wird flechten und formen, kämpfen und siegen: aus dem ungedachten und unempfundnen Chaos, auch ungesagte Worte sagen, ungegebne Gesetze geben, und in neue Wege lenken. Aber alles nicht, um Dithyrambisch zu seyn, wie es unser Dithyrambensänger und meistens also ohne Grund, und Ort und Zweck und Kraft gethan hat; sondern weil sie es so seyn muste: wie Klopstock und Karschin zeugen, von welcher sich auch manche getadelte Zusammensetzungen retten ließen.

Sylbenmaasse endlich: ungebunden und stark: so viel sie den Affekt stüzzen, so viel sie Musik ausdrücken: so viel sie den Tanz hören laßen können. Dies Können aber welche steile und unabsehbare Höhe, wenn ich nicht nach Regeln und Mustern ein Baugerüst aufschlagen will. Kann ich mir nicht ein lyrisches Originalstück denken, worinn sich Musik, und lebendiger Pantomimischer Ausdruck, und heroischer oder rührender Tanz, alle drei im Griechischen Sinn, verbinden, und so die ganze Poetische Seele, und alle schöne Künste, vereint lebten! Eine lyrische Monologue voll Affekt und Handlung, und Musik, und malendem Tanze — die höchste Stuffe des Ausdrucks! Wohlan! sie heiße Dithyrambe!

3.

Anakreon: Gleim und Gerstenberg.

Zwo u. f. p. 338—44. [I, 330[1]—334[1]] Spatzen.

Gleims Lieder nach Anakreon fodern andern Gesichtspunkt, als in den sie manche gestellt haben: nicht Uebersetzungen, nicht Umschreibungen, nicht Nachahmungen Anakreons; sonst verlieren sie jedesmal — sondern Nachbildungen, Umbildungen desselben in Lieder. Wie nun ein Bildchen Anakreons, ein *μελος*, von einem Liede abgeht; so muß dies Abweichen auch seinen Umbildungen angerechnet werden.

Anakreons Gemälde können also mehr Fülle, mehr auf einander Gedrungenes, mehr unverbunden neben einander gesetzte Züge der Einfalt haben, und haben sie: Gleims Lieder sind länger, schleppender, bleiben an Stärke und Einfalt der Attributen, die sich in Anakreon so freundschaftlich gesellen, und gatten, weit zurück; aber dafür ist ja jenes ein Gemälde; dies soll ein Lied seyn. Jenes muß Zug neben Zug setzen, Umschweife und Erklärungen vermeiden, es muß immer zum Ende eilen, damit es — ein reizendes. Ganze, ein Bild wäre. Am Namen liegt freilich nichts; ich frage aber die Kenner des Anakreons, ob die meisten seiner Gesänge nicht kleine Phantasien sind, die alles verlöhren, wenn man ihnen ihren Anschein als ein Ganzes, ihre zu Ende laufende Kürze, ihren schönen Kontour nähme, in welchem sie sich oft freilich einem Sinngedicht, einer Pointe nähern. Und ist dies, so frage ich zum zweiten: ob nicht ein Anakreontisches Gemälde, es sei nun Nachbildung, oder Nebenoriginal — ob es nicht das beste verliere, wenn es aus diesem Contour weichet, und weil es zu einem Einfall vorbereiten, ihn erklären, ihn erläutern, ihn aus einander setzen will, uns den Anblick des schönen Ganzen benimmt? In ihm sind wir alsdenn ja immer im Detail und wenn es das schönste Detail wäre! Hiernach mag mich das Publikum gegen einen großen Kenner Anakreons richten, der diesen lehren will, seine Gedanken, seine Empfindungen manchmal mehr vorzubereiten, damit — das Ganze verschwinde.

Lieder sind keine solche Gemälde: sie haben ihren eignen Schwung und eigne Falltöne: jener muste also fast immer vom Anakreon abweichen, diese musten sich mehr durch einander ziehen, damit ein lyrischer Gesang würde. Man lese jedesmal ein Stück Anakreons voraus, und ergötze sich am niedlichen, vollen, einfältigen Anblick — dann singe man ein Lied von Gleim, und man wird aufhören, sie als blosse Nachbildungen zu betrachten; willkommen wird seyn, der feine Sinn, der in die meisten neu eingelegt worden: willkommen, das mehr Zeitmäßige, der mehrere geistige Seelenvolle Reiz: die fruchtbare Abbiegungen von Anakreons zu einfacher

Wendung: „gebt mir zu trinken! ich will lieben!“ Angenehm dem Ohre werden seyn die lyrischen Falltöne, die bei dem bloßen Lesen, neben Anakreon insonderheit, oft ermatten: die unsrer Sprache originale Stärke des Ausdrucks und der Wendungen. — Ob aber alle noch beibehaltne Vorwürfe, Sujets zu Liedern? ob in allen durchgängig Liederton sei: ob nicht Manches, an sich schon nicht Lyrische, und jetzt noch über Anakreon weitläuftig Umschriebene, schleppe; ob nicht manche Lieblingswendung Gleims in der Sprache, zu oft wiederkomme — es bleibe dies, bis ich von Liedern rede. Da warten Chöre von Sängern: Hagedorn, und Kleist, Gleim und Leßing, Uz und Weiße.

Hier aber winkt ein andrer Anakreon, den die Göttin des Wohllauts, die Himmlische Harmonie — die Muse der süßen Empfindung und die jugendlich blühende Phantasie — drei Schwestern der Anmuth, als ihren Liebling begeisterten. Gerstenbergs u. f. p. 369. 70 [I, 350[1]] gebohren war.

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Tyrtäus u. f. p. 345—49. [I, 335[1]—337[3]] viere. Und da wir diese Griechische vier durch die biegsame Poesie unsres Weiße auch in unsrer Sprache lesen können: so mag, wer da will, vergleichen! Ich mache lieber zu unserm Tyrtäus einen

Anhang
von den
Amazonen- und Schweizerliedern.

Die Amazonenlieder sind Ausmalungen von erdichteten rührenden Situationen — von dem Abschiede eines jungen Helden, von dem Empfang seines Bildes, von dem Tumult einer Schlacht und von seinen Thaten in ihr: von seiner Rückkunft und wieder vom Schlachtgetümmel; von der Flucht der Feinde, dem Siege, und

der Siegesfreude: von dem Verlust einer Schlacht, und von dem Anblick des verwundeten Liebhabers: von seinem Fall: seinem Begräbniß — lauter Gemälde, von einer reichen, blühenden, und heldenmäßigen Phantasie entworfen. Durch sie wird also die ganze Situation lebendig: bei dem Abschiede des Helden hören wir Pauken- und Trompetenschall, und rufenden hohen Schlachtgesang: wir sehen die stolze Fahne sich entwickeln, und voran flattern, wir sehen den Speer schwingen, sehen das schnaubende, klirrende, dampfende, wiehernde Roß, den über den Verzug fluchenden Krieger, sein schluchzendes Weib, und das Kind, das er mit Väterlichem Ungestüm drückt und fortschickt: wir sehen den Jüngling sein Schwert umgürten: wir sehen den Thränenvollen tapfern Abschied: die ganze Situation lebt. So lebt der ganze Aufzug seiner Rückkunft: so lebt der Anblick des Streitenden, des Verwundeten, des Fallenden, des Todten, des Begrabenen: so lebt sein edles Pferd, so lebt insonderheit das Getümmel der Schlacht, von einer feurigen und oft wilden Einbildungskraft gemalt, die allemal die Zeugin eines großen Dichters ist: warme Abdrücke dieser brennenden Phantasie: enlargements of mind.

Sogar daß diese Ergießung der Seele auch Nebenumstände ihrer Situation, wie im schnellen Strudel mit sich fortreißt, und weil diese oft zu entfernt scheinen, uns bisweilen in dem angenehmen Betruge störet, aus dem wir nicht wollen gestöret seyn. So muß z. E. auf dem Sandhügel der Amazone, Alles ringsum, Hügel und Straße, Himmel und Fichte, der das Rohr durchpfeifende Wind, und das Sonnenbild im Waßer, der sich härtende Marmor, und der junge Wald — alles wird in die Situation eingeflochten: der Wandrer, der den Brief bringt, und selbst das Siegel des Briefes: die dreimalige Ehrensalve, und endlich wieder die rauschende Fichte, nach ihrer Höhe und Breite, nach Ästen und Stamm — alles wird von der verschwendenden, und bisweilen üppigen Einbildungskraft fortgerißen, die sich an mehr als einem Ort in den Strom auch von Nebenzügen stürzt, und mit spielender Hand sie, wozu sie will, zu brauchen weiß. Das sind die Ama-

zonenlieder im Großen und Kleinern, in Bildern und Sprache und Sylbenmaas, leicht hingeworfne Gemälde einer sehr Poetischen Einbildungskraft.

Aber Amazonenlieder? Schlachtgesänge? Nachahmungen des Preußischen Grenadiers? Keins von dreien, und das letzte am wenigsten. Ich zanke also mit dem Recensenten, der an so unrechtem Ort eine Strafrede wider unsre Nachahmer, und Genielosen Nachahmer hält, die Amazone für einen Pendanten des Grenadiers erklärt und sie völlig als solche beurtheilt — und ich wüste nicht, ob mir auch nur eine Vergleichung einfiele, wenn mich nicht Sylbenmaas und der Titel Amazonenlieder darauf brächte.

Aber warum Amazonenlieder? Ist etwa die Amazone selbst Streiterin, selbst Heldin, selbst Erretterin des Vaterlandes? Nein! sie bleibt zurück, sie hört nur von ferne die Schlacht: sie nimmt so gar an Allem blos durch ihren Liebling, nie unmittelbar Theil: sie ist nichts, als — Liebhaberin. Freilich eine Liebhaberin von Gefühl der Ehre, von mehr als weiblichem Muth, von männlicher Entschließung, die ihm in die Schlacht folgen will, die — aber um des alles Willen Amazone? Meinetwegen stehe statt des weitschweifigen Titels: heldenmäßige Geliebte! dieser Poetische Name da — nur nicht aber diese Poetische Amazone mit einer „aus der alten Geschichte“ verwechselt: denn dies waren ja ganz andre Geschöpfe. Selbst in den Krieg ziehend, selbst würgend, sieghaft, verwundet — kurz! weibliche Grenadiers; und hätte [sie] Weiße, als solche, singen laßen, freilich: so wäre er Nachahmer, Pendant. Aber jetzt ist seine Amazone eine andre: nicht selbst zur Schlacht eilen, aber den Eilenden nicht zögern, nicht selbst streiten, aber den Liebling streiten sehen, und höchstens für ihn streiten: nicht selbst siegen, aber bloß den Sieger umarmen — das ist unsre Amazone! Der Censor schiebt dem Dichter einen treuherzigen Rath unter, und will ihn nach diesem Rath richten.

Die Amazone singt; aber Schlachtgesänge, Siegeslieder, im Namen des Heeres? für das Vaterland? Nichts! Malerische Scenen, große Anmunterungen ihres Jünglinges, Aufwallungen der

Phantasie, (ich mag nicht immer sagen, der Empfindung, und noch weniger der lyrischen Empfindung). Weder zu Trompeten des Krieges, oder Friedens; noch zur verliebten oder traurigen Laute sind diese Lieder sangbar: Mittelgeburten zwischen Schilderung und Empfindung überschwemmen sie oft das Sylbenmaas mit Gemälden, oder so reißenden Scenen, daß die Seele, ganz Auge, Farben und Bilder zu hören vergißt. Selbst bis auf die Uebersetzung der Kriegslieder Tyrtäus erstreckt sich dies: der Ton des Griechen ist verändert. Nicht mehr der starke, Mutheinsprechende Tyrtäus, der auch in seinen Gesängen Grund an Grund, Schild an Schild schließt, der auch in seinem Ton die gesetzte Faßung, den unerschütterten Ernst behält: in den schönen Deutschen Liedern ist er malerisch und fragend, ausrufend und aufgebracht — Tyrtäus vom Verfaßer der Amazonenlieder. —

Zudem das Sylbenmaas: so starken Kriegeston es bei Gleimen hören läßt: so enge und zerhackt dünkt es mich für die überwallenden Amazonenlieder, und beinahe selbst für den Griechischen Tyrtäus. Wenigstens hat es uns in der Bibl. der sch. W. Lodbrogs Sterbegesang so verdorben, daß ich außer ihm in diesem schätzbaren Werk keine schlechtere Uebersetzung kenne, als etwa noch die Romanze auf die schöne Rosemunde, die bei ihrer Romantischen edlen Süßigkeit im Deutschen steif und mißgebohren ist.

Noch minder sind der Grenadier und die Amazone Geschwister: da die letzte nichts als Poetisches Geschöpf ist: ohne Zeit und Ort: ohne Nationalcharakter, und historische Situationen. Freilich entgeht dem Dichter damit Bestimmtheit seiner Charaktere: denn jetzt sind seine Amazone und sein Held nichts als schöne Gespenster, Larven einer halb verliebten, halb kriegerischen Schwärmerei. Ihm entgeht Mannichfaltigkeit der Situationen: das Rührende, das aus Individualfällen gezogen wird, und denn insonderheit Nationalruhm. Dieser Verlust aber trift er die Amazone? ja! wenn sie, wie gesagt, eine Heldin für ihr Vaterland, selbst eine Augenzeugin der Schlachten, eine Historische Weltbekannte Amazone, ein — Grenadier seyn wollte. Alsdenn freilich „müsten die

Gesinnungen des Grenadiers auch sie begeistern," alsdenn „müßten diese Gesinnungen durch die Liebe zum Vaterlande erzeugt werden," alsdenn „müßte die Amazone ein bestimmtes Vaterland, und bestimmte Schlachten haben." Ist alles dies Muß aber Jetzt? Es ist einmal ein falsches Präsuppositum, daß sie die Gesinnungen des Grenadiers, heroischen Geiz nach Gefahren, Stolz für das Vaterland zu sterben habe: ihr Jüngling ist ihr Vaterland: Liebe zu ihm die vornehmste Triebfeder — So war ihr also Nationalcharakter, historische Bestimmtheit nicht so unentbehrlich: hätte sie nur, als Poetisches Geschöpf mehr Charakter, mehr Bestimmtheit erhalten. Weg also mit unpaßenden Parallelen: weg auch mit der poßirlichen Vorrede! Die Amazone ist ein Poetisches Geschöpf, ohne Zeit und Ort. Sie mißet sich weder mit dem unsterblichen Preußischen Nationalsänger; noch auch mit dem Pöbel der Amazonen, „unsern gehoseten Mädchen mit fürchterlichen Federhüten," sie ist eine Tochter der Phantasie voll Leben und Glanz und wildem, beinahe Shakespearschen Feuer!

Ganz anders muß ich von den Schweizerliedern urtheilen: sie sind Nachahmungen, aber auch beinahe Gegenbilder von den Tugenden des Tyrtäus Gleim. Die Härte des Grenadiers ist Deutsche Originale Stärke: die Härte des Schweizers ist Undeutsche barbarische Rauhigkeit, und nichts ist vielleicht weniger wahr, als das Wort des Verf.:

wenn Leser! dir mein Reim gefällt
Danks dem Tyrtäus Gleim!
Der sang von Helden wie ein Held
und deßen ist mein Reim!

Kaum! und gilt dies nicht vom Reime, so von dem Geiste deßelben noch minder. Die historischen Lieder sind — historische Lieder: nichts mehr! Ihnen fehlt der Poetische Geist der Illusion, der nicht wie aus einem Historienbuch erzählt: sondern alles selbst gesehen hat, uns alles selbst zu sehen zwingt. Eben dies erregende Feuer, daß uns anglühe, daß uns an Theilnehmung zu Schweizern

mache, daß unser Herz für seine Nationaltugenden und Wünsche und Anmahnungen empöre — es fehlt ganz auch in den Patriotischen Liedern. Indeßen sei uns der Schweizersänger wenn nicht mit seinen Gesängen, so doch in seinen historischen und Nationalsituationen, in seiner Materie und Absicht, die freilich edle Patriotin ist: Erinnerer sei er uns, auch die Geschichte und Vorwürfe unsres Vaterlandes zu nutzen, Nationaldichter, Begeisterte des Apollo Patrous zu werden: eine neue Welt voll Materie, Intereße, und Poetischer Bezauberung. Alsdenn laßet uns die großen Nationalsänger, Griechen, Skaldrer und Barden zu Mustern nehmen: deren Bekanntmachung ich jedem, der es kann, empfehle, und der Bibl. d. sch. W., den Hamburgischen Uebersetzern, und den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, für die Mittheilung einiger solcher Nationallieder, als für das angenehmste Geschenk danke.

5.

Theokrit und Geßner.

[I, 337⁴—350 und Einleitung S. XL¹]

6.

Aesop und Leßing.

Wer, wenn er alle Französische Fabeltheorien, von der schönen Allegorie, der schönen Vorrede, Erzälung und Moral, dem vertraulichen und lustigen Ton, dem Poetischen Schmuck — und was noch an den zehn Geboten der Fabel fehlen möchte,[1] — wer würde denken, daß noch ein Fabelding mehr in der Welt seyn könne, was nicht die Fabel — des La Fontaine wäre. Es kann nicht blos seyn, sondern es ist: es ist in Theorie und Ausübung da: gründlich und glücklich. — Mag nun die Fabeltheorie, der

1) ausgelassen etwa: „durchgegangen ist"; vgl. I, 384.¹

Fabel, oder diese jener zu gut da seyn: gnug! sie helfen sich einander auf Schwächen und glänzenden Seiten aus: bauen gemeinschaftlich auf die Trümmern aller Unäsopischen Fabeln, und Fabeltheorien, und nennen sich — Leßings Aesopische Fabeln.

Leßing, ein Kopf, der alles seyn kann, was er seyn will, hat sich an ein neues, oder vielmehr an die Wiederaufrichtung des ältesten Fabelgebäudes gemacht. Wider La Motte und Richer, Batteux und Breitinger, hat er das Wesen der Fabel in der Philosophischen Theorie, wider Phädrus und la Fontaine in dem Vortrage selbst gerettet: nach Jahrtausenden die fabelnde Muse aus dem Gebiet der Poesie, wo sie sich das Bürgerrecht angemaaßet, in ihr Vaterland, die lehrende Prose zurückgeführt, und in Kürze, Einfalt, und Philosophischem Sinn nichts mehr und weniger palingenisiren wollen, als — die Fabel Aesops.

„Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei würklichen „Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle „meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vor„fall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei „Verfertigung der ihrigen gedacht." Hat Leßing den großen Unterschied übersehen können, der sich daher zwischen die alte und neue Aesopische Fabelwelt findet? der sich auch zwischen Aesopus und seine Fabel setzet?

Mit Streit und Blutvergießen unter dreien Nationen erkämpft er sich folgende Erklärung der Aesopischen Fabel: ein allgemeiner moralischer Satz: auf einen besondern Fall zurückgeführt: diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilt: eine Geschichte daraus gedichtet, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet: diese Erdichtung heißt eine Fabel. Ist mirs erlaubt, hienach Aesop und den jungen Aesop zu untersuchen? Erkennen wir in der Erklärung den alten Aesop: so sei sie richtig: erkennen wir Leßing, so sei er Aesop: so stehe seine Bildsäule durch die Hand eines Lysippus vor den Statuen der Griechischen sieben Weisen!

Ein allgemeiner moralischer Satz? Leßing wills. Mit leichter zuverläßiger Hand streicht er aus de la Motte und Richer

das Wort Regel Lehre, Unterricht; und aus Breitinger beide aus: und setzt mit einem Machtspruch wider Holberg und Baco sein Wort drüber. Aber wie? ich schlage hin, ich schlage her in meinem alten Griechen: und wo ist der allgemeine Moralische Satz hinter jeder Fabel? Lebensregeln, Erfahrungssätze, Klugheitslehren, kurz! Griechische Weisheit aus dem Menschlichen und Bürgerlichen Leben — ja die finde ich auf allen Seiten, und man weiß, was Aesopus daher bei seinen Griechen, und was auch im Erziehungsplane Quintilians gelte. Aber allgemeine Moralsätze? kaum darf ich meinen Augen trauen, bei Leßing, in einer Philosophischen Erklärung nach aller Form, und dazu nach so gelehrten und gründlichen Wiederlegungen eine Französirende Behauptung zu lesen, die sicher zwei Drittheile von Aesop aufräumt: welch ein la Motte, Batteux, St. Mard, Fontenelle könnte grausamer behaupten.

O die Phrygier werden viel zu spät klug; als daß mein alter Phrygier allgemeine Moralsätze hätte ausfabeln wollen. Und er, mit allen seinen sieben Weisen beinahe, wird völlig aus seiner Zeit gefabelt, wenn ich nichts, als solche in ihm suche! Wie selten finde ich sie, und die ich finde, was sind sie eben gegen die lebendsten besten Fabeln, die sich auf eine Politische und Menschliche Situation, auf einen ihm gegenwärtigen Vorfall des Lebens bezogen, und nichts, als eine — *γνωμην* in sich enthalten. Man übersetze dies Wort, wie man wolle, Sentenz, Regel, Lehre, Unterweisung, allgemeiner Praktischer Satz; wenn nur allgemein nicht so viel, als abstrakt, und Praktisch, so viel als Moralisch bedeutet: so ist alles beßer, dem alten Fabellehrer der Klugheit angemeßener, und — — die Fabeltheorie Aristoteles. Mich wundert, daß L., der diesem so sehr folgen will, ihn in diesem ganzen Geist der Fabel aus der Acht gelaßen: wie die Fabel eigentlich zur Ueberredung des Volks (*δημηγορικος*) sei, in welche Claße auch die zwo von ihm angeführten gehören — ihn aus der Acht gelaßen, da er nachher von dem was allgemeiner Praktischer Satz (*γνωμη*) hieße, weitläuftig und genau philosophirt. Hätte L. auf diese

Gnomologie des Aristoteles ein Auge gehabt, welche Erläuterungen hätte Er darüber gegeben: daß die Lehre der Fabel Aesopus ein allgemeiner Satz sei, weder Individuell, noch abstrakt (*ȣ περι των καθεκαϛον, ȣτε επι παντων καθολȣ*) sondern *περι οσων αι πραξεις εισι, και αιρετα, η φευκτα εϛι προς το πρασσειν.*) über das, was zum Menschlichen Leben gehört, was man in ihm fliehen und erwählen müßen. Hier lebt die Fabel Aesopus: aus dieser Welt aber herausgerißen, unter einen allgemeinen Moralischen Satz gezwungen, verliert sie eine Menge von Sujets, das beste Licht des Anschauens, Schönheit und Wahrheit. Wie selten sind doch dazu besondere Fälle, die einen allgemeinen Moralsatz erkennen laßen? wie selten (oder genau zu reden, vielleicht gar nicht) sind dazu die handelnden Personen der Fabel, und ich befürchte, daß es mithin unter sieben lahmen, kaum eine gesunde geben dörfte! Wie geschwächt endlich die Gewalt, die feurige und würksame Macht der Fabel, wenn sie blos auf trockne Moral eingeschränkt werden soll. Leßing selbst verlöre seine besten Einfälle — — doch ich wollte hieraus nur etwas zur Parallele.

Aesops meisten Fabeln beziehen sich auf Menschliche Handlungen, und die Klugheit seiner Zeit: sie leben! viele von L. und den neuern sind aus dieser lebenden Welt in die Welt der Bücher, der Gesellschaften, der Künste und Wißenschaften, des Umganges geflohen: von hieraus enthalten sie einen Erfahrungssatz, eine Schriftstellerregel, eine Bemerkung, eine muntere Sentenz. — Der Unterschied muß jedem offenbar werden, der Aesop und Leßing lieset, und jedem erklärlich werden, der Aesops und Leßings Zeiten kennet. Mag unser Aesop also für unsre Zeit so unterhaltend, so munter, so voll leichter Bemerkungen, und angenehmer Einfälle seyn; als der Phrygier für die seinige voll mürrischer alternder Lebensklugheit war; er also vielleicht nicht so für uns; unserer noch weniger für jene: jeder ein Lehrer seiner Zeit; wer aber von mehrerer innerer Würde? von reicherem Fabelinhalt? von mehr mächtiger Anschaulichkeit für Menschen? von stolzerem Wesen der Fabel?

Zweitens: Ein allgemeiner praktischer Satz auf einen besondern Fall zurückgeführt: Leßing setzt einen einzelnen Fall statt Handlung, und hat Recht, wenn die Handlung der Aesopischen Fabel, mit der Handlung des Drama, oder der Epopee verwirret würde. Wie wenn aber das Wort Handlung im eigentlichern, in dem einmal in der Philosophie der schönen Wißenschaften angenommenen, im — Griechischen Verstande, und nicht nach dem Eigensinn eines Batteux genommen würde: könnte es schaden? Hier ist Aristoteles: . . . .[1]

Und könnte es blos nicht schaden? nein! es nutzt augenscheinlich. Jede Fabel, die einen Erfahrungssatz in Ausübung zeigt, ist schöner, (anschauender und nützlicher, Philosophisch und Praktisch beßer) als eine andre, die ihn blos an sich ausdrückt: die Fabel, die die Begierde, die Sucht, die Anstrebung, groß zu werden, als die Quelle des Unglücks zeigt, ist schöner, als die den Lehrsatz: Groß seyn ist eine Quelle des Unglücks, in einem einzelnen Fall zeigte. Das Licht der Anschauung wird mehr auf einen Punkt vereinigt, die Fabel bekommt also mehr Einheit, mehr Andringendes, mehr Theilnehmung, wenn — nicht ein allgemeiner Satz in einem besondern Fall — sondern ein Praktischer Satz in einer Art von Ausübung, durch Begierde, Unternehmen, u. d. gl., und um allen Wortstreit zu verhüten, nicht in statu quodam interno aut externo, sondern in mutatione status, d. i. in Handlung erscheint.

Vielleicht aber, daß dies Wort, als Erläuterung geltend, nicht als Wesentlich in die Erklärung der Fabel gehöret? Ich glaube wohl: denn eine Fabel, ohne Handlung ist — eine schlechte, wenigstens keine Aesopische Fabel. Ich führe z. E. den Satz: Groß seyn ist gefährlich auf einen einzelnen Fall zurück, gebe ihm die Würklichkeit und erzäle: „Der Schmeichler Damokles saß auf seinem königlichen Thron, umringt mit Freuden und Wohl-

1) Im Msc. ist hier ein Raum für zwei Zeilen Citat (gleich viertehalb Zeilen im Druck) frei gelassen. Vgl. die Anmerkung zu dieser Stelle im Anhang des Bandes.

luft: plötzlich sieht er das herabhangende blinkende Schwert: bleich und blaß erzittert er: König! laß mich vom Throne dieser gefährlichen Herrlichkeit!" Habe ich eine Aesopische Fabel gemacht? Kaum! ein Exempel aus der Geschichte, eine Erzälung, und wenn ich das eine Wort: saß, sah ändere, ein historisches, und in seiner Deutung allegorisches Bild. Und so soll auf einer einzigen Zeitänderung, die ganze Last der Aesopischen Fabel beruhen? die Modification eines Tempus soll die Fabel vom Exempel, von der Erzälung, von dem historischen und Allegorischen Bilde sondern? So will es Leßing; nicht aber Aristoteles, nicht Aesop.

Sorgfältig unterscheidet der Erste, Fabel und historisches Beispiel, im Wesen, in der Erfindung, und im Gebrauch;* blos durch Fiktion, unterscheidet er Fabel, und historisches Exempel, und bei der Fiktion wüste ich wider nicht, wie Fabel sich von einem Allegorischen Bilde, oder von einem sinnreichen Einfall unterschiede, wenn nicht, daß diese Erdichtung — ein Ganzes sei, Anfang, Mittel und Ende habe, in dem einzelnen Fall Veränderung vorgehen laße; folglich Handlung enthalte. Ich weiß nicht, warum man sich an diesem so angenommenen Worte stoße, wenn man es recht erklärt; aber recht erklärt, ist es auch nicht mit Leßing „eine Folge von Veränderungen" noch auch mit Batteux, wie Leßing ihn

*) Ich wundere mich, wie hier L. dem Aristoteles einen fremden Sinn andichtet, um — ihn philosophisch widerlegen zu können. Aristoteles sagt: die Fabel, als Fiktion, ist für einen aufgeräumten Kopf leichter zu erfinden; das Beispiel, als Erinnerung vergangener Sachen, schwerer. Jene ist dem Volk angemeßener, und kann durch die feurige Anschauung daßelbe lenken: sie ist Demegorisch; dies, das Exempel wäre bei Berathschlagungen nützlicher (*χρησιμωτερον προς το βȣλευσασθαι*) weil es von geschehenen Thaten und Handlungen hergenommen sei, und die Vorfälle der Zukunft den Geschehenen ähnlich zu seyn pflegen. Was kann deutlicher, wahrer, gründlicher seyn? Wo sagt Aristoteles mit einem Wort: daß die historischen Exempel mehr Kraft zu überzeugen hätten? Und doch würde ich auch dies zugeben, wenn ich von der Ueberzeugung durch Gründe, die Ueberredung durch die anschauende Fabeldichtung unterschiede.

wenigstens erklärt,* „ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschieht," sondern hier bei der Aesopischen Fabel, „das Ganze einer „Fiktion, das in einer gewißen Veränderung einen Satz der Lehre „anschauend zu erkennen gibt."

Und so ist Aesop voll Handlung, auch in ihr nach den besten Stücken, die wir von ihm haben der schönste der Fabulisten. Seine Handlung, (ihr Mittelpunkt sei nun Urtheil, oder Begierde, oder That) ist einfältig, und ohne Schmuck: daher läßt er so gern Thiere handeln, und nicht blos, wie L. meint, ihrer Charakteristischen Bekanntheit und des mindern Theilnehmens wegen; sondern weil bei ihnen eher jede Handlung ein Einzelnes Einfältiges Ganze ist, ohne die Verworrenheit der Triebfedern und Umstände, die meistens jede menschliche Veränderung begleiten. Daher handeln in seiner Fabel auch die Menschen nur wie Vernunftähnliche; daher erhöht er die Eigenschaften der Thiere nicht bis ins Unendliche hin, und klettert auf der Leiter der Wesen mit seinen Hyperphysischen Fabeln nicht so weit, als die Neuern; daher hat Aphthonius mit seiner Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, nicht was unerschöpftes, rohes, und von der Oberfläche abgeschäumtes, sondern für die Aesopische Fabel mehr gesagt, als Wolf und Leßing mit ihren Eintheilungen: daher — ich könnte noch manches daher setzen, wenn ich nach diesen Gesichts-

*) Ich weiß nicht, wie L. diese unrichtige Erklärung, die blos von einer vernünftigen Handlung gilt, und nicht von dem was bei Drama, Epopee, Fabel u. s. w. Handlung heißt; wie er sie so unbestimmt bestreiten konnte, ohne zu denken, daß wenn jede Fabel einen allgemeinen moralischen Satz zu erkennen geben müste; nothwendig Wahl und Absicht und ein Vernunftähnliches der Handlung da seyn müße; denn wie könnte hierohne etwas anschaulich gemacht werden, das auch nur Moralischen Schein gäbe. Die Handlung der Fabel, ist ja nicht die Handlung (Aktuation) des Thiers in der Fabel; zwei ganz verschiedne Sachen — und eine Vernunftähnliche Handlung der Thiere oder Aesopischen Thiermenschen ist ja noch keine vernünftige Handlung, wo der Handelnde sich der Wahl und Absicht bewust sey, und der Anschauende nicht auf das Unternehmen selbst, sondern auf Wahl und Absicht allein merken müste.

punkten die Aesopische Thierschaffung betrachtete, und bei der Leßingschen Hyperpsychischen Fabeleintheilung, und Thiererklärung nach Schranken suchen wollte; aber gnug! Aesops Fabelhandlung ist Eine, Einfältig, Anschaulich, Intereßant, Menschlich.

Die Leßingsche aber nicht immer! Oft ist statt ihrer freilich ein einzelner Fall, wo blos auf einer muntern Wendung die Handlung und auf einer Wortsetzung die Würklichkeit beruhet. Eine schöne Bemerkung, ein allerliebster Einfall, eine neue vortrefliche Wendung, ein überraschender Sprung, der munterste Dialog: das sind statt der einfältigen Handlung Aesops die vortheilhaftesten Seiten der Leßingschen Fabel. Er, Leßing, freilich, er weiß durch alle diese Zauberkünste des Dialogs und der Wendung, des Einsprungs einer fremden Person, und der Vorausnehmung — wenigstens einen Schein der Handlung uns vorzublenden; wenn aber diese leichte Art, durch Einfälle zu fabeln, allgemein würde; ach! haben wir nicht schon an Burmanns Leßing-Aesopischer Fabel gnug?

Drittens: „Einem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilt und eine Geschichte daraus gedichtet:" Ich habe es schon gesagt, daß diese weitläuftige Umschreibung uns nicht für das kurze Wort: „Handlung in ihrer Wirklichkeit!" schadlos halte; und kaum wird der gewöhnliche Ausdruck Geschichte daraus dichten (historiam fingere) die Aesopische Fabel gnug von „einem als würklich vorgestellten historischen Exempel" unterscheiden — eine Erörterung, die ich in der ganzen Leßingschen Fabeltheorie vermiße. Leßing mag die „Macht deßen, was als würklich vorgestellt wird," gnug erläutert haben; die noch größere Kraft einer „als würklich vorgestellten Erdichtung selbst über eine zur Gegenwart umgeschaffne Geschichte" hat er nicht erörtert. Und sie war so nöthig, als jene. Und sie fand Gelegenheit gnug, da Aristoteles, recht verstanden, der Fabel, mehr Gewalt das Volk zu lenken; dem historischen Beispiel, mehr sichere Nutzbarkeit im Kabinett der Berathschlagung zugab.

Aber etwas, was meine Vergleichung näher betrift. „Aesopus machte seine Fabeln bei wirklichen Vorfällen;" und wenn nun sein

13*

in der Fabel erdichteter Vorfall so scharf und genau auf den vorhandenen zutraf, daß Fuge auf Fuge, Handlung auf Handlung paßte: welche doppelte Wirklichkeit, welche doppelte Stärke!

Eben so doppelt würksam, und zwiefach wirklich sind bei Leßing seine zusammengesetzten Fabeln; durch ihre Hervorziehung hat er mehr, als durch manches andre, unsre Fabeltheorie erweitert: und unsre Schriftstellerfabel gewißermaaßen zur Fabel des Lebens gemacht. Würde jeder ihm folgen, und nichts als zusammengesetzte Fabeln machen wollen; sicherlich würden wir im Wesentlichen, im Schönen der Anschauung, im Nutzbaren, die meisten schlechten Fabeln vermeiden.

Endlich: „Eine Geschichte gedichtet, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet:" In unserer Sprache, die zur Philosophie schon so zubereitet worden, laße ich diesen Ausdruck als Systematisch bestimmter allerdings gelten, und unsrer Nation ist er geläufig. Aber daß auch Leßing gegen das Wort Allegorie nicht so böse sey; alles was er dagegen hat, betrift die Allegorie, als eine Figur der Rede, als solche muß sie schlechte Fabeln geben, als solche muß sie Poßen gebären. Nur eine Allegorische Handlung? ich weiß nicht, ob dies nach dem Sinn der Griechen nicht eben hieße: eine Fiktion, in der der allgemeine Satz anschauend erkannt wird, der uns eben durch die Anschauung eine ähnliche Situation, Pflicht, und Handlung in die Seele bringt. Und wenn kein andrer, als ein solcher Satz, der einen ganzen, Handlung einschließenden Fall enthält: wenn kein andrer, als er, die Basis der Fabel seyn sollte, wie zu erweisen wäre: bleibt nicht immer der Seele die Vergleichung des Aehnlichen? der Fabel also immer Allegorie? Ja beruhet nicht eben auf dieser Vergleichung, auf dieser Allegorie, alle Macht, alles sinnliche Leben, alle Nutzbarkeit der Fabel.

„Anschauend erkannt wird!" L. hat also die Fabel aus der Poesie in die Philosophie übertragen wollen, wo sie — so wenig hingehört, als in die Poesie. Daß sich über sie eine Philosophische Theorie geben laße; dies hat sie mit allen Dichtungsarten, und

allen Sachen in der Welt gemein. Daß wenn ein allgemeiner Satz anschauend in ihr erkannt wird: so wohl Subjekt als Prädikat, „allgemeiner Satz“ und „anschauende Erkänntniß“ Philosophische Unterthanen scheinen, gebe ich auch zu; aber wie wenn sie es nur schienen? wenn sie es nicht wären? Und kaum sind sies! So bald das Wort: „allgemeiner Satz“ so viel als Abstrakter Satz heißen soll: so fodert er keine Fabel, sondern Demonstration, oder er gibt eine schlechte Fabel. Und so bald die „anschauende Erkenntniß“ der Philosophischen Ueberzeugung auch nur nachschleichen will: so verliert die Fabel überredende Kraft, sinnliches Leben; sie ist keine Fabel! Und will sie mich überdem von dem Moralischen in einem allgemeinen Satze (ich nehme das Wort Moral in seiner Philosophischen Strenge) überzeugen — nun so sage ich, daß ich noch nie solche Fabel gelesen!

Was soll sie also in der Philosophie? Etwa weil Wolf in seiner Praktischen Philosophie an sie gedachte? Lieber rücke ich sie völlig heraus, ins Land der sinnlichen Welt, der Erfahrungssätze, der Lebensregeln, der anschauenden Leute, der Kinder, des Volks. Dahin setzt sie Aristoteles, deßen Rhetorik doch keine Metaphysik ist: hier wohnte sie, und hier laß sie wohnen auf dem Reihn zwischen Philosophie und Poesie.

Immer aber dieser ungleich näher, was uns auch L. davon sage. Ihr Wesen ist immer Erdichtung: Erdichtung einer Handlung im Poetischen Verstande: und ihr Zweck — anschauendes Erkenntniß zu würken. Wohin gehört alles Drei, in Theorie und Ausübung? In die Dichtkunst: dieser ihr Wesen ist Erdichtung: ihr Leben Handlung: ihr Zweck sinnliches Erkenntniß; und wenn L. La-Fontainische Ausschweifungen, und das Geklingel der Versifikation für das Wesen der Poesie ansieht, und die Fabel deßwegen, weil er diesen Schmuck und diese Glöcklein an ihr nicht leiden, nicht anbringen kann, sie deßwegen der Poesie rauben will: so sieht er mit mir nicht gleich. Ich halte die Fabel für einen Quell, für ein Migniaturstück der großen Dichtkunst, wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewißer-

maaßen in Originalgestalt findet. Aus meiner Poetik laße ich mir also die Aesopische Fabel ungern rauben. Ungern laße ich mir auch die Fabeltheorien rauben, die sie als eine Poesie betrachtet haben, weil von dieser Seite die Leßingsche Theorie fast nichts ist. Erdichtung: Dichterische Handlung: sinnliche Anschauung: das Wunderbare und Nichtwunderbare der Fabel — wesentliche Stücke, die ich bei L. vergebens abgehandelt suche. Blos wo die Fabel an die Philosophie streift: das Individualisiren des Hauptsatzes, und die Intuition deßelben: Die Anwendung dieser Philosophischen Begriffe, insonderheit einige unbequeme Ausdrücke der Vorgänger zu verbeßern: hier hat die Leßingsche Theorie Verdienste. Aber heben diese deßwegen die Verdienste aller Poetischen alten und neuen Fabeltheoristen auf? Eben sie sind dazu, uns gegen die Schwächen der Philosophirenden Theorie Leßings zu warnen: daß nicht ein allgemeiner Moralischer Satz, der Grund; daß nicht Ueberzeugung und Demonstration der Zweck; daß nicht ein Dialogirtes Philosophisches Emblema, oder ein thierisches Apophthegma das Leben; daß nicht bloßer Witz, oder Scharfsinn, der eine Fabel abreißt, oder anknüpfet; sondern Geist der Erdichtung, der Schöpfer; daß eigentlich nicht, es sei denn in zusammengesetzten Fabeln, jede Kunst- und Gesellschaftsbemerkung — sondern daß lieber Verstand des gemeinen Lebens die Sphäre der Fabel seyn müße. So wird sie wieder Poesie; denn wie gesagt, macht die Fontainische Lustigkeit, und die Versification nie das Wesen der Poesie und Fabel.

Und gewiß! mehr, als er denkt, ist L. im Vortrage seiner Fabeln Poet. Der ganze Reichthum von Wendungen, und Munterkeiten; die feinste Kunst des Dialogus: die beinahe zum Epigramm zulaufende Kürze: der Originale Schwung, der jede Fabel neu macht — ist das nicht Poetischer Vortrag, der uns für Reime und Geklingel der Verse schadlos hielte? Und wie wäre es, wenn L., bei dem lustiger Scharfsinn oft der Körper der Fabel ist, noch lustigen Scharfsinn aufgeboten hätte, zum Kleide, zum Schmucke! Das wäre mehr, als das Gewürz würzen: es hieße, etwas was

blos Farbe ist, coloriren: nur daß man uns deßwegen, unsern lustigen Wandersburschen, la Fontaine, nicht verruffe: kein Aesopischer oder Unäsopischer Fabulist; aber um so mehr ist er muntrer Mährchen Erzähler.

Als Aesop muß selbst L. zu viel verlieren: denn er ist — nun nehme ich alles zusammen — nicht ein Lehrer der Klugheit, und ein Weiser menschlicher Pflichten: nicht der Schöpfer kleiner wunderbahrer aber ganzer Erdichtungen: nicht der Ethopöist einfältiger und Vernunftähnlicher Fabelcharaktere in Thieren und Thiermenschen: nicht der einfältige Erzäler, der sich beßer in die Denkart der Thiere als der Menschen zu schicken wüste. Das alles ist Aesop, aber L. nicht. Der muntre Kopf, der feine Bemerkungen, und sinnreiche Einfälle noch durch die Fabel zu empfehlen, durch sie noch überraschender zu machen weiß: der wenn er sich nicht in die Thierseele, und in die sittliche Fabel herabzusetzen weiß; die Thiere zu sich erhebt, und desto schönere Hyperphysische und mythische Fabeln im Vorrathe hat; der wenn er dem Schmuck der Versifikation entsagt, desto mehr alle Schönheiten der Prose, des Gesprächs, ja oft auch der Erzälung (wenn ich diese von Fabel unterscheide) als die seinigen fühlt; der zwar nicht den sinnlichen Verstand des Volks bilden, und durch seinen hevristischen Gebrauch der Fabel eben nicht, wie er meint, den Knaben zum Genie schaffen; aber wohl den Witz in ihm schärfen muß — ein solcher ist der Aesop unsrer Zeiten!*

---

*) Ich wollte nicht, daß meine Parallele zwischen Aesop und Leßing die Ehre hätte, neben der plumpen Critik zu stehen, die nach den Leßingschen unäsopischen Fabeln in Zürch folgt. Wenn in dieser (ich habe sie erst nach der Zeit gelesen, da ich dies geschrieben) wenn in ihr auch einige Fehler Leßings recht bemerkt sind; so sagt kein einziges Stück, an Gründen, was Taugliches und Ausführliches gegen ihn; und die schläfrigen elenden Parodien sind auf Leßing die feinste Lobschrift.

7.

Man laße mich meine Parallelen dadurch schließen; daß ich zwei neuere Tragische Originale auf den Altar der Griechischen Muse, als Heiligthümer unsrer Nation lege: Philotas und Atreus.

* *
*

Und so gehe ich fort: ich fand einige Bildsäulen auf Deutschem Grund und Boden, als ein ehrlicher Deutscher stellete ich sie gegen die Griechischen Antiken: Wandrer! urtheile selbst, oder schaffe mehrere her, oder werde uns selbst eine solche. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr Deutsche Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte: wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig seyn? Wird alsdenn noch ein Volk von Deutschen Antiken wissen? wird ein Richter sie alsdenn noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Aus dem ersten Entwurf der Umarbeitung.

[„Wie weit kennen wir die Griechen?" Einleitung.]

(Vgl. I, 296, 277. 541 und Einleitung S. XXXIII.)

Nun erlaube man mir ein Zwischenwort gegen die Mißdeutung meiner Griechisch-Deutschen Vergleichungen. Da der Verf. der Fragmente keine Ernestisch zierliche Redeübung de ingeniorum Graecorum et Germanicorum comparatione, noch witzige Rapinsche, oder Blondelsche Parallelen, sondern nichts als Fragmente schreiben wollte: übrigens aber nichts so sehr, als allen feierlichen Frost, und das Falsche Ausführliche haßet, das unsrer Nation noch oft so lieb ist: — warum sollte er sich den Curulischen Stuhl eines Römischen Senators, oder die Heroldsstimme eines Hellanodiken, oder gar die große Waage Jupiters nehmen wollen, die auf Ida das Schicksal der Völker abwieget — warum ihr ehrlichen Deutschen so vieles prächtige Nichts? — Vielmehr wollte er, versteckt unter die Zuschauer, nichts, als diesem nicht gnug gepriesenen Tyrtäus einen Kranz, und jenem, der wider Willen der Gratien und Musen Pindars Kunstrichter geworden war, einen Federpfeil zusenden: hier auf eine falsche Rennbahn, einen Goldapfel des Hippomenes fallen zu laßen, um die schnellfüßigen Nachläufer hinter einem Irrlicht von Dithyramben, etwas zu verweilen: dort auf einem nicht so betretnen Wege Deutscher Nationallieder mit unbekannter Hand ein Ziel des Ruhms aufzupflanzen: hier unpaßende Vergleichungen, die es nicht lohnte, nach der Weise berühmter Kunstrichter lang und queer zu zerhauen, mit einem Stiche zu verwunden; dort bei Homer

und Theokrit beßre Critische Gesichtspunkte zu empfehlen. So sind Fragmente, und so können sie es bleiben.*

*) Ein Beispiel von diesen zeuge für mich statt aller sieben. Die Litteraturbriefe, zu welchen ich damals nichts als Fragmente von Beilagen schrieb, hatten Gerstenberg und Alciphron verglichen: sehr unpaßend nach dem, was wir von Alciphron haben, und nach ihm weiter hin schließen können. Was lohnte es aber, den Einfall, den so schön überraschenden Einfall, der ja aber in seiner ganzen Einkleidung nichts, als ein angenehmes Gespenst seyn sollte, was lohnte es, ihn durch vindicias Alciphronis zu widerlegen, und auf den schönen Schmetterling, mit Schwerdten, Fackeln und Stangen loszugehen. Ein einziges „Hm!" darüber: ein einziges: „Siehe hier ist mehr als Alciphron!" dauchte mich, war gnug; und dafür lieber gleich Gerstenberg ohne weitere Vergleichung charakterisirt, und es jedem Kenner Alciphrons selbst überlaßen: ob Alciphron wohl ein solcher G. seyn könne, selbst wenn wir ερωτοπαιγνια von ihm hätten? So ward weder den Lesern vorbuchstabirt, noch den Litteraturbr. Materie gegeben über eine gelehrte Wiederlegung eines Anti-Harduinschen Einfalls zu lachen: noch G. noch Alc. Unrecht gethan. Auf wen trift also der unziemende Anfall eines Journalisten? (Häll. Bibl. St. 1. p. 178. 179) Weder auf die Litteraturbriefe, noch auf Fragmente über dieselbe; auf den Weitsehenden und weitschießenden Apollo selbst, der da träumt, daß die Litteraturbriefe und ihre Beilagen Alciphrons Briefe verglichen.....

Zur Dritten Sammlung Gehöriges.

(Aus den Handschriften.)

(1.)

Aus dem Entwurf der Vorrede zur Dritten Sammlung.

(Vgl. I. Einleitung S. XXVIII)

Ich habe über die zwei ersten Sammlungen dieser Fragmente noch keine Recension gelesen und hole also, meiner eignen Sehart noch allein überlaßen, einige Erläuterungen nach, die ich freilich hätte vorausschicken sollen.

„Meine Beilagen sind nicht so schön geschrieben, als das Werk, dem ich sie anhänge: der Stil bei den eingerückten und eignen Stellen unterscheidet sich zu sehr." Ich gebe dies ganz aufrichtig zu; allein, da ich keine „leichtfertige und muntere Briefe," sondern ernsthafte Fragmente schreiben: da ich meiner trocknen und vielleicht trübe gewordenen Denkart keinen Zwang anthun: und lieber in einige einzelne Fragmente meine Aussichten zusammenpreßen, als in die zwanzige von Theilen herüberlaufen wollte: so muste ich nicht so munter schreiben, ob ich gleich dieser lebhaften Leichtigkeit wegen, die Litteratur-Briefe, und das zweite Original in dieser Art, die Leßingschen Schriften gern lese. Mir fällt hiebei das sonderbare Urteil des seligen Christ ein, der die beste Periode der Deutschen Sprache in das sechzehnte Jahrhundert sezzt; und wie viele Schriftsteller haben wir, die wir dem ehrlichen Stil in unserer Lutherischen Bibelübersetzung zur Seite setzen können. — — —

Ich mußte mich also statt eines leichten Auszuges, zur schwerern Rhapsodie entschließen: wälte nach gewißen Hauptklaßen die vornehmsten Stellen, die eigne Gedanken enthalten: trug sie mit ihren eignen Worten vor, um niemanden Unrecht zu thun; und so wären ein Paar nette Bändgen draus geworden, die ich alsdenn mit einem netten Titel: Geist der Br. über die Litt., oder vermischte Gedanken über alle

Theile der Gelehrsamkeit, oder Rhapsodie der wichtigsten Aussichten und Betrachtungen aus den Litt. Br., oder Magazin von Einfällen hätte nennen können. —

Aber ich will nur mit der Sprache heraus: ich hatte selbst so viel auf dem Herzen, daß von der Zunge wollte. Da ich nun nichts als ein stiller, müßiger Zuschauer der Litteratur bin, der mit keinem berühmten Journal buhlet — — —: so verband ich zwei Absichten, ich opferte etwas von dem Meinigen den Litteraturbriefen auf, und hoffe von ihnen eine gleiche Nachsicht, wenn ich etwas von dem Briefton meiner Denkart, die selbst ein Fragment ist, aufopfern muß. In diesem Theil ists weniger geschehen.

„Meine Anspielungen sind oft gesucht, zugespitzt und dunkel:" Freilich sind sie einem Leser ein Räthsel, der die Alten, aus denen diese Pfeile meistens genommen sind; der die Litter. Br. und die vornehmsten Deutschen Schriftsteller, auf die sie zielen, nicht kennet. Für diesen habe ich aber nicht vorzüglich geschrieben.

(2.)

(Vgl. I. Einleitung S. XXVIII)

Haben wir eine Französische Bühne?

„Können wir wohl im eigentlichen Verstande sagen, daß wir „eine Deutsche Schaubühne haben, so wie die Franzosen und Eng„länder sich rühmen können, daß sie eigne Schaubühnen haben? — „Es ist wahr, zwei Städte an den beiden Enden von Deutschland „unterhalten eine beständige Gesellschaft und in vielen andern „großen Städten erscheinen zuweilen herumziehende Gesellschaften, „die sich mit einem Winkel eines Privathauses oder gar mit einer „elenden Bude behelfen. Letztere können unmöglich für Schau„bühnen gelten, bei denen die Ehre der Deutschen Nation intereßirt „ist. Die erstern möchte man meinetwegen die Wiener und „Hamburger Schaubühne nennen, weil sie die Hamburger und „Wiener Bürger vergnügt; aber das ganze übrige Deutschland ist „sehr gleichgültig dabei. — Da wir also kaum ein Theater haben, „wo haben wir denn dramatische Schriftsteller, und Stücke, — und „was das meiste ist, wo haben wir denn ein Parterre oder ein „Publikum, das an dramatischen Stücken Antheil nimmt, seinen „Beifall ertheilt, oder mit seinem Tadel zu Boden wirft?

„Unsre dramatische Schriftsteller? Wenn wir noch einige „Leute von Talenten hätten, die sich mit der Schaubühne abgeben „wollten, so fehlet es ihnen sehr öfters an genugsamer Kenntniß der „Schaubühne, weil sie wenige oder gar keine Gelegenheit haben, „gute Schauspieler zu hören, oder auch ihre eigne Stücke aufführen „zu sehen. Den meisten übrigen Schriftstellern fehlet noch dazu „die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens. Ein Mensch, „der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die „eine Universität oder eine Provincialstadt darbieten, kann unmög„lich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten. Daher „merkt man an vielen Stücken Deutscher Schriftsteller so viel

„Pedantisches und Kleinstädtisches*, und überhaupt können wir die „würklich guten Stücke in beiden Arten der dramatischen Dicht- „kunst mit vieren oder sechsen zählen. Ist es demnach Wunder, „daß unsre Schauspieler mehrentheils ihre Zuflucht zu den Aus- „ländern nehmen müßen, wenn sie uns nicht durch Deutsche Ori- „ginale nach allen Regeln einschläfern wollen? — Ich rede von „denjenigen Deutschen Schauspielern, welche sich noch schämen, durch „extemporirte Stücke, an denen Unsinn und Zügellosigkeit gleichen „Antheil haben, den Unwillen derer Zuhörer zu erregen, denen „Geschmack und gute Sitten nicht gleichgültig sind.

„Und was sollen wir endlich zu unsern Parterren sagen? „Die wenigen Personen, welche Müßiggang oder Neugierde in die „Schaubühne locket, scheinen nicht den geringsten Antheil an den „vorgefallenen Stücken zu nehmen; man merket weder, daß sie „ausserordentlichen Beifall, noch besondres Mißfallen bezeugen; blos „den Schwänken eines Hanswursts geben sie einigen Vorzug, „sonst ist es ihnen ziemlich einerlei, was man ihnen vorspielet. „Sie sehen den Herrn von Ahnenstolz oder die Hausfranzösin „eben so lieb, als die zärtlichen Schwestern, und es ist ihnen „gleichgültig, ob sie im Timoleon gähnen, oder in der Miß „Sara weinen. Daher ist es auch in Deutschland die undank- „barste Arbeit, für die Schaubühne zu arbeiten. Wenn Deutsche „Stücke blos gedruckt werden, so kann der Leser sie, so zu sagen, „nur halb beurtheilen: und werden sie auch auf irgend einem „Theater vorgestellet, so bleiben sie diesem ohnerachtet dem grösten „Theile von Deutschland unbekannt; ja die wenigen Personen, die „diese Stücke vorstellen sehen, betrachten sie mit einer kalten Gleich- „müthigkeit, dafür ein guter Schriftsteller jeder andern Nation lieber „den bittersten Tadel hören würde.

„Es ist also ausgemacht, daß dasjenige, was man auf gewiße „Weise von dem guten Geschmack in Deutschland überhaupt sagen

*) So ist z. E. der Mann nach der Uhr, ein Nachspiel, dem so sehr zug atschet worden, eines von den neuesten, das mit allen seinen Charakt hier zum völligen Beispiel dienen kann.

„kann, insbesondere und auf alle Weise von der Deutschen Schau-
„bühne gelten müße, nämlich: daß sie nur noch in ihrer
„Kindheit sey. — Und wann wird sie aus der Kindheit kom-
„men? Fast möchte man sagen: Niemals! So lange Deutschland
„verschiedene Reiche in sich schließet, deren jedes seine Hauptstadt
„hat, und sich gar nicht verbunden hält, sich nach den andern in
„Absicht auf Sitten, Geschmack und Sprache zu richten; so lange
„nicht wenigstens in einer von den Hauptstädten, denen Deutschland
„in Absicht auf Geschmack und Sprache einigen Vorzug zugestehet,
„der Fürst eine Deutsche Schaubühne nicht etwa blos an seinem
„Hofe, sondern öffentlich errichten läßt, und ganz besonders be-
„schützet; so lange nicht Belohnungen ausfündig gemacht werden,
„wodurch fähige Köpfe angefeuret werden, die neuerrichtete Schau-
„bühne stets mit neuen Stücken zu versehen; so lange das Parterre
„nicht Muth oder Einsicht genug hat, gute Stücke mit lautem
„Beifall, und schlechte Stücke mit verdientem Mißfallen zu begleiten;
„so lange es noch nicht möglich ist, die schlechten Originale, und
„noch elendern Uebersetzungen, welche bereits auf unsern Schau-
„bühnen sind, abzuschaffen; so lange wir uns in unsern Originalen
„noch sklavisch an die Regeln halten, und nicht daran denken, der
„Deutschen Bühne einen eigenthümlichen Charakter zu geben; —
„so lange werden wir uns nicht rühmen können, daß wir eine
„Deutsche Schaubühne hätten, die diesen Namen mit Recht ver-
„diente.“ *

„Nun aber** unterhalten die meisten Deutschen Fürsten
„Französische Schauspieler, und erlauben mit genauer Noth, daß
„für den Pöbel Deutsche Gaukelspiele vorgestellet werden, wodurch
„sich denn endlich viele bereden, es sey nicht möglich, ein gutes,
„ehrbares Deutsches Schauspiel zu haben. So ist es auch ein
„großes Hinderniß zur Aufnahme der Deutschen Schaubühne, daß
„der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergötzlich-

*) [L. Br. 12, 299—305. Nicolai]

**) [L. Br. 12, 318—320; im Auszuge]

„keiten, in den Höflichkeitsbezeugungen, in den Ausdrückungen, „nach den verschiedenen Deutschen Staaten ganz ausserordentlich ist. „Ein Verf., der ein Lustspiel nach der Kunst, d. i. ein Bild eines „oder des andern im Schwange gehenden Lasters, Fehlers, oder „einer übeln Gewohnheit vorstellen und lächerlich machen wollte; „so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, natürliche und wahre „Charaktere abschilderte, würde demohngeachtet wahrnehmen, daß „eben dieses Stück an einem andern Orte von Deutschland, weder „die Kraft und Stärke noch das angenehme kritische Salz bei sich „haben würde. So gut auch immer der politische Kannen„gießer des Freiherrn von Holberg in seinem Vaterlande aus„fallen mag: so wenig Empfindung erweckt er in einem andern „Lande, wo die Gestalt der Regierung ganz unterschieden ist. „Gellerts Betschwester ist in einigen protestantischen Ländern „gut, doch nicht in allen; noch weniger in den Römischkatholischen. „Ein Geiziger, ein Stutzer, ein Stolzer, eine Widersprecherin, eine „Buhlerin, welche in jenem Deutschen Lande vollkommen gut „gemahlet sind, würden in diesem kaum erkannt werden."*

„Ueberdem** wähnen viele, als wenn unsre Schaubühne in „wer weiß was für einem vollkommenen Zustande wäre, und durch „diesen Wahn werden auch die ersten Schritte, die man zur Ver„beßerung derselben thun sollte, gehemmet. Fällt man ja darauf, „etwa die gröbsten Fehler zu verbeßern, so glaubt man, wenn man „z. E. nur den Hanswurst und seine Poßenspiele abschaffete, daß „alsdann schon alles gethan sey. Man dringet alsdann gar nicht „weiter in die Hauptfehler unserer Schaubühne ein, und man be„mäntelt die Hauptursachen, warum unsre Deutsche Schaubühne „noch unmöglich vollkommen werden kann; ja ein übelangebrachter „Nationalstolz macht, daß wir unsre unvollkommenste Versuche als

*) Man wird eben dies von den Candidaten, insonderheit in der Rolle des Licentiaten, die am meisten auf Hamburg; von den Poeten nach der Mode, die sonderlich auf Leipzig paßen möchten, und von andern unsrer Originale sagen.

**) [L. Br. 12, 305.]

„Meisterstücke ausgeben, und uns dieserwegen mit einem Erfolg „schmeicheln, den wir der Natur der Sache nach unmöglich erhalten „können."

So fern diese Beobachtungen der Litt. Br. den königlichen Wunsch enthalten, eine Residenz, deren Namen leicht zu errathen wäre, zum Paris in Deutschland zu machen, von welchem die übrigen Hauptstädte, (wie die Provinzen aus dem Athen oder Rom, das sie königlich die Stadt nannten,) Gesetze und Muster holen sollten: so geht er über meine Sphäre. Muß es seyn, daß in Deutschland nur Ein Haupttheater wäre: so hat freilich eine Stadt vor vielen andern dazu größere Anrechte. Sind aber diese Anrechte nicht auch zugleich Hofnungen, sondern blos Wünsche — als nackte Wünsche gelten sie weniger: so ein Haupttheater streitet völlig mit dem Zustande, mit den Sitten und der Bedürfniß Deutschlandes. Wenn es schon aufs Wünschen ankommt, so meine man es redlicher: Deutschland hat viele Hauptstädte: warum müste denn Eine Hauptbühne seyn? Man bilde sich nicht ein, daß eben ein Ludwig der 14te dazu gehöre, um für die Bühne ein goldnes Jahrhundert zu machen: der zu würksame Glanz einer solchen Sonne macht immer eher Schaden: er gähret Würmer auf, und macht Mohren im Geschmack. Ich glaube immer, so wenige es mit mir glauben mögen, daß Corneillens und Racinen, auch ohne Richelieu's und Colberts, so gut, als die Crebillons und Voltairen, so gut als die Shakespears und Fletscher aufgekeimt wären; ja ich glaube, daß sie, wenn kein Hofgeschmack regiert hätte, sie weit größer gewesen wären, als sie jetzt sind: sie hätten mehr gewagt, mehr ihrer eignen Kraft sich überlaßen, auf ihrem Cothurn minder nach den Minen der Logen und des Parterres geschielt, minder nach dem Urtheil der Academie, und dem Geschmack des Hofes gefragt; sie wären, ich gebe alles zu, unregelmäßiger, mehr den Fehlern ausgesetzt, aber auch mehr original gewesen. Es ist unwiedersprechlich, daß Mäcenas an Augusts Hofe den Geschmack verdarb.

Eine gemäßigte natürliche Wärme, und eine Frühlings-Sonne, die sich oft unter Wolken verdeckt, und oft, wie der Pöbel sagt, Waßer zieht — bringt die besten Früchte hervor, und ich schmeichele mir, da ich dies schreibe, und Deutschland überschaue, noch sehr mit der Hofnung, daß — zwar nie ein Jahrhundert Ludwigs, und das wünschen wir eben auch nicht, aber doch ein Frühling für unsre Theatralische Dichtkunst entstehen werde. Wer waget es, das Parisische Theater mit irgend einem Deutschen zu vergleichen, in Ansehung deßen, was Frankreich darauf wendet? — Und doch haben viele Deutsche Acteurs, die doch überall als Handwerker agiren müßen, sich sehr über das Handwerksmäßige, ja einige selbst als Künstler über das Mittelmäßige erhoben. Man thut ihnen Unrecht, wenn man ihren Bestrebungen den gehörigen Ruhm entziehet und aufs Parterre gehet, blos um sie französisch auszupfeifen. — Mit welcher Aufmunterung arbeitet ein Dramatischer Schriftsteller in Frankreich und England? Und in Deutschland? — Man glaube doch nicht, daß ein eigensinniger Preis Genies wecken wird; ein von Cronegk ergriff diese Appellation blos um sein Stück bekannter zu machen: die sich von einem Preise wecken laßen, sind Genies, die Apollo für Renegaten des Theaters erklärt. Ich sage dies nicht, um löbliche Bestrebungen zu verachten; ich zeige nur ihre Schranken, und behaupte nicht nur, daß ein ausgebildetes Parterre, der Augenschein vortreflicher Zuhörer, und inneres Gefühl seiner Geschicklichkeit, und Selbstbelohnung nicht blos die besten, sondern auch die ersten Aufweckungen sein müßen: alsdenn kommt Muße, alsdenn ein Preis. — Da nun gleichsam bei dem Ende des Winters für unser Theater, schon Leßings und Cronegks, und Brawe und Schlegels und Weiße und Gellerts entstanden sind: wie wenn ein Frühling käme, er sey so mäßig, als er wolle.

Zweitens: Wie kann ein Paris in Deutschland seyn, da der Kunstrichter selbst den Unterschied zwischen den Provinzen in Geschmack und Sitten zugibt? So würden ja noch immer die Stücke dieses gesetzgeberischen Theaters für seine Vasallen fremde

Muster bleiben, die linkische Nachahmer, und einen schiefen Geschmack hervorbrächten. Aber nun! laß in jeder Provinz nur zween Provinzialdichter entstehen, laß sie auch nur Holbergs in ihrem Lande seyn: ohne Zweifel wird dadurch das Eigenthümliche der Deutschen Bühne eher erreicht werden, als durch Dramata im Modegeschmack. Ueberhaupt um die Laune einer Nation, den Charakter eines Theaters, ja darf ich sagen, den unterscheidenden Hauptton seines eigenen Genies festzusetzen, fange man immer vom Groben an; man verschließe sogar nicht dem Altdeutschen Hans-Wurst das Theater; dies ist noch immer viel zu früh: noch immer ist Deutschland im Alter der Versuche, der Proben; diese stelle man an, so vielseitig, so verschieden sie seyn können; auf diese Versuche stützt sich endlich, wenn es ja seyn soll, der Dichter, der geboren ist, um, aber später, einem Theater den Namen zu geben, den Charakter einer ganzen Nation auf die Bühne zu bringen und seinen Geschmack zum Geschmack des Volks zu machen. — Unmöglich wird Deutschland zu diesem eigenthümlichen Dichter und Bühne kommen, ja seinen Charakter nicht einmal von ferne sehen, wenn eine Stadt, ein Theater, eine Reihe Kunstrichter sich zu frühe, und manchmal ohne den gehörigen Ruf zum Muster, Gesetzgeber und Richter des ganzen Deutschlandes aufwerfen will. Laß im Anfange den Wiener und den Schweizer, den Schwaben und Hamburger Sitten zeichnen, wie er will, und siehet: ohne ihn nach Leipzig oder Berlin beurtheilen zu wollen; kein einzelner von ihnen wird sich freilich mit Paris meßen können; dies wollen sie auch nicht: aber von einem Deutschen Paris Urtheil annehmen, das auch nicht: dies erstickt die Freiheit und Provinzialgeschmack. Unsere Nation besteht aus vielen Provinzen; der Nationalgeschmack unsers Theaters muß auch aus den Ingredienzien eines verschiedenen Provinzialcharakters entspringen.

Und würde eine Hauptbühne denn auch mit der Deutschen Freiheit bestehen? Die Deutschen Höfe wollen einander nichts weniger als nachahmen; sie ahmen immer lieber die Fremden nach, um sich zu übertreffen, und bei diesem Theater, das

mehr als Exempel seyn wollte, würden die Französischen immer desto ungestörter bleiben. — Aber kann statt des despotischen Musters ein republikanischer Wetteifer eingeführet werden; sind viele Bühnen, und dramatische Schriftsteller, die für die Ehre ihrer Provinz streiten, und Kunstrichter, die das Eigenthümliche eines jeden zur Nacheiferung mit Fleiß auseinander setzen; alsdenn wird das Parterre gleichsam Sitz und Stimme bekommen: elende Uebersetzungen werden von selbst fliehen, die Regeln werden von selbst ihre fesselnde Kraft verlieren — kurz die Deutsche Bühne kann nie einen eigenthümlichen Charakter bekommen, wenn eine von den Hauptstädten den Ton angäbe, oder gar die einzige wäre.

Daß die Deutsche Bühne gleichsam in ihrer Geburt verwahrloset ist, daß man statt ihr Eigenthümliches zu entwickeln, sie zur knechtischen Nachahmerin machte, und ihr einen schwer zu verwindenden Schaden anthat — was war davon die Ursache? eben eine Privatstimme, die den Ton für Deutschland angeben wollte, und dazu so geschaffen war, als Thersites zum Rathgeber Griechenlandes.

„Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit „dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeßerungen „betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre „Verschlimmerungen."

„Als die Neuberin blühete,[1] sahe es freilich mit unserer „dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln, „man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und „Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und „Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und „Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. „Dieses Verderbniß einzusehen brauchte man nicht eben der feinste „und gröste Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der

1) L. Br.: und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen,

„erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug „zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er zu Werke? Er ver„stand ein wenig Französisch, und fing an zu übersetzen; er „ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, „gleichfalls zu übersetzen; er ließ den Harlequin feyerlich vom „Theater vertreiben, welches selbst die größeste Harlequinade „war, die jemals gespielt worden; kurz! er wollte nicht sowohl „unser altes Theater verbeßern, als der Schöpfer eines ganz neuen „seyn. Und was für eines neuen? Eines Französirenden; ohne „zu untersuchen, ob dieses Französirende Theater der Deutschen „Denkart angemeßen sey, oder nicht?“

„Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er „vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Ge„schmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir „in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns „das furchtsame Französische Trauerspiel zu sehen und zu denken „gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, beßer „auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte, daß „uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Ver„wickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und „sie würde ihn geraden Weges auf das Englische Theater geführet „haben. — Eben, daß er den Addisonschen Cato für das beste „Englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit „den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, „keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletscher ꝛc. gekannt, die „er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.“*

In der That! unser Theater Französiret zu sehr, und wenn es die Franzosen blos in ihren Fehlern nachahmet: so ists, als wenn jemand das Lispeln einer Schöne affectirt, ohne doch die Gratie erobern zu können, mit welcher sie lispelt. Die Französischen Uebersetzungen, die auf unsrer Bühne, und die Französischen Muster, die in den Händen unsrer jungen Genies sind, bilden Plan und

*) [L. Br. 1, 97—100.]

Denkart, sind die Solons über die Sitten und das Pathos, zeichnen Charaktere, inspiriren die Sentiments, moduliren die Versifikation, ja bestimmen auch die Deklamation unsrer Dramatischen Stücke: Gallische Luft ist das Element, in welchem unsere Bühne athmet.

Man höre viele Deutsche Kunstrichter über das Drama urtheilen — wahre Aubignacs! Die drei Einheiten sind ihre drei Götter, die Verbindung der Auftritte ist die goldne Kette des Dramatischen Schicksals; die äußere Regelmäßigkeit ist der Canon ihrer Gesetze; aber Regelmäßigkeit, die nichts minder als die edle innere Simplicität der alten Griechen ist. — Man lese die Kritik, die Cronegk über seinen Codrus fället, und die meisten Beurtheilungen der Journale über Dramatische Stücke.

Die Franzosen haben die Kunst gelernt, die Charaktere der Alten so schön nach ihrem Geschmack umzubilden, daß Porträte bei ihnen Ideale Französischer Schönheit werden: der Oedipus und Philoktet des Voltaire, und die Personen des Racine noch ungleich mehr, sind ganz artige Leute und meistens verliebt. — Wie viele Deutsche Trauerspiele metamorphosiren eben so, schnitzen sich silberne Götzen, und verehren das Werk ihrer Hände! — Allerdings muß man dem Geschmack der Zeiten folgen, für die man schreibt, aber wenn man alles Pathos der Zeiten, aus denen man schreibt, dabei aufsetzt, und ihnen kein Pathos aus den Zeiten, für die man schreibt, zu geben weiß: so ist man weder auf der alten noch neuen Seite sicher. Shakespear nahm seinen Sujets das würkliche Pathos der Alten; sein Cäsar und sein Timon u. s. w. denken und fühlen wie Britten, wenn sie auch manchmal wie Griechen oder Römer sprechen; allein er gab ihnen davor das Rührende seiner Brittischen Denkart und er ist in dem grösten Verstande der Schöpfer eines neuen Theaters geworden. Johnson konnte das Letztere nicht; allein er kannte das Pathos der Alten, und wandte es an, so viel es sich thun ließ. Er ward also freilich kein so außerordentliches, leuchtendes und feuriges Meteor, als Shakespear; allein gegen die Alten doch mehr, als das, was eine Sonne im Waßer gegen ihr oberes himmlisches Urbild ist.

Dies sind die meisten Nachbildungen der Franzosen; deswegen aber bleiben sie noch immer glänzend und schön; ja schwachen Augen sind sie unstreitig schöner als ihre Originale. Aber diese brennen, sie erwärmen, sie nähren — bei jenen ergötzt man sich am Glanze, am Abendroth, am Licht und Schatten, und auf die bequeme Lage, in der sie uns laßen, thun wir uns am meisten zu gut. — Wenn man nie die canonische Regelmäßigkeit der Französischen Bühne gekannt hätte: — freilich hätte man viel Schönes, viel Nachahmenswürdiges verloren, allein diese Muster hätten uns auch nie gefeßelt: wir hätten viele schlechte, meistens elende, und vielleicht durchgehends unregelmäßige Stücke; aber eine eignere Bühne: der Hans-Wurst hätte sich so auf unserm Theater ausbilden können, als der Harlekin und seine Genoßen auf dem Italiänischen; wir wären noch gröber, aber minder entnervt; jetzt ist unsre Bühne ein Kind, das durch Nachahmen zu frühzeitig klug geworden, — es muß sehr zurückarbeiten, um ein Emil und ein Zügling der Natur zu werden.

Du Bos hat völlig Recht, daß bei einer Nation, die sich bildet, das Tragische Genie eher zur Reife kommt, als das Comische. — Unser Theater hatte noch gar keine Comödie; plötzlich wurden die Französischen Muster hervorgeführt: sie bildeten den Geschmack der Zuschauer ohnstreitig; allein sie unterdrückten auch das Comische Genie Deutscher Schriftsteller. „Da unsere Charaktere der Comödie „zu ruhig, zu kaltvernünftig, unsere Lebensart zu einförmig und „standesmäßig, unser Umgang zu steif, und unsre gewöhnlichen „Gespräche zu leer und witzlos: da wir mehr langweilig als lächerlich sind:“* so war es freilich leichter von einer Nation zu borgen, deren Charaktere Comischer, deren Lebensart Comischer, deren Umgang Comischer ist, deren ausgebildete Comische Bühne reizte, deren Originale und zahlreiche Comische Schriftsteller feßelten: man zeichnete Französische Charaktere, und verließ Deutschland, mit deßen Sitten man freilich sehr kämpfen mußte, um aus ihnen eine Deutsche

---

*) [L. Br. 21, 132; Mendelssohn]

Comödie zu bilden. Eine Bemerkung, die die Litt. Br. an Schlegels Triumph der guten Frauen mit Recht machten, und die man an mehreren Deutschen Stücken machen müßte. — Und wo ja Deutsche Charaktere sind, da sind sie nach Französischer Art gezeichnet, mit Französischen untermischt, und also immer schielend. Ein Fehler, den ich bei den Krügerschen Stücken glaube bemerkt zu haben. In seinen Kandidaten sind der Licentiat und Hofmeister von ganzem Herzen Deutsch, der Graf und die Gräfin unerträglich Deutsch-Französisch, der Fähnrich und das Kammermädchen Französisch-Deutsch, und aus dem Sekretär ist fast gar nichts zu machen. In seinem blinden Ehemann dörfte dies Gemisch weniger in die Augen stechen, weil Alles, ein paar Charaktere ausgenommen, Französisch ist. Ich verkleinere gar nicht den Ruhm dieser Stücke als Comödien, ich betrachte sie als Deutsche Comödien; so muß ein Deutscher sie beurtheilen, denn das kann kein Ausländer, von einer fremden Nation. Aber eben weil es kein Ausländer vormachen kann, so thun es auch so wenige Deutsche Kunstrichter. Wie selten urtheilt man von Deutschen, als Deutschen? Warum? Weil man nicht gern mit dem ersten Wort heraus will.

Auch ich werde vielleicht sagen müßen:

barbarus hic ego sum, quia non intelligor omni —

Allein ich schreibe fort, als Patriot, der Deutsche Schönheiten um so mehr fühlet, je minder er undeutsche Schönheiten ausposaunet, und der Deutsche Fehler um so viel eher übersieht, je weniger er undeutsche Fehler leiden kann. — — Auch die Versifikation unsrer Bühne ist augenscheinlich Französisch. Ich weiß nicht, was ein unverwöhntes Ohr zu unsern Alexandrinern sagen würde: ob sie ihm nicht äußerst fremde, in der Anlage der Situationen oft lächerlich und nach der gewöhnlichen Deklamation unausstehlich vorkommen würden; aber zwei Fehler weiß ich, die ihre Töchter und auf der Französischen und Deutschen Bühne beliebt sind: die Sprache durch Sentiments, Sittensprüche und Gegensätze, und denn die unerträgliche Französische Deklamation. Nach der letzten richten

sich unsre Akteurs gemeiniglich, wenn sie nicht gar wie Schüler skandiren; und nach der ersten die Dramatischen Schriftsteller, wenn sie nicht gar wie Schüler versificiren.

Auch hier setze man das Englische und Französische Theater zusammen; der Geist von beiden lebt auch in ihrer Versart. Die Englische fünffüßige Jamben ohne Reime sind Pathetisch, aber innerlich äußerst schwer zu machen und noch schwerer zu deklamiren; die Französischen sind lehrreich; äußerlich (so fremde dieß auch scheinen möchte) weit leichter, nach dem Boileauschen Handwerks- und Kunstgriff zu versificiren, und äußerlich nach einem Theatralischen Kunstgriff auch weit leichter zu deklamiren. Aber innerlich dem würklichen Affekt sowohl, als der kältern Sprache ein Zwang; ein Zwang dem Tragischen und Theatralischen Genie; ein Zwang dem Ausdruck des Affekts und der Dramatischen Deklamation. Man gehe unsre Schriftsteller durch; je minder Theatralisches und Tragisches Genie, desto schönere Französirende Verse; je mehr von jenem, desto minder von diesem. Wem fällt nicht bei der ersten Induktion die vortreffliche Versification eines Schlegels und Cronegks; bei der zweiten die weit rauhere eines Weiße und Leßings in seinem Henzi ein. Schriebe ich Recensionen, so würde ich solche Phänomene, die wahrhaftig — und fruchtbar sind, nicht entwischen laßen.

Hier will ich blos einige Gedanken darüber entwerfen, ob unsre Bühne einen originellen Charakter erlangen und neben der Französischen behaupten könne? Ich rede nicht vom Trauerspiel, das sich füglicher neben die Britten setzen läßt, sondern von dem, was man gemeiniglich mit dem unbestimmten Namen: Comödie unter sich faßet. — Auch hier sehe ich einige Fußstapfen vor mir, die ich versuchen muß, um — mitten auf dem Wege zurückzukehren.

„Ich weiß nicht, wo?“ (vermuthlich im Du Bos!) —

„Ich weiß nicht, wo ich die Anmerkung gelesen, daß bei „einer Nation, die sich bildet, das tragische Genie natürlicherweise „weit eher zur Reife kommen muß, als das Comische. Zum „Tragischen braucht die Nation weder Sitten noch Lebensart zu „haben. Die handelnde Persönen sind Helden, die bei der rohesten

„Nation einige Begriffe von der Anständigkeit in den Sitten besitzen, „aber noch nicht so sehr an diesen Begriffen gekünstelt haben, daß „sie aus Wohlstand ihre Leidenschaften hätten verbergen gelernt. „Dieses ist die glücklichste Situation für das Trauerspiel, das „eigentlich zu reden, keine Gemälde der Sitten aufstellen, sondern „Leidenschaften erregen soll. Das Lustspiel hingegen, dem keine „so mächtige Triebfedern, als die Leidenschaften sind, zu Dienste „stehen, muß Wohl- und Uebelstand in einen Contrast bringen, „die Triebe eines wohlerzogenen Mannes mit der feinern Lebensart „in Conflict kommen laßen, um das edle Comische zu erhalten, „das auch den Weisen vergnügt, denn von dem Poßenhaften ist „hier die Rede nicht. Die Comödie ist weit mehr Nachahmung, „mehr Portrait als das Trauerspiel, daher sie sich auch weigert, in „unbekannte Oerter oder Zeiten verlegt zu werden, wie das Trauer„spiel. Die Zuschauer müßen mit den handelnden Personen vom „Anständigen ähnliche Begriffe haben, und alle ihre Verbindungen „und Verhältniße kennen, wenn sie ihre bürgerlichen Handlungen „aus dem gehörigen Augpunkte betrachten, und das Lächerliche der„selben faßen sollen. Der Dichter selbst muß die Urbilder vor „Augen haben, muß den feinsten Umgang genießen, muß den aus„gebildetesten, üppigsten Theil der Nation kennen lernen, um „seinen Unterredungen Leben und Bewegung und seinen Comischen „Situationen Salz zu geben. Das ungesittetefte Volk kann einen „Shakespear, einen Corneille haben, denn was jener Comisches „hat, ist von niedriger Gattung. Hingegen zu welchem Grade von „Geselligkeit, Sittlichkeit, feinern Lebensart, und wie Roußeau „will, Verderbtheit muß es eine Nation gebracht haben, die einen „Destouches oder Marivaux aufzuweisen hat? Ich weiß nicht, ob „wir Deutschen noch nicht reif gnug zum Comischen sind. So „viel merke ich, daß uns die Dichter alle Zeit fremde Sitten leihen, „wenn sie im Comischen glücklich seyn wollen. Man macht uns „so flatterhaft, so frech, so scheinverliebt, als die Französischen „Marquis, oder so offenherzig und so läunisch, als man die Eng„länder vorzustellen pflegt.“

„Unsere Charaktere sind der Comödie zu ruhig, zu kaltver„nünftig, unsere Lebensart zu einförmig, und standesmäßig, unser „Umgang zu steif und unsere gewöhnliche Gespräche zu leer und „witzlos. Wir sind mehr langweilig, als lächerlich.“*)

So ist uns also die Comödie abgesprochen: sie ist vom Luxus, oder gar vom Verderben der Sitten unabtrennlich. Nikanders gibt es in Deutschland nicht: „Gottlob! daß ein Deutscher, der so „leben will, das verderbteste Herz von der Welt haben muß.“** „Das Original zu dem nachgeahmten Petitmaitre, Hilaria, ist Gottlob! kein Deutscher.“*** Gottlob! wir sind nicht Comisch, wie die Franzosen; und Roußeau kann nach Deutschland kommen, um wider die Einführung fremder Comödien zu predigen. So lange aber bis er kommt, so rechnet, ihr politisch-kunstrichterische Philosophen aus, was beßer sey: eine Comische Bühne, oder Comische Sitten? Ob ihr uns Deutschen über den Mangel des Lustspiels Glück zu wünschen oder uns zu beklagen habt? — Und bis dahin könnet ihr, Schriftsteller der Comödie, getrost nachahmen; denn es gibt in Deutschland keine Sitten dazu, aber Frankreich ist das Magazin der Narren. Ahmet nach! so werden euch beide Völker loben, die, von denen ihr Charaktere erhandelt, und unter welche ihr sie verkaufet. Aber thut es bald! ehe der benannte Kunstrichter sein ob — oder ausgemacht hat, und es in unsern moralisch-politisch-philosophisch-ökonomischen Zeiten euch verboten werden dörfte, Charaktere einzuführen, die uns flatterhaft, frech, scheinverliebt und launisch machen können, das wir bis jetzt Gottlob! noch nicht sind. Lebte ein Cato von Utica noch, oder gälten noch die Griechischen Gesetze über die Schönheit: so wäre euch längst die Feder genommen!

Der Kunstrichter wird selbst über seinen Weg ungewiß; er setzt also dazu: „ich rede blos vom edlen Comischen. Dem „Poßenspiel fehlt es nirgend an Stoff. Der ganz niedrige Stand „hat auch unter uns seine burleske Seite, und wenn sich unsre

*) [L. Br. 21, 129—132; Mendelssohn] **) [134.] ***) [135.]

„Schriftsteller mit diesem Pöbel abgeben wollten; so könnten sie „so original reden, als Holberg unter den Dänen.“*) Ja so! so ist die vorige Comödie nur eine Gattung der Comödie, was gibt es denn außer ihr? — Poßenspiele, Holbergische Stücke, Burlesken — mit diesem Pöbel wollen sich unsre Schriftsteller nicht abgeben, sonst — — Und warum wollen sie nicht? Hier widerspricht sich der Kunstrichter selbst: „Aus einem seltsamen Eigensinn laufen sie alle dem hohen Comischen nach, und müßen nachahmen, oder — sie werden unschmackhaft.“ Nun, liebe Muse! ist das seltsamer Eigensinn, wenn man nachahmen muß; und nachahmt, um nicht unschmackhaft zu seyn? Schlegel porträtirt die Müssiggänger, die vernarrten Mütter, die Pelzhändler, wie wir sie sehen — und der Kunstrichter gähnt. Der Dichter will mehr als porträtiren, er muß die Franzosen nachahmen; und das heißt „seltsamer Eigensinn.“

Vielleicht ist es „seltsamer Eigensinn,“ wenn ich außer der Französischen Comödie, die freilich par excellence edel und hoch heißt, noch etwas Anders möglich finde, als langweiligen oder plumpen Stoff, und diesen Stoff sogar in Deutschland aufsuchen will. Vielleicht weiß ich selbst nicht, was ich suche, und finde — indeßen etwas Anders und doch Nützliches!

Zuerst: die Comödie, das gepriesene Charakterstück „der Geselligkeit, Feinheit und schönen Lebensart,“ welches dem Kunstrichter im Auge steckt, ist im eigentlichen Verstande, nicht die hohe und edle Comödie, wie er sie nennet. Und noch minder können Destouches und Marivaux zu der hohen und edlen Comödie als Muster angeführt werden.

Die hohe und edle Comödie sind eigentlich wieder nicht einerlei, ob sie gleich zwei Schwestern des rührenden Lustspiels seyn dörften; das rührende Lustspiel aber ist so wenig eins mit der feinen Französischen Comödie, daß eckle Kunstrichter jenem sogar den Namen Comödie versagen wollten.

*) [L. Br. 21, 132.]

Sowohl die weinerlichen als lächerlichen Comödien modificiren sich wieder so sehr nach der Art, wie einige Schriftsteller, und nach der Seite, welche sie zeichnen, daß man hier noch feine Unterschiede und Klaßen abtheilen wird, die aber neuen Arten nicht im Wege seyn können und müßen. So bald man die gewaltige Kluft zwischen dem Terenz, Molière, Destouches, Marivaux u. s. w. fühlet: so wird man nicht an neuen Kolonisten in diesen Zwischenräumen verzweifeln, die noch alle weinerliche, oder fein lächerliche Comödien liefern können nach eignem Schnitt.

Wenn einem ungebildeten Volk das feine Comische abgesprochen wird: so kann doch einer Nation, die voll Gefühl vor Redlichkeit und Tugend ist, das Weinerlich-Comische nicht abgesprochen werden; dazu gibt sie Stof; dazu hat sie Talente, davor hat sie Gefühl.

Und sollte dies Gefühl auch still: sollte ihr Stof nicht gar zu rauschend seyn: so giebt es zwischen der Comödie und dem rührenden Lustspiel noch eine mittlere Gattung, die heißt: bürgerliches Schauspiel: ein Feld, das noch ein Genie erwartet, und der eigentliche Mittelpunkt zwischen einem heroischen Trauer- und gesellschaftlichen Lustspiel ist. Dies würde die Stelle der eigentlichen weinerlichen Comödie vertreten.

Aber jetzt das feine gesellschaftliche Drama! — Auch dies ist nicht die einzige Art, die zwischen dem hohen und niedrigen Comischen in der Mitte stehet; ja darf ich sagen, die schwächste Art, die das Theater am wenigsten belebt, weil sie feine Verfaßer, Acteurs und Zuschauer fodert: dies ist die Französische Comödie im eigentlichen Verstande.

Es gibt ein Comisches im Gegensatz des Erhabenen, ohne doch daß ich Parodien meine: die Nationen, die Talente zum Erhabenen haben, haben jenes bearbeitet: wie die Franzosen ihr feines Lächerliches. Das Abentheuerliche in der Spanischen Comödie, das Launische in den Farcen der Engländer, die vier Zani der Italiäner sind alle des Theaters werth, ohne daß sie die feine Französische Comödie vertragen kann.

Aber wenn eine Nation denn diese Comische Laune nicht hätte: und ihr also blos das niedrige Lachen übrig bliebe — — das niedrige Lustspiel ist das reichste: unter ihm steht die Comödie in ihrem Ursprunge, der die Bühne des Aristophanes noch treu bleibt: das Lustspiel des Plautus, das Comische in Shakespear, das Holbergische Drama u. s. w. Jede Nation in der Welt, die Comödien nach ihrer Art liebt, zeichnet dies Lächerliche — nach ihrer Art.

Das Italiänische Theater ist am reichsten an Comischen Creaturen dieser Gattung, mit welchen Genies sehr nach Gefallen schalten werden; in Deutschland hatte man kaum mehr als den Arlekin, und man hat ihn vom Theater gejagt, ehe man ihn zu brauchen gelernt und ehe man was Beßeres hatte.

Soll die Bühne eine Schule der Sitten seyn, im Gesichtspunkte der Moralité: so predige man auf derselben. Soll sie eine Schule des Umganges seyn: so komplimentire man auf ihr immer weg. Das erste Vorurtheil hat man Gottlob! aufgedecket; das zweite sitzt desto tiefer, daher Französirt man so gerne. Wirklich die Französische feine Comödie hat Deutschlands Sitten mit verfeinigt. Allein dies ist eben so fremde, als wenn die moralisch vollkommenen Trauerspiele deswegen gelten sollten, weil sie lehrreich sind. — Wider das letzte hat man mit Glück geschrieben; aber wie noch wenig über das Lächerliche gearbeitet ist, über das Extrafeine der Comödie erinnere ich mich noch wenig.

Ein Arlekin, aber ein einsichtsvoller und äußerst feiner Arlekin, hat die Comische Welt von der Brauchbarkeit seiner werthen Person überzeugen und das groteske Comische empfehlen wollen. Arbeitet der Dichter mit so viel Comischem Genie, als der Kunstrichter mit Comischem Geschmack schrieb, so werden wir uns wahrhaftig nicht dieser Poßenspiele zu schämen haben. Ueberhaupt hätte der Verf. von vorgesetztem Urtheile über die Poßenspiele sich an dieses kleine Schriftchen und an seine Recension erinnern sollen; um sich nicht an diesem Wort zu ärgern:

„Er dachte gewiß nicht[1] an die Schaubühne aller gesitteten „Völker, sonst müßte ihm eingefallen seyn, daß auf dem Fran„zösischen Theater ein Harlekin mit dem größten Vergnügen gesehen „wird, daß ein Dominique, Gherardi, Thomassin durch Vorstellung „dieses Charakters sich einen unsterblichen Ruhm erworben. Es „fiel ihm nicht ein, daß die neuern Franzosen den Charakter des „Harlekin auf so vortrefliche Art zu bearbeiten wissen, daß er keinem „Charakter, selbst des hohen Komischen weder an Wirkung noch an „Anständigkeit etwas nachgiebt; wie sich denn zum Beispiel Arlequin „sauvage für einem Misantrope oder Glorieux gar nicht zu schämen „hat. Es fiel ihm nicht ein, daß ein einsichtsvoller Goldoni die „vier Zani keinesweges abgeschaft, sondern vielmehr z. E. einen „Pantalon und Brighella zu den besten Charakteren gemacht, und „Fielding und andere Engländer sich nicht schämen, ihre sehr artige „Stücke Possenspiele (a farce) zu betiteln. — Wäre ihm dies ein„gefallen, so würde ihm der Name eines Possenspiels auch nicht „so fürchterlich geschienen haben."*

Vielleicht würde außer dem groteske Comischen, sogar das Burleske nicht auszuschließen seyn, wenn es mit Geist bearbeitet würde. Vielleicht dörfte es ein Vorurtheil seyn, daß „der mittlere Stand"[2] unter dem Comischen Theater wäre: nicht auf das, was, sondern wie es ausgebildet wird, kommt es an, und Holbergs Stücke werden mehr durch das letztere als das erste grob. Ich weiß, daß die Tragödie mehr Gewalt hat, den Menschen, so wie er ist, abgesondert von seinen politischen Hüllen, zu betrachten: allein die Comödie kann sich mehr Freiheit nehmen, die man ihr gerne zugibt, wenn sie nicht über die Hüllen lacht, sondern über den, der unter ihnen steckt.

Eine Bühne in der Kindheit muß durch diese Wege gehen. So machte es die alte Griechische, die alte Englische, die alte Fran-

*) [L. Br. 12, 330; Abbt.]

1) L. B.: „Sie [Schriftsteller, die wider das Possenspiel declamiret haben] dachten gewiß auch nicht" u. s. w.

2) L. Br.: „Der ganz niedrige Stand"

zösische, die alte Italiänische Comödie — die Deutsche hat nicht diesen Anfang gehabt, und wird auch nicht so weit als jene kommen. Die Menanders und die Terenze folgten auf Vorgänger, die ihnen die Bahn brachen: und die Comödie stieg mit den Sitten. Wir sollen, wie man sagt, mit diesen auf einer noch niedrigen Stuffe seyn und mit jener stehen wir hoch, prangend wie Swifts Diebe mit einem erkauften Stricke.

Die Provinzialsitten in Deutschland würden, so nachtheilig sie sonst dem Theater sind, hier Verschiedenheit liefern: und wie die Staatsverfaßung Deutschlands die einzige von ihrer Art in der Welt ist: so würde, wenn ein großes Exempel unserer Zeit Nachahmung findet: sich auch die Bühne an verschiedenen Höfen und in unterschiedenen Provinzen, sich langsam, schwer, aber doch endlich zur Welt arbeiten.

Der Deutsche ist nicht so launisch, wie der Engländer, und hat nicht die Dose Comischen Esprit, wie der Franzose: er schwankt zwischen beiden und verfällt, wie ein Schriftsteller von Philosophischer Denkart sagt: auf das Aeußere des Erhabnen und Schönen: er liebt Pracht. — Sollte nun schon unsre Bühne langweilig seyn müßen, so gebe man uns wenigstens was zu sehen, und wenn diese Pracht in der innern Bildung des Stückes und (damit man nicht blos die Anlage der Scenen meine) in der Denkart des Schriftstellers wirket: so ist sie mehr als äußere Decoration, an der doch auch die Deutsche Schwachheit sehr haftet.

Es ist eine viel zu weite Materie für diesen Ort, der Frage nachzuspüren: „wie fern wirklich der Geschmack am Lächerlichen dem Geschmack am Erhabnen entgegen sey?“ Ich meine nicht blos, daß Parodien uns wirklich große Empfindungen rauben, — noch weniger, daß lächerliche Charaktere im Leben nicht zugleich erhaben seyn können: das letzte ist offenbar, und dem ersten hat Abbt in seinem Tode fürs Vaterland eine lesenswerthe Note gewidmet. Ich meine das Problem, wie bei Nationen die innere Veränderung des Geschmacks sich so gewechselt, daß, wenn die Lachsucht in einer Nation die Oberhand gewonnen: das Große

und Schöne aus den nachahmenden Künsten und Wißenschaften sich allmälich verloren, ja daß eben so beide Denkarten beinahe entgegengesetzte Pole des Genies sind. — — —

Man wende diese hingestreute Beobachtungen und Meinungen zum Nutzen von Deutschland an: man lerne von den Französischen Dichtern, Deutsche Sitten so zu schildern, als jene es bei den Französischen thun konnten: man lerne insonderheit von ihnen das Hervorstechende und die Uebertreibung, die man theatralischen Geschöpfen geben muß, damit sie leben. Wahr und genau zu schildern, heißt noch nicht theatralisch schön zeichnen. Jenes ist der Fehler der Deutschen, der nicht selten Langeweile erregt, wenigstens ihr Platz läßt: in diesem sind die Franzosen beneidenswerthe Muster! Laßet uns also ihre Schüler seyn, in der Kunst, nicht aber in der Natur des Theaters.

Ich schreibe einige Züge aus einem Französischen Gedicht ab, die sich nicht übel unter pia desideria schicken, wie diese Fragmente für Deutschland sind.

Les Voeux.

Comme un amant attend une maîtresse
Un Courtisan l'accueil du Souverain,
Un pauvre Auteur le succès de sa pièce,
Un faux dévot le malheur du prochain: — — —
Ainsi j'attends, que la force comique
Revienne enfin au théâtre François:
Qu'on en éloigne un goût métaphysique
Qui chaque jour fait de nouveaux progrès;
Que l'on redonne à la scène tragique
Sa dignité, sa vie et sa chaleur,
Qu'à la pitié conduits par la terreur
Nous éprouvions l'effet d'un pathétique
Qui, malgré nous, déchire notre coeur;

Que l'on nous rende un ensemble sublime
Qui vers le but se presse avec vigueur,
Et qui, rempli par Phèdre ou par Monime,
Ne laisse point de vuide pour l'Auteur.
Ainsi j'attends, qu'un froid Déclamateur
Ne pense plus par une Pantomime,
Dont à la foire il peut se faire honneur,
Frapper, saisir l'âme du Spectateur. — —
Ainsi j'attends . . . Bornons ici des voeux
Qui sans succès deviendroient trop nombreux
Et gardons-nous d'étendre cet ouvrage
Par un détail de désirs impuissants.
Ceux-ci remplis, j'en ferai d'avantage;
Mais par malheur j'entends la voix du Sage
Qui me prédit, que j'attendrai long-tems.

Noch ein Wort von der Französischen Ode, die auch in Deutschland viel Nacheiferer erregt. Nehme ich einen Begrif der Ode an, wie er ohngefähr aus den Werken der Alten, einem Pindar, Horaz und aus den göttlichen Mustern der Hebräischen Poesie bestimmt würde: so haben die Franzosen wenige, oder gar keine Oden: ja ich wage es zu sagen, daß wenige Kunstrichter, wenn die Nationaldenkart ihre Seele ausfüllet, die wahre Schönheit, ich meine nicht einzelne Züge, sondern das Große und Vollendete in dem Gebäude der Ode, völlig empfinden. Sie kunstrichtern über Theile und behandeln höchstens ein Lyrisches Stück, wie eine andre Antique Poesie, ohne den unterscheidenden Charakter deßelben in seiner Stärke zu fühlen. Ihr ganzer Geschmack ist zu modern: ihre Sprache und der Wohlklang ihres Ohrs ist zu entfernt von jenen: ihre ganze Denkart athmet in einem andern Elemente. Daher muß sich der Alte modernisiren laßen, um ihnen zu gefallen: sie tadeln, als verzogene und verwöhnte, oder sie gaffen an Kleinigkeiten, wie unerzogene und mißgebildete Kinder. Vielleicht bin ich

eigensinnig — allein ich erinnere mich an keinen Aesthetiker in Frankreich, der, so viel sie von der Ode geschrieben, den wahren und hohen Begrif von ihr erreicht hätte.

Ihre Odendichter haben also von Malherbe bis zu Roußeau eine eigne Manier, die sehr von den Alten abweicht. Einen Plan zum ganzen Gebäude findet man nicht: dazu sind die Stücke, die sie Oden überschreiben, meistens zu lang, und viel zu dogmatisch, so daß eine sinnliche Einheit und Mannigfaltigkeit in ihnen so fremde sind, als unter den Gezelten der Sceniten ein Römischer Pallast. Eine Sprache, wie die ihrige, die zu zerstückt und kleinfügig ist, um ein wahres Horazisches Ganze zu erbauen, und reich an kleinem Vorrath, an ähnlichen Formen und Falltönen ist: diese Sprache hat einen Gesang hervorgebracht, der voll Reime und ähnlicher Wendungen ist, einige Wellenkreise über einander schlagen läßt, bis eine Strophe abgezirkelt ist. — Kurz ein Gesang, wie ihn Roußeau zur größten Vollkommenheit gebracht: und Cramer, unser Deutsche Roußeau, fast noch mit größerer Leichtigkeit in unsere Sprache übergetragen.

Der Faden von Gedanken, der diese moderne Dichtart leitet (denn wenn man Cramer mit Pindar und Roußeau mit Horaz parallelisirt, so dörften diese ihre Brüderschaft kaum erkennen), geht nie fort: kühne Fragen, Ausruffe, glänzende Wendungen und zum Schluß der Strophe meistens ein witziges Epigramm, lösen sich ab: die Ode wird ein vielfarbiges, in die Augen fallendes Kleid, das aus Läppchen künstlich zusammengestückt [1] ist, von denen dies und jenes hervorsticht und der Geschmack des Nähewerks sehr gelobt wird. —

Ich spreche ihnen als einer modernen neuen Gedichtart nicht ihren Werth ab, aber als Ode kann ich sie nicht mit den Alten vergleichen. Ja darf ich sagen, sie ist unsrer Sprache minder natürlich als der Französischen, nicht dem Laute nach, denn unsere hat vor jener mehr Subsistenz und Stärke: sondern nach dem Ueber-

1) Lb.: zusammengesteckt

fluß ähnlicher Formen zu urtheilen. Bei uns fallen die zu öftern Reime, die öfters wiederholte Wendungen, sehr leicht jene ins Leere und diese ins Gezwungene. Unsere Sprache, auf unsere innere Fülle stolz, will und darf sich nicht immer falten und biegen und durch Reime und Antithesen von beiden Seiten umher hüpfen: diese Oden werden also oft matt und langweilig.

Ihre Anzahl hat sich durch die Schweizerische, Klopstockische und Ramlersche Odenmanier merklich gemindert, da sie sonst Deutschland eine Sündfluth drohete. Wenn nur nicht jetzt ein böser Genius den Geschmack an Heroiden, der in Frankreich herrscht, auch zu uns überführte, denn eine Ode im Französischen klimpernden Sylbenmaaß ist nicht viel beßer als eine Heroide in prächtigen Alexandrinern!

Leßing hat die Fabel von ihrer Französischen lustigen Verzierung entladen, und ihr den Schlamm der Seine entwischt, in den man sie vorher taufte: er hat den alten Griechischen Aesop in seiner naiven Einfalt uns wiederhergestellt — wo findet sich ein Leßing auch für die Ode? —

(3.)

Vom Brittischen Geschmack in Schauspielen.[1]

„Unsere alten dramatischen Stücke zeigen hinlänglich, daß wir „mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen ein„schlagen:“[2] u. s. w.

Bei dem Trauerspiel läßt sich vielleicht mehr nachahmen, als bei dem Lustspiel. Bei jenem ist es schwer, ein ganzes Sujet zu erdichten, wenn man nicht entweder von einer historischen Begebenheit oder oft schon von einer Situation eines andern Drama geleitet wird, obgleich das Letztere sehr unmerklich und oft unsicht-

1) „Trauerspielen“ in der Inhaltsangabe; vgl. I. Einleitung S. XXVIII.

2) Citat aus dem 17. Litt. Briefe; I, 99—102 (bis: „Orosmans entlehnet worden?“) Lessings Schriften VI, 42. 43. L.

bar geschiehet. Ich sage, es ist schwer, und beinahe möchte ich sagen: fast unmöglich: denn einen ganzen Tragischen Plan gleichsam a priori zu erfinden und von der Leidenschaft Philosophisch zu abstrahiren, ist nicht der ordentliche Weg, den unsere Einbildungskraft nimmt. Vielleicht ist dies die Ursache, warum Regeln kein Genie wecken, noch weit weniger schaffen können; ja warum sogar die größesten Genies Zügel- und Regellos sind.

Wenn nun die Einbildungskraft des Dichters nicht im eigentlichen Verstande aus sich erfinden kann, so muß sie ihr gegebne Plane bearbeiten. Zur Comödie liefert das Leben und die lebendige Erfahrung Sujets, und ich kann mir auch keinen vortreflichen Comischen Dichter vorstellen, der seine Gegenstände aus Büchern und Speculationen zeichnen wollte. Zum Trauerspiel aber liefert die Erfahrung nicht eben, oder sehr selten, Gegenstände: unser Leben ist durchgehend zu einförmig und zu Politisch dazu: in dieser Aussicht können blos die Griechen und die halbwilden Nationen Trauerspiele haben.

Die Geschichte ist also der große Zufluchtsort der Tragischen Genies; eine Freistatt, die allen cultivirten Nationen offen steht. Ich meine nicht blos die ältere Geschichte, aus der Franzosen und Engländer mit so ungleicher Manier geschöpfet haben, sondern selbst die neuere: nur die neueste kann es nicht seyn, weil diese theils an sich selbst fürs Drama arm, und ihre Geschöpfe nicht gnug von Dramatischer Hoheit, Anstand und Feierlichkeit begleitet sind. Diese Quellen sind allen Nationen gemein, ohne daß sie sich, wie die Araber bei ihren Brunnen zanken dörfen. Mit eben dem Recht als die Griechen Geschichte von Barbaren Griechisch umkleiden konnten: mit mehrerm Recht können wir Neuere uns mit Tragischen Geschöpfen aushelfen.

Sollte die Vaterlandsgeschichte einen Vorzug in dem Intereße haben: so kann dieser Vorzug im engern und weitern Verstande gelten. Im weitern haben alle Christen ein Intereße, und ein Olint und Sophronia haben Anrecht auf Christliche Empfindungen, ob sie gleich Katholisch, und im gelobten Lande sind.

Höchstens dörfte der Dichter, ohne große Mühe, die Scenen nach unserm Gefühl wählen und bilden. Im engern Verstande ist die Alte Englische, Dänische, Schwedische, und Fränkische Geschichte noch immer die Historie unseres Volks, wenn ich sie nicht Historisch und Politisch, sondern Dichterisch behandle: und noch bis auf diesen Punkt weiden alle zusammen.

Wollte man aber den Deutschen im engsten Verstande ihr Vaterland anweisen: so wäre es zwar freilich wahr, daß die Deutsche Kaiserhistorie weniger Tragische Vorfälle aufzuzeigen hätte, als Shakespear aus der Geschichte seines Landes zog. Erklären würde man diesen Mangel leicht können, aber ersetzen? — Immer auch ersetzen, aus der besondern Geschichte eines jeden Landes in Deutschland, und aus der Geschichte der mit ihnen verwandten, und beinahe verschwisterten Völker. — Ueberhaupt ist für Dramatische Genies auch besonders in Deutschland noch so viel Stoff übrig, daß jedes seine Tragische Welt, unabhängig von andern schaffen könnte.

Hier stehen also alle neuere Dichter des Trauerspiels vor einerlei Schranken, und welche unterscheiden sich hier am meisten in der Art, Historische Sujets wohl zu bearbeiten? — Nicht einen Augenblick steht man mit der Antwort an! — die Engländer! Und über alle ragt Shakespear hervor. Die Künste der Franzosen fallen hier ins kleine! — Charaktere zu arbeiten, die Regeln zu beobachten, Sentiments in den Mund legen, diese Arbeiten sind hier eben die letzten: denn das ist nicht das vornehmste Tragische einer Begebenheit, daß sie sich in die fünf Akte bringen läßt: die Charaktere, so wie sie die Franzosen schildern, sind überhaupt bei solchen Historischen Stücken Misgeburten, da alte Stücke modernisirt, und eine neue witzige und Spruchreiche Denkart in alte Kleider eingehüllt werden.

Aber ich schließe weiter. Wenn die Engländer in Absicht auf das Handlungsvolle vor den Franzosen, und Shakespear unter allen seinen Landesleuten hervorragt: so hätte er der erste seyn sollen, der unser Theater gebildet? — — Der Kunstrichter behauptet

dies, aber er erlaubet doch einige bescheidne Veränderungen. — wohl! auch ich erlaube mir einige bescheidne Abweichungen von seiner Meinung. — Es ist wahr, die Deutschen wollen gerne sehen: sie lieben den Aufwand und die Handlung: und sollten sie jemals eine Tragische Bühne bekommen, so glaube ich sagen zu können, daß sie nie die Leidenschaften der Engländer, nie die Charaktere der Franzosen erreichen werden: der Charakter ihres Trauerspiels wird Handlung seyn, die nicht wie das Brittische rühren, noch wie das Französische schleichend gefallen, sondern an beiden Theil nehmen wird. Darf ich ein Wort über ihren Dramatischen Charakter bemerken, so ists: sie wird an sich ziehen; darf ich ein Wort wagen, wie dieser Charakter Tragische Wirkung erreichen kann: sie wird intereßiren; und darf ich weissagen: sie wird auf der einen Seite sich überladen, auf der andern . .

Vielleicht kann ich an einem andern Ort dies nach seinen Gründen und Folgen mehr aus einander setzen; hier zeichne ich blos mein Profil weiter. Wir müßen zuerst den Deutschen etwas zu sehen verschaffen: hiezu sind die Franzosen unbrauchbar; aber die Engländer? und Shakespear? — Ja sie geben sehr viel zu sehen; aber uns Deutschen wirklich zu viel. Man gebe doch nur auf sich Acht, was man bei Shakespear siehet; immer zu viel, als nicht betäubt zu werden, zu fremde Phönomene, als an ihnen Theil zu nehmen; zu unwahrscheinliche, als sie auch mit einem starken Theatralischen Glauben ansehen zu können. Nun vergeße man nicht, daß diese Schwergläubigkeit, diese Trockenheit, diese . . . .

(4.)

(Vgl. I. Einleitung S. XXIX und 513, 294.)

13.

(Die Homiletik erfodert eine ganz andre Beredsamkeit.)

So ist denn die Beredsamkeit des Cicero für uns ausgestorben? Fast! aber ist denn außer der Politischen und Römischen Bered-

samkeit keine möglich? Man nenne es Wohlredenheit, Homilie, wie man wolle: wenn nur diese Benennung einen Sinn hat, und denselben nicht mit andern verwirrt, und aus sich selbst so viele Vortheile ziehet, als sie ziehen kann: alsdenn ihre Nachbarn nutzt, ohne sich zu versäumen, und sich also einen eignen Grund und Boden erwirbt. Diesen etwas näher abzuzeichnen, ist mein Zweck.

Ich habe mich immer geärgert, wenn man die geistliche Beredsamkeit beständig unter oder hinter die Politische der Alten sezzt; sie nach ihr beurtheilet und bearbeitet, oder vielmehr verdirbt. So bald wir die Beredsamkeit der Alten kennen, müssen wir gestehen: sie ist für uns nach ihrem Saft und Kraft gleichsam verwelkt, verbleicht, ausgestorben. Was ist zu thun? Zuerst sich die Augen zuhalten, als wenn wir keine Römer kenneten, und unser Feld bearbeiteten, und denn zweitens die Alte nachher zu gebrauchen, nicht um unsre zu bilden, sondern um auszubeßern. Alsdenn wird man eine blühende geistliche Beredsamkeit bekommen, die nicht blos Bettlerin in der Fremde, sondern in ihrem Hause Eigenthümerin ist, und sich von ihren Nachbarn durch eigne Mühe was erwirbt.

Cicero bildete sich nach Demosthenes, aber — zum Redner seiner Zeit, seines Staats, seiner Zuhörer, seiner Geschäfte: so ward er Original! — Auch wir haben große Homileten; ich verehre die Namen Mosheim, Jerusalem, von Acken, Cramer, Sack, Spalding u. a. m.; sie haben sich nach den Mustern der Alten und Neuern, jeder in seiner Denkart, ausgebildet; wie kömmts aber, daß unsre gemeinere Homileten sich so wenig unterscheiden, daß sie einerley Teig, der mannichmal sehr durchsäuert ist, in einerley Formen, mit einerley Griffen auftragen? da doch die neueren Dichter, Geschichtschreiber und Prosaisten sich vielleicht mehr eigne Bahnen eröffnet, neue Auswege, wenigstens Schritte genommen? — Ich will die Ursache von dieser Unfruchtbarkeit nicht in den Theologischen Schulen suchen und überlaße es andern, darüber zu schreyen, daß hier das meiste Vorurtheil des Ansehens, die meiste Bequemlichkeit, und zu viel Gesezze der Gewohnheit herrschen! — mich geht dies

Geschrei nichts an, da ich nicht im Gebiet der Theologie schreibe, und nicht will, daß man meinen Fragmenten entgegen ruffe: „Der Tod in den Töpfen!" wie jenem Ragout von Koloquinten.

Ich sezze zum Grunde, daß, wie gesagt, unsre Kanzelberedsamkeit keine Nachahmerin seyn muß, um sich zur Gerichtlichen erheben zu wollen; ich will auf der Kanzel keine Ciceronen, sondern Homileten, und dies vorausgestellt, gehe ich den Zweifeln der Litt. Br. entgegen, was ihr gegen die Politische Gattung fehle; dadurch lerne ich diese Beredsamkeit kennen; aber den Litt. Br. widerspreche ich damit eben nicht: sondern mache mir durch ihren Fußtritt eigne Bahn.

Wie kann der Kanzelredner seine Materie neu machen?) Völlig neu — das kann er nicht, das kann kein Dichter, kein Weltweiser, kein Prosaist, ja selbst der alte Redner nicht völlig. Aber daß seine Materie völlig alt seyn müste: das kann er verhüten. Wenn er nicht über Texte, über Morgenländische Parabeln, über abgerißene Stellen redet, die in der Mönchszeit, weiß Gott für wen? und weiß Gott wozu? ausgesucht und zu einer Tenne gepflastert wurden, auf der man schon Jahrhunderte durch Unkraut und Weizen gedroschen hat: — wenn er nicht über Worte, sondern auch über Vorfälle, über Zustände des Privatlebens, in denen sich jeder erkennet, über Begebenheiten spricht, die den Seinen wichtig sind: — wenn seine Trost- Ermunterungs- und Warnungsstimme aus der Religion, sich nicht nach Texten und Skeletten von abgetheilten Lehren, sondern sich nach dem Leben moduliret — wenn er die Religion in die Erziehungskammern, in das gemeine Leben, in den Handel und Wandel, in die Gesellschafts- und Geschäftszimmer einführet — wenn er sie in die Versammlung der arbeitsamen Bürger, der gedrückten Unterthanen, der Gefahrvollen Krieger leitet, ein Weg, den ihr der Verdienstvolle Abbt hat zeigen wollen: — wenn er Känntniß der Welt in ihren verschiednen Auftritten, Känntniß des Herzens in seinen verschiednen Lagen, Falten und Situationen, und denn das glückliche Talent hat, die Religion jedem dieser Auftritte zu bequemen, jeder Falte anzupaßen, in jede Situa-

tion zu stellen, — kurz wenn er zu Menschen, und nicht zu Theologen, oder zu alten Morgenländern, oder zu alten Römern spricht: — wie? soll es da an der Neuheit fehlen, die der Homilete zur Aufmerksamkeit nöthig hat! — Freilich! ein neues Evangelium soll er nicht predigen, wenn er auch ein Engel vom Himmel wäre: neues Flittergold, neumodischen Putz soll er verachten; aber deßwegen darf er nicht der gähnenden Göttin Langeweile opfern. Wenn es wahr ist, daß er die Moralische Seite seiner Zuhörer bilden soll: er soll die sinnliche Denkart erheben, und den Geist zum Gedanken der Göttlichen Anschauung aufklären: er soll ihnen Liebe zur Religion einflößen, edle Gesinnungen der Menschheit und stille Tugenden des Bürgers ihnen schätzbar und theuer machen: soll ihre Vorurtheile bestreiten, und die Sitten seiner Nation, seiner Provinz, seiner Stadt, seiner Gemeine aus der Krümme zurückbringen, in die sich jede nach Ort und Umständen gebogen — und soll er in allem diesen nicht mehr die Aufmerksamkeit erhaschen können, als ein eintöniges Moralisches oder Politisches Wochenblatt, für die Langeweile geschrieben.

Muß ich Exempel geben? — Ich thue es ungern! und winke blos von weiten meinem Leser zu, wie das Gespenst den Hamlet, um ihm selbst zu denken zu geben: ein homiletisches Genie muß jedem einzeln Zuge das Leben geben! Wenn man von der Schöpfung nicht selten, und allgemein spricht, und dabey niemals die vergißt, die wir an uns tragen, nie den Gesichtspunkt vergißt, in dem wir sie gewohnt sind, anzuschauen: so dörfte man ja nicht eben befürchten, seine Zuhörer zu Naturalphilosophen zu machen, wenn man sie, (doch ohne Wust von Gelehrsamkeit) gewöhnt, Gott um und an sich zu sehen. Wenn man bei der Vorsehung und Haushaltung Gottes, die Kunst weiß, dem Zuhörer Steine in den Weg zu legen, daß er darüber fallen muß und einen Schatz finde, d. i. Mittel kennet, um ihn zu zwingen, Gott in seinem Leben, nicht blos in seinem Katechismus zu finden. — Wenn der Geburts- Sterbens- und Erhöhungstag des Erlösers, auch nur als die Feyer an das Andenken des größesten Menschenfreundes, und Verdienst-

vollesten Mannes in allem Licht erscheint: so kann die Rede doch mehr werden, als eine Lobrede von Thomas: wenn der Einweihungstag der Kirche Gottes durch den Geist den Homileten beseelet: so kann er ja mehr als eine frostige Akademische Jubelrede halten: kurz, wenn er sich nicht mit System und Analysis quält, oder aus der Koncordanz und dem Gesangbuche Stellen auffädelt: wenn er der großen Bestimmung nacheifert, ein Redner Gottes zu seyn, als Menschenfreund und Kenner des Herzens zu denken, und als Hausvater und Seelsorger zu reden: so wird er dem großen Stifter unsrer Religion nacheifern, der die Kunst verstand, sich Aufmerksamkeit zu verschaffen, dadurch, daß er über Sachen redete, aus Vorfällen und Gelegenheiten Parabeln und Gleichniße hob, immer *κατ' ανθρωπον* sprach, und die Natur, und die Zeit und den Ort und die Umstände und die Begebenheiten zwang, mit ihm zu reden. Ich bin einmal die Reden Jesu in diesem Gesichtspunkt, blos Homiletisch und Casuell durchgegangen, und mich wird diese stille Reise nie gereuen.

„Aber das Intereße des geistlichen Redners? wichtig ist es „zwar, aber nicht nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in „dem Grade der Lebhaftigkeit, welche allein den Willen bewegen „kann.") Dies ist das Hauptaugenmerk des Unterschiedes, und der Mittelpunkt, wohin sich alle Untersuchungen der Homilie, wie Radien, lenken müßen: Intereße und Zweck! In einigen Fällen ist das Intereße offenbar eben so sinnlich vorbereitet, z. E. bei dem Sarge eines Freundes, eines guten und verdienten Bürgers, einer würdigen Mutter und Hausmutter! — Hier kannst du, heiliger Redner! das ganze Leben nutzen, du hattest seine letzten Stunden gemeiniglich in deiner Gewalt: du warest der geistliche Vater des Verstorbnen: und sollt der Biograph seines mehr als thierischen Lebens seyn, du, der du über ihn das letzte Wort der Menschheit sprichst, du, der für seine Seele hier sorgte, sie gleichsam in die Ewigkeit versorgt hat, und den Leib jetzt zur Gruft einweihet, du besitzest ungleich mehr Würde des Ansehens, als ein schreibender Schriftsteller — Die Thränen des Trauerkreises warten

auf dich, und locken deine Worte — jeder Umstand seines Lebens schläft vielleicht in dieser oder jener Seele: und so bald du ihn aufweckest, belebest du bald hier, bald dort einen Affekt — du hast ein bekanntes Beispiel vor dir, um Christliche und Bürgerliche und Menschliche Tugenden zu erwecken. — Hier wirst du doch ein Fleschier seyn können, nicht durch Schimmer, sondern durch Worte, die ins Herz fallen, und sich an dasselbe anheften. Freilich wirst du alsdenn kein Grabmal von Youngischen Sentenzen, das auswendig mit Raube geziert, pranget, und jedem dürftigen Leichenredner wieder zum Raube dient: aber du dörftest doch errichten können ein stilles Ehrenmaal, das ohne übertünchtes Gepränge auch den fremden Wandrer, und noch mehr den vorübergehenden Bekandten aufhalten, Gedankenvoll machen, und ihm den Zoll einer willigen Thräne rauben kann: ein schätzbares und theures Familienstück dörfte es doch werden, das sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter erbt: und sie erben in ihm, das beste Geschenk eines Todten, ein rührendes Gemälde seines Lebens: vielleicht nach verfloßenen Jahren sitzen sie an demselben, ruffen das ganze Bild des Todten in ihre Seele, feyren sein Andenken mit einer stillen Thränen, muntern sich und ihre Kinder zu einer stillen Tugend durch das vorgestellte Beispiel auf, schöpfen aus ihm einen Trostgedanken, der ihnen ihren Kummer erträglich, und den Tod süß macht. Und ist das nicht Intereße gnug? — Redner des Herren, willst du nicht blos aus Büchern, sondern über das Menschliche Leben sprechen: so wirst du ähnliche Fälle gnug finden.

Aber dies Exempel bleibt nichts als Parenthese, weil es, wie man sagen könnte, blos Familienintereße hat: meinethalben mag auch alles, was ich von der Neuheit gesagt, die der Homilete aus Vorfällen und Bürgerlichen Situationen zieht, Parenthese, oder wenigstens blos Hülfskunst seyn. Meine Parenthese ist zu Ende; ich betrachte den eigentlichen Zweck, und Intereße des Kanzelredners, und ziehe von hier aus Schattenstriche zu meiner Homiletik.

Demosthenes trägt eine gegenwärtige, aber verwickelte Politische Situation vor: so gewinnt er Aufmerksamkeit. Er trägt seine Gründe vor: und sucht zu gewinnen. Er will aber den Entschluß gleich würklich machen: er donnert also auf ihre Seelen. — Wie paßen diese drei Fälle auf den Homileten, daß ihm kein Zwang geschicht, daß er gewinnet.

Dort ist eine verwickelte Politische Situation; hier aber, jedesmal wenn du nicht blos kalt und todt lehren willst, eine verwickelte Moralische Situation. So soll der Zuhörer seyn: so muß er seyn: so will er seyn; und doch ist er nicht so! Dies ist das Feld, wo der Homilete zu Hause ist: er überzeugt den Zuhörer von den Anfoderungen, die auf ihn gemacht werden: von der innern Nothwendigkeit, daß er so seyn muß, um sich nicht selbst zu schaden: er überzeugt ihn von seinem eignen Gefühl deßhalb; und nun führt er ihn auf seine Gesinnung und Handlungen, und ermahnet. In die erste Klaße kommen die Befehle und Beweggründe in Beziehung auf Gott: in die zweite die Vorstellungen von dem Wesen der Pflichten hergenommen; in das dritte die ganze Triebfeder, die man Moralische Empfindung nennt; in das vierte: die Ueberzeugung, daß man nicht so gewesen. — Ich glaube von hier aus die Sache am besten übersehen zu können.

So soll der Zuhörer seyn) Hier steht die Pflicht selbst: der Befehl Gottes, und die Gründe, die ich habe, ihm zu gehorchen: das ganze Triebwerk des Glaubens, die Empfindungen der Dankbarkeit gegen den Stifter unsres Glücks, das Gefühl von Unterwürfigkeit und Demuth gegen den allweisen Schöpfer, von Zärtlichkeit gegen den Erlöser, und von Schamröthe über die Begnadigung u. f.

So muß der Zuhörer seyn) Hier stehen die natürlichen und positiven Folgen der Sünde und der Gottseligkeit: daß diese nothwendig, auch schon nach natürlichen Folgen ein glückliches Leben dißeit und jenseit des Grabes nach sich ziehe und jene beides durch eine natürliche Verknüpfung unmöglich [mache]. Man kann diese beide Stücke zusammen, als den Obersatz des Schlußes ansehen, davon

das eine die Moralische Situation in Verhältniß mit Gott und das andre in Beziehung auf uns selbst stellt. Jetzt kommt das andre Glied:

So willst du selbst seyn) Du hast ein Gewissen, hast solch Gefühl gegen die Tugend, empfindest es, daß du ohne Gesinnungen der Rechtschaffenheit gegen Gott, der Treue gegen dich, und der Menschenfreundschaft gegen andre, nicht gesund und vergnügt und glücklich seyn kannst, wenn auch keine physisch böse Folgen der Sünde wären: und so im Gegentheil.

Und doch bist du nicht so!) Hier führt man, statt vom allgemeinen Verderben kalt zu reden, jeden in die dunkelste Kammer seines Herzens, und beschleicht ihn auf den verborgensten Wegen seines Lebens: und ermahnet ihn, beßer zu seyn.

Ist dies der wahre Begriff der Predigt, wie ich mir fast einbilde, weil jede gute und erbauliche geistliche Rede, solche Moralische Situation enthält, jeder Theil zu einem der angeführten Stücke gehöret, weil diese Idee den Zweck der heiligen Rede erschöpft, und aus ihr nachher alle Fehler, die Heilmann, Leß u. s. w. angeben, sich von selbst entwickeln: so würde ich aus ihm sehr reiche Folgerungen ziehen können: hier mag aber das gnug seyn, was ich zu meinem Zweck brauche. — Ich sehe alle Einwürfe zum Voraus, die man dieser Erklärung einer Predigt machen kann, wenn ich aber Exegetische und Catechetische Uebungen gleich absondere, so glaube ich den eigentlichen Begriff der Homilie nicht verengt, sondern erweitert zu haben, und überlaße es jedem Leser zu überdenken, daß es dieser Begrif allein ist, der Einheit, Intereße, Andacht und Erbauung in eine wahre Homilie bringt, und daß die Auslegungen und Unterweisungen ihrer Natur und Nutzbarkeit nach vielleicht mit ihr nicht zu vermischen sind, ohne daß beide leiden.

1. Der Redner macht der Versammlung eine Moralische Situation gegenwärtig! Wie ungleich sind hier der geistliche und politische Redner. Dieser findet seine Zuhörer in einer verworrnen Situation, und will sie entwickeln; jener will sie in diese ver-

wickelte Situation führen, und ihnen diese ins Licht der Anschauung bringen. Jener fängt an, wo dieser aufhört — wer kann sie vergleichen? „Der geistliche Redner muß das erst thun, was für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist."

2. Der Homilet macht eine Moralische Situation gegenwärtig: dies ist ein Theil von seinem Zwecke: bei den Gerichtlichen Fällen ist dies blos Mittel. Ist die ganze Seele des geistlichen Zuhörers erfüllt von dieser Situation: so ist dies Andacht (denn eigentlicher Gottesdienst ist nicht möglich). In diesem Begrif der Andacht liegen „die heiligen Affekten, die Empfindungen, die sich in stille Anbetung verlieren." Hat er diesen Grad erreicht: so ists für die Gegenwart gnug: der Sprecher vor Gericht weiß hievon nichts.

3. Er macht die Moralische Situation uns als die unsrige gegenwärtig. Der Politische findet dies schon vor sich. Hat nun der Homilete dies gethan: so hat er gerührt d. i. wir nehmen diese Situation als die unsre an: und so hat sein Vortrag Interesse. Wie weit muß aber diese Rührung gehen? Bis zur eigentlichen Erregung der Leidenschaft? so werden wir blos durch Vorfälle und Begebenheiten gerührt, und nie durch Vorstellungen, insonderheit, wenn sie wiederholt sind. Bis zur sinnlichen Illusion? Auch nicht: so rührt die dramatische Vorstellung blos. Bis zur dichterischen Illusion? Auch nicht! für die ist die Predigt zu lang, und sie muß sinken, wenn sie die gröste Höhe erreicht hat. So lange wir nicht unterscheiden zwischen der wirklichen Leidenschaft im Leben, der sensuellen Illusion bei dem Drama, wenn es seine ganze Stärke erreicht, der sensitiven Illusion bei jedem vortreflichen Gedicht: so macht man den Homileten bald zum Akteur, bald zum Dichter und er ist dem Innern seines Zwecks nach, von beiden nicht ein Schatten.

4. Wodurch macht er uns die Moralische Situation als die unsre gegenwärtig? Durch alle vor angeführten Stücke, von denen freilich nach Gutbefinden gewählt — nie aber eins durchgängig kann ausgeschloßen werden. Hieraus wiederlegt sich der Gedanke

der Litt. Br. „Aus den Beweisen entsteht für die Kanzel eine „Unbequemlichkeit. Die Aussprüche der H. Schrift, so bald es klar „ist, wohin sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat „es befohlen: hier ist der ganze Beweis." Diese Worte scheinen mir der ganzen schönen Abhandlung unwürdig. Heißt das Biblisch, erbaulich, Christlich und Homiletisch vollkommen predigen, wenn man hier eine Lehre und dort eine Pflicht mit einer Kette biblischer Beweise umflicht, die oft wenig gnug beweisen, und in diesem Aufzuge seine Materie vorführt: so ist der Kanzelredner freilich sehr eingeschränkt; aber wer schränkt ihn so ein? Die Bibel? Nein! Das Beyspiel Jesu und der Apostel? Noch weniger! denn wo haben sich diese je darauf eingeschränkt, mit einem Beweise aus dem A. T. ihre Lehren zu unterstützen, und noch minder ihre Moralische Vorschriften. Dazu kannten sie das Menschliche Herz zu gut, daß mit einem Befehl Gottes an ihm nicht alles ausgerichtet sey: daß dieser auf abtrünnigen Seelen so wenig hafte, als bei Rebellen der Befehl eines Königs: daß er selbst bei folgsamen Zuhörern den kältesten Entschluß hervorbringen müße; aber ganz und gar nicht jene Macht habe, den Willen zum Kampfe, zur Selbstüberwindung, zur schweren That zu erheben. So glücklich man den Irrthum aufgedeckt hat: biblisch reden heiße mit orientalischen Ausdrücken sprechen; so führt es auf eben so große Abwege, wenn man es gnug hält, zu sagen: das hat Gott befohlen! Alsdenn wird freilich der Vortrag alt, unintereßant, unfruchtbar, kalt bleiben, wie alles dies der Kunstrichter findet; aber so bald man es bedenkt, daß alle die große Empfindungen von Dankbarkeit, und Liebe, das Moralische Gefühl und Gewißen und die Überzeugung von der innern Nothwendigkeit gleichsam das Medium seyn müßen, durch welches der Befehl Gottes fallen muß, so bekommt alles Geist und Leben.

5. Wozu macht der Homilete die Moralische Situation mir gegenwärtig? Hier scheidet er sich völlig vom Politischen Redner. Nicht zur plötzlichen That; sondern zum reiflichen Entschluß sucht er zu bringen: ein Punkt, der noch sehr verdient in sein Licht

gesezt zu werden. Es hat ein großes Homiletisches Zeitalter; wenigstens eine Homiletische Schule gegeben, die sich zum einzigen Zweck sezte: die Zuhörer in einen Taumel von Empfindungen, Gefühlen und gleichsam blinder Entschlüße zu stürzen, daher auf sie donnerte, und jede Predigt von neuem donnerte, als auf Unbekehrte, denen man noch keine Moral predigen könnte, weil sie noch todt und kraftlos wären. — Diese Art wäre unstreitig die beste, wenn ich mir es möglich gedenken könnte, daß in einem Augenblick meine ganze Seele geändert werden könnte, ohne eine Reihe von Wundern; daß ein einziger brennender Entschluß, ein einziges Gebet voll flammenden Enthusiasmus, mich an sich selbst, ohne Moralische Triebfedern, ohne Tugendübungen, auf einmal moralisch gut machen könnte. — Hiemit fiele aber ein großer Theil vom Begriff der Tugend weg.

Es gibt also wenige und nur einzelne Fälle, wo solche heiße Zeitentschlüße, die desto eher erkalten, je heißer sie waren — der lezte Zweck des Redners sind. Jener Eiferer in Keislers Reisen, der mit solchem Eifer die Versöhnlichkeit predigte, daß seine ganze Versammlung in Tumult gerieth, um sich die Hände der Versöhnung zu geben: sah nach weniger Zeit statt eines Hydernkopfs der Feindschaft zehn andre hervorbrechen. Wäre also die Trägheit allein zu besiegen: „einen augenblicklichen Entschluß einzutreiben," so wäre die, wie ich glaube, zwar schwer, aber doch noch eher zu besiegen, als die, an die der Kunstrichter nicht gedenkt: vom Entschluß zur That zu bringen: vom Entschluß zur That, welche weite Kluft.

6. Was ist hiebei zu thun? — Dreierlei!

Zuerst: ist deine Situation von so einzelnem Falle, daß dir der Entschluß gleich nöthig ist: so mache sie so andringend, als du kannst, nur daß er nicht blind und taumelnd sey. In solchen Beziehungen kann meistens der Wiederstand der Zeit überwunden werden: z. E. der Gedanke „ihr seyd eben hier vor dem Angesicht des Herrn!" sollte der nicht in einer stillen und lebhaften Einbildungskraft bis zur vermischten Empfindung können erhoben werden,

daß der Zuhörer mit uns das fühlet, was Klopstock seinem Henoch in den Mund legt, oder was bei dem Gemälde auf die Allgegenwart Gottes ihm durch die Seele gegangen. Die Vorstellung: „ihr sollt den Leib Jesu empfangen!" ist ja recht in ihre Macht gekleidet, immer fähig, die ganze Seele so zu faßen, daß sie sich nicht loswinden kann.

Zweitens: must du deinen Zweck aufschieben, und du willst ihn doch von der Zeit nicht schwächen laßen — schwer! — nur eins versuche, die Moralische Situation verwickelt darzustellen: daß jeder dies oft habe thun wollen und doch nicht gethan! jetzt thun wolle, und doch nicht thun werde. Die Bemerkung ist ganz fein und wahr: „Das freyeste Feld für den Kanzelredner verschafft der Kontrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesezzen: daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Maßillon, Mosheim — wählen Sie die besten ihrer Reden, und ich hoffe, daß Sie mir Recht geben werden." Wenn nun dieser Kontrast am füglichsten mit Hülfe des Moralischen Gefühls ins Licht gestellt wird: so muß diese Quelle immer viel Eindruck machen; aber eine Predigt blos aufs Moralische Gefühl gebauet — die kann ich mir nicht denken, wie kann ich denn davon urtheilen? — Sie ist gar nicht Predigt, sondern Moralische Unterhaltung.

Drittens: Mache deine Moralische Situation dadurch gleichsam lebendig, daß du in sie Zeit und Ort und Umstände einwebest, und sie also der Ausübung näherst. Hast du die ganze Lage von Vorfällen lebend dargestellt, in denen jene Moralische Denkart sich zeigen soll: so hast du nicht blos Andacht erregt, sondern auch gute Eindrücke eingeprägt d. i. erbauet. Gehört der Zuhörer in diese Situation des Lebens: so muß bei ihm wider Willen die ganze Moralische Situation erwachen, die du in ihn gelegt, und so bleibt immer wenigstens der Grund und Boden weich in dem Herzen der Christen, sollte sich auch die Oberfläche härten. Hier knüpfe man nun meine vorige Betrachtung an: „man soll über Vorfälle, nicht

Worte zu predigen suchen," und man wird mir Recht geben, daß dies alsdenn der Weg zur wahren Erbauung sey.

* * *

Dies ist mein Traum von einem Ideal zur Homilie: und ich wünschte, eine Philosophische Homiletik ohngefähr über diese Grundsätze, die freilich noch sehr bestimmt, entwickelt und zerlegt werden müsten. Ob wir schon eine von dieser Art haben, weiß ich nicht, weil ich unter Büchern von dieser Art nicht sehr bekannt bin: aber eins sezze ich dazu: ich meine eine Homiletik, nicht aber eine Schul- oder Gelehrten- oder Kirchenrhetorik. Wenn die geistliche Schuloratorie alles nach Cicero und Demosthenes bildet, und die geistliche Kirchenrhetorik blos System und Analysis nach dem Fachwerk einer gewöhnlichen Disposition schichtet, und die geistliche Gelehrten Rhetorik Abhandlungen von den Kanzeln lieset: so muß man die wahre Homiletik, die ihr eigenthümliche Sphäre suchen laßen, die alle diese drei angeführte Cirkel durchschneidet, um keinen aber concentrisch umhergehet. Indeßen mag sie diese Sphäre bald oder spät finden: so will ich mich um eine gewiße angekündigte, und verbrannte, und aufgelebte, und als opus posthumum versprochne Charakteristik der Kanzelredner, die ohne reife theologische, ästhetische und philosophische Grundsätze seyn möchte, nicht bekümmern, und lieber zum Schluß dieses Fragments an Heilmanns Grab gehen, und einen Kranz darauf pflanzen, über die Schrift: Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniß betrachtet! —

— Manibus date lilia plenis:
Purpureos spargam flores, animamque beatam
His saltem accumulem donis et fungar inani
Munere. —

Zusatz der neuen Ausgabe.

(Vgl. I. Einleitung S. XXXIV.)

Daß sich die Lateinische Sprache auf eine feinere Art mit der unsern vermischt, daß sie derselben Hinderniß und Rückhalt der Bildung, der Originalbildung geworden: sie mag jetzt ein Römischer Gaßendialekt, jetzt ein Mönchslatein, jetzt eine Scholastische Sprache gewesen seyn; daß endlich diesen Einfluß ja nicht die Römische Grammatik und das Wörterbuch allein, sondern insonderheit Lateinische Litteratur, Römische, Kloster- und Scholastische Litteratur — daß diese den Einfluß bewürket — das wollten die Fragmente sagen.

— — — Hier ists zuerst unwidersprechlich, daß die Bardengesänge der Deutschen — verlohren sind. „Nun! so sind barbarische Fabellieder von den Thaten eines barbarischen Volks verlohren — was liegt uns daran?“ Sehr viel! diese Barbarn sind unsre Väter, ihre Sprache die Quelle unserer Sprache, und ihre rohen Gesänge der Spiegel uralter Deutschen Seelen in ihrer Einfalt des Charakters. Hast du, o Leser! die barbarischen Gesänge der alten Skalden und Schotten gelesen und bewundert: so beklage den Untergang unsrer Barden: denn mit ihnen gingen unter die ältesten Denkmäler der Nation, Muster der Poetischen Hoheit, und die wahren Origines unsrer Sprache. Und wer hat uns diese geraubt? Wer anders, als die Klosterlateiner? Wenn Karl der große diese Bardengesänge, die er bewunderte und liebte, sammlen ließ — hält dies uns gegen seine fromme Grausamkeiten schadlos, die den Deutschen Geist zerstörten, der allein Bardengesänge hervorbringen konnte. Wo ist ein Menschlicher, und über Vorurtheile erhabner Geschichtschreiber, der uns dies Zeitalter in seiner Gestalt zeige, und die Verdienste des Bekehrers der Deutschen wäge? Ich

wünschte, daß es Hausen gethan, oder Häberlin statt seiner diesen Theil der Deutschen Geschichte bearbeitet hätte, deßen Kultur und Frömmigkeit und Verdienste wir würklich, als gebohrne Papisten preisen. Gesetzt! den Griechen wäre durch eine fremde Invasion, die ihnen eine leidige Mönchsgelehrsamkeit brachte, ihr Homer, ihre alten Dichter, ihre ruhige und blühende Verfaßung, ihr Griechischer Geist geraubt: wo wäre es je das originale Griechenland geworden? Die Heerstraße, die Führer des Volks sind weg, ich sehe (nach dem schönen Ausdruck meines Recensenten) ein verschneietes Land voll irrender Fremdlinge.

— — — O warum so viel Vermuthungen über die damalige Barbarei der Deutschen Sprache: hier ist der erste Christkatholische Autor der Deutschen selbst mit seiner Klage: Praecelso Liutberto Moguntiacensis Urbis Archiepiscopo, Otfridus, quamvis indignus, tamen devotione Monachus. — — „Huius linguae barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno Grammaticae artis sic etiam in multis dictis scriptu est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis.“ Der Rest seiner Zueignungsschrift geht fort in solchen Klagen über die Barbarei der Deutschen. Sie sind nicht ohne Grund, und mögen dem guten Ottfried Mühe gnug gemacht haben von den Buchstaben, den Schällen, den Redarten an bis zum ganzen Bau des Ausdrucks. Offenbar aber spricht in seiner ganzen Sache der Mönch, der sie an das Lateinische anpaßet: aus dem er in sie nothwendig viel Gutes, und die ganze Schöpfung zur Schriftstellerei hineinbrachte, immer ja aber als Mönch, der das Mönchslatein zu seinem Vorbilde hatte. Wer Ottfrieds Evangelium im Schilter gelesen, wird dies nicht anstreiten.

So waren also die ersten Bücher, und also Hand- und Klassische Bücher in der Deutschen Sprache Mönchsschriften. Ottfried, der kein Griechisch konnte, aber das Latein auf Mönchweise sehr zierlich schrieb, reimte nach dem Lateinischen neuen Testament sein Evangelium heraus, und verewigte seinen Namen mit den Anfangsbuchstaben der Reime nach dem Geschmack seiner Zeit. Psalter

und Paraphrasen der Bibel waren die Schriften, die auf sie folgten: selbst die Siegs- und Kriegeslieder sangen Mönche: in den Klöstern war alle Gelehrsamkeit — und nun sage man mir, wie diese Schriftsteller ihre Schreibart aus dem Innern der Altdeutschen Sprache haben nehmen können. Alle Römisch päbstische Religionsbegriffe waren ja fremde Kolonien: die ganze gelehrte Unterweisung in den Klöstern Mönchlatein: Mönchlateiner Jahrhunderte durch die einzigen Nationalschriftsteller, und unsere Sprache sollte aus ihrer Umarmung so rein aufgestanden seyn, als Heinrich der Heilige aus dem Bette seiner Cunigunda? — Nicht eher glaube ich dies, als wenn die Deutschen blos von dem Geist der Nothdürftigkeit getrieben, sich selbst gebildet, sich selbst eine gelehrte Sprache und gelehrte Schriftsteller geschaffet hätten.

— — — Immer blieb die Deutsche Sprache Originalsprache. Die Würde konnte ihr niemand rauben. Als solche ließ sie gleichsam nicht an sich, und so blieb sie von groben Invasionen Lateinischer Wörter frei: ja sie wartete nur auf eine beßere Zeit, um in Glanze zu erscheinen. Als gelehrte Sprache? dazu war sie unter dem Druck der Lateinischen nicht gebildet. Als eine Sprache des Volks also? Als solche ward sie unter den Schwaben die süßen Minnelieder, die ich, wie ich glaube, feurig gnug gepriesen: eine süße und edle Sprache, die wir in vielem jetzt nicht mehr haben. Diese Dichter sollten wir als die Altväter unsrer Poesie und Sprache lesen, lernen und verehren.

Die guten Vorsätze Friedrichs des zweiten zweckten darauf ab, die Deutsche Sprache auch zur gelehrten Sprache zu machen; aber vergebliche Vorsätze! Die Scholastische Weisheit wäre in ein Leeres gekommen, wenn sie ihre Lateinische Sprache verlaßen hätte: und so blieb noch einige Jahrhunderte die Deutsche Sprache zurück, die sich wenigstens sehr langsam herannäherte.

Ueber

Thomas Abbts Schriften.

Der Torso von einem Denkmaal, an seinem Grabe errichtet.

Erstes Stück.

1768.

I.

Vorrede.

Ich trete an das Grabmaal eines Mannes, den ich nicht von Person gekannt, mit welchem ich nie Briefe gewechselt; allein ich kenne die Schriften desselben, und habe bey dem Nachsinnen über sie gewünscht: „möchte ich ihren Verfasser kennen!" ein Wunsch, den ich gewiß nicht bey jeder Schrift thue.

Zwar hat derselbe keine schreiende Revolution in der Gelehrsamkeit erregt: keine Bibliothek von Folianten geschrieben: keinen Nachtritt von sieben gelehrten Akademien hinter seinem Namen. Allein, was kann ich dafür, daß ich in seinen zerstreueten Gedanken mehr finde, als in den gewölbten Paragraphen, die in Procession systematisch daher traben: was kann ich dafür, daß mir in seinen unvollendeten Schriften die Gestalt eines großen Geistes erscheint; und daß ich mich von dem kühnen weißagenden Blicke nicht entwöhnen kann: „von dem, was ein Schriftsteller „sagt, darauf zu schließen, was er könnte sagen!"

Trauriger Gedanke! „was er könnte sagen, da ich jetzt „dazu setzen muß „und was er nicht mehr sagen wird!" denn er ist Deutschland entrissen. Abermal ein neues Exempel, daß die Erstgeburt der Söhne Deutschlands, wie durch ein grausames Schicksal, dem Würgengel zur ersten Beute bestimmet zu seyn
4 scheinet: daß Genie zu haben, beinahe ein tödtliches Geschenk, oder eine Auszeichnung zum frühen Tode sey: denn wenn die Würdigen unsres Vaterlandes sich nie erkennen: so finden sie sich an den Pforten eines zu frühzeitigen Grabes.

Einer jeden Classe von Lesern werden hier andre Namen beifallen: ich nenne drei, die ich vorzüglich bedaure. Alex.

Gottl. Baumgarten, Joh. Dav. Heilmann, Thomas Abbt: freilich drey Männer aus verschiedenen Feldern, von verschiedenen Talenten und Verdiensten; allein hier rücken sie leider! in einen Gesichtspunkt. Da sie alle drei, Schriftsteller meiner schönsten Stunden gewesen: alle drei in ihren wenigen Schriften gediegene Goldstücke, statt leichter klingender Scheidemünzen dahin zälen: alle drei der Barbarei, der Dunkelheit, und weis Gott! wessen mehr beschuldigt sind; so wollte ich zu ihren Häupten ein gemeinschaftliches Denkmaal errichten, so gut ich könnte: ein Denkmaal aus ihren eignen Materialien.

Das Gemälde über Baumgartens und Heilmanns Schriften stelle ich nicht zur öffentlichen Schau aus: jenes, weil es dem Geiste seines Urbildes nicht entsprach: dieses, weil ich nicht gern die unverdiente Ehre haben möchte, von Trinius in sein Ketzerlexicon, oder von Tres\-cho in seine Ketzerbriefe verdammt zu werden, weil ich einen Ketzer zu loben mich unterfänge. Nur von Abbt wollte ich meine Stimme, so schwach sie auch wäre, nicht unterdrücken: ich sahe seinen Schatten vor mir, der mich an sein frühes Grab winkte: ich folgte ihm, überdachte, was Deutschland an ihm verloren, und kam so wie Hamlet von seiner Erscheinung, mit einem Denkwort zurück, seine Asche zu ehren.

Ich bins nicht allein, der sie ehret: ich sehe vor mir andre, 5
jeder mit einem Opfer der Liebe und Achtung nach seiner Art: so daß ich mich bey dem Tode Abbts beynahe in die Morgendämmerung der alten Zeit zurückgezaubert, und die Parentalie eines Todtenfestes vor mir zu sehen glaube. Ich will diese edlen Opfer zuerst nennen; und alsdenn meine Armuth aufzeigen.

Der erhabne Fürst, der unsern Abbt kannte, besaß, und zu schätzen wuste, hat gezeigt, auf welche vorzügliche Art ein regierender Herr das Verdienst ehren könne: Er, der mit der Tapferkeit eines Römischen Helden, und mit der Sorgfalt eines Deutschen Landesvaters die Gesinnung eines Griechischen Weisen zu verbinden wuste: hat bey Abbts Tode, jene güldene symbolische Zeit erneuret, da auch für das stille und betrachtende Ver-

dienst Denkmaale und Bildsäulen, und festliche Gebräuche bereit standen. Das Monument [1]), das Er errichtet, spricht mehr, als alle Denkmaale von Papier erbauet.

Das beste Geschenk, das ein merkwürdiger Mann noch nach seinem Tode der Welt mittheilet, ist, wenn er einen Freund findet, der sein Leben aufzeichnet, harmonisch mit seiner Denkart und Thaten. Ihm ist dies Leben alsdenn Ehrengedächtniß: für die Geschichte eine Urkunde, und zu seinen Denkwürdigkeiten, er habe sich denkwürdig gedacht, oder gehandelt, ein Commentar. Abbt hat einen Freund gefunden, der uns sein Leben [2]), sein Bild, und seine Schriften zum Geschenk macht, und ihm ein
6 Ehrengedächtniß aufrichtet, das beider würdig ist; dessen, der es schrieb, und von dem es handelt.

Alle Parentationen in Zeitungen und Journalen übergehe ich: denn wenn Abbts Schriften sich nicht selbst Denkmaal sind, so dörfte das Nota bene in den meisten Büchern dieser Art mit ziemlich auslöschbarer Tinte geschrieben seyn; und so auch das ora pro nobis! das ein neuer Erasmus [3]) ziemlich unerwartet und sonderbar an den Schatten unsers Schriftstellers ausstößt. Nur das Zeugniß muß ich nennen, mit welchem Abbts Lehrer [4]) das uns angestorbne Fragment seiner Geschichte in die Welt einführt: es wirft nehmlich einige Stralen mehr auf die Denkart Abbts.

Vorzüglich aber preise ich die Platonische Schrift [5]), in welcher das Andenken desselben gefeiret wird. So wie dort der weise Idiot Griechenlandes sich aus Athen an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblinges sein

[1]) S. Abbts Sallust.

[2]) S. Abbts Ehrengedächtniß von Friedrich Nicolai, Berl. 1767.

[3]) S. Klotzii Acta literar. Vol. IV. P. 1. p. 120.

[4]) Millers Vorrede zu Abbts Fragment der Weltgeschichte.

[5]) Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele von Moses Mendelssohn, Berlin, 1767.

Gesicht verhüllte, und Geheimnisse der Schönheit sah, und sprach Dithyrambische Worte: so sehe ich unsern Sokrates mit gesenktem Haupte über der Asche seines Freundes sitzen, und über die großen Worte: Menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele denken. Vorübergehender Wanderer! setze dich neben ihn, und werde sein Phädon: denn wisse, dieser Ort ist heilig! Lies, als hörtest du noch aus dem Grabe die Stimme des Philosophischen Zweiflers: und alsdenn denke, wie wenn du 7
seinen unsterblichen Schatten vor dir sähest. In welch großem Verstande hast du das Andenken dieses würdigen Todten gefeiret, wenn du von seinem Grabe weiser und tugendhafter zurückkehrest.

Aber von welchem Contrast wird mein Auge bestürmt, wenn ich auf einmal eine Präfica [1]) gewahr werde, die in dem Leichenzuge mithinkt! Ja leider! da steht sie! buchstabiret dem Vater des Verstorbenen die Worte: Dein — ein-zger — Sohn ist todt! in drey herzbrechenden Strophen voll würgender Donner vor: in drey andern bestürmen Blitz und Feuer und Geheul und Donner und Geräusch und Flammen unser Ohr; bis wir darauf die Lebensumstände des Todten Stück vor Stück in Strophen vertheilt in einer rasenden Sprache voll Poetischen Unsinns altweiberisch hergezählet sehen. Unter uns wird diesen schreienden Thersites seine gute Absicht entschuldigen; aber unter den Griechen würde ihn die Strafe derer treffen, die die Todten geschmähet.

Da ich also vor zugespitzten Lobreden Ekel, und die Musikalische Sprache sanfter Elegien nicht in meiner Gewalt habe: — was bleibt mir übrig? — Eben das, wozu ich mich sogleich entschloß, ehe jemand von Abbt schrieb: nemlich, mich an sein Grab zu schleichen, und seine Schriften, wie in seiner Gegenwart, und wie vor den Richtern der Todten zu lesen. Leser! setze dich neben mich und lies mit mir, denn der Geist, der

[1]) Schubarts Ode auf Abbts Tod an seinen Vater, Ulm, 1767.

Abbts Körper überlebt, athmet in seinen Schriften: wisse ihre
todten Worte zur Hülle zu nehmen um denselben zu erblicken,
damit er in dich würke, und dich wie mit einem Hauche, belebe.
8 Das haben die Seelen, sagt Plato, mit dem Magneten gemein,
daß sie einander ihre Kraft mittheilen und sich, wie in einer
fortgehenden Reihe von Wundern beseelen.

In der That man achtet die Verlassenschaft eines vortreflichen Schriftstellers oft zu wenig, wenn man die Schätze desselben mit seiner Urne einscharret. In der gelehrten Geschichte stellet man ein magres Skelett seiner Lebensumstände auf: und verschlingt die Titel seiner Schriften, und die Anekdoten seines Lebens, wie trockne und unverdauliche Schalen. Darüber vergißt man, daß seine Schriften einen Abdruck seines Geistes enthalten, und die schätzbarste Reliquie sind, die wunderthätig seyn könnte, uns zu seinen Schülern und Nacheiferern zu machen. Man vergißt, an sie, als eine Quelle zu eilen, aus welcher man sich Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinken könne.

Wenn überdem solche Männer aus unvollendeten Planen
gerissen werden, so wie jener wilde Römer den Archimedes
niederstieß: alsdenn sollte auf ihrem Grabe die himmlische Stimme
schallen, die andere aufriefe, zu vollenden diese verlaßne Entwürfe, und da in die Laufbahn einzutreten, wo sie dem andern
abgekürzt wurde, um mit einem mal näher dem Ziele zu seyn.
Ein Salböl sollte man aus ihren Schriften ziehen, das uns zu
ihren Nachfolgern einweihete: so hat man von ihnen das große
Erbtheil, daß ihr Geist auf uns ruhe. Denn das, glaube ich,
ist die wahre Metempsychosis und Wanderung der Seele, von
der die Alten in so angenehmen Bildern träumen, wenn uns
ein Genius oder ein Sokratischer Dämon daran zu erinnern
scheint, daß der Geist dieses verstorbenen Weisen uns belebe:
9 wenn uns, wie dort dem Agamemnon ein Traum vom Jupiter
in Gestalt des weisen Nestors erscheint; noch wachend seine
Stimme in unserm Ohr tönet, und uns aufruft, in ihre Fuß-

tapfen zu treten: wenn alsdenn unser Herz schlägt, und in unsern Adern ein Feuerfunken sprühet, wie sie zu seyn! Dies, glaube ich, ist das einzige Mittel, dem Tode zu trotzen, wenn er die Blüthen eines Landes zuerst abschlägt, damit stets neue hervorkeimen, und er doch endlich sagen müsse, was der Tyrann Tiberius bei einem andern Fall sagte: siehe! der ist mir doch entronnen.

Wie glücklich wäre ich, wenn zu diesen großen Zwecken meine Arbeit auch nur ein geringes beytrüge! Wie? wenn ich einen einzigen Leser auf den Pfad risse, den Abbt ging: ihm die Abwege zeigte, auf denen jener sich verirrte: ihm die Fußsteige anwiese, wo er die Schriften seines Vorgängers überholen könnte. Wenn ich einem andern die zerstückten Entwürfe darlegte, damit er sie ergänze: einen andern auf die Spur brächte, sich Abbts Denkart zu eigen zu machen, und einen andern wenigstens vom Nachäffen rettete: — eine einzige dieser Hoffnungen erleichtert, eine einzige Erfüllung derselben belohnt meine Arbeit.

Sollte ich es aber nicht vermögen, den Geist dessen, über den ich schreibe, zu erwecken, und in ihm eine lebendige Werkstäte aufzuschließen, so gieße ich doch wenigstens ein Opfer der Liebe an das Grab des Todten. Statt ihn zu loben, versuchte ich das lobenswürdige zu zeigen, was er geleistet, und ihm aus seinen Schriften eine Ehrensäule, ich weiß nicht, ob in Ikonischem oder Idealbilde aufzurichten. Entspricht sie nicht 10
dem Geist des Abgebildeten: vorübergehender Künstler! reiße sie nicht nieder, sondern rücke sie, als einen verstümmelten Torso zu den Füßen des Grabmaals und errichte an seinem Haupt eine bessere. Um die unsichere Unsterblichkeit mögen sich die Werke meines Abbts selbst bemühen, oder nicht bemühen: meine Schrift soll unsrer Zeit nützen. Für sie schreibe ich dieselbe, und widme sie den Freunden und Liebhabern meines Schriftstellers ungenannt und von ihnen entfernt.

11 ## II.

Einleitung,

Die von der Kunst redet, die Seele des andern abzubilden.

Eine Menschenseele ist ein Individuum im Reiche der Geister: sie empfindet nach einzelner Bildung, und denket nach der Stärke ihrer geistigen Organen. Durch die Erziehung haben diese eine gewisse eigne, entweder gute oder widrige Richtung bekommen, nach der Lage von Umständen, die da bildeten, oder mißbildeten. So wird also unsre Denkart geformt, zu einem ganzen Körper, in welchem die Naturkräfte gleichsam die specifische Masse sind, welche die Erziehung der Menschen gestaltet. Nach gewissen Jahren der Formung kann ein späteres Lernen selten, wie ich glaube, eine neue Schöpfung verursachen, selten Gestalt und Maße umändern, aber desto känntlicher kann es durch vielfache Erscheinungen auf der Oberfläche wirken, Anstrich, Gewand, und Mine und Anstand geben, und nehmen, und auszeichnen. Meine lange Allegorie ist gelungen, wenn sie es erreicht, den Geist eines Menschen, wie ein einzelnes Phänomenon, wie eine Seltenheit darzustellen, die würdig ist, unser Auge zu beschäftigen; noch besser aber wäre es, wenn ich durch sie, wie durch eine Zauberformel, auch unser Auge aufthun könnte, Geister, wie körperliche Erscheinungen zu sehen, zu betrachten.

12 Immer ist unsere Psychologie noch nicht weit über die Kindheit hinaus, wenn sie bloß nach dem Bekanntesten, das alle Menschliche Seelen gemein haben, ihren Weg durch Schlüsse und Errathungen fortsetzt; ohne auf die Besonderheiten einzelner Subjekte mit der Genauigkeit zu merken, mit welcher der Naturforscher die Kör=

per der Thiere zergliedert, um sich in die innere Werkstäte der Natur einzuschleichen. Ungeheuer, Mißgeburten, Seltenheiten sind ihm willkommen, unterrichtend und nützlich; und so sollten es dem Weltweisen alle außerordentliche Geister seyn, die wie Cometen aufgehen, und verschwinden. Wenn unsre Systematische Philosophen in der Geisterlehre *Linneus* sind, die eigensinnig schichten und classificiren: so ist ein unsystematischer Kopf an ihre Seite zu stellen, der, wie Büffon, eigensinnig in ihre Classen falle, und Individua zergliedre.

Hier muß ich aber sagen: welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen in ihm? und auch dieser kennet sich nur, so wie wir unser Gesicht kennen, anschauend, aber nicht deutlich. Mit einem lebendigen aber verworrenen Bewustseyn unsrer selbst, gehen wir einher wie in einem Traume, von welchem uns nur bei Gelegenheit ein und ander Stück einfällt, abgerissen, mangelhaft, ohne Verbindung. Selbst geben wir oft nicht auf unsre Gedanken Acht; allein den Augenblick erkennen wir uns, wie in der Platonischen Erinnerung aus dem Reich der Geister, wenn ein andrer Gedanken vorzeiget, die unsrer Seele entwandt scheinen. Selbst können wir nicht vollständig darauf antworten, wie die Gestalt unsres Antlitzes sey; wohl aber werden wir aus uns fahren, wenn uns ein Bild unser selbst, ein zweytes Ich, aufstieße. So
fand sich Socrates getroffen, da der Gesichtsdeuter in seiner Seele 13
las; er schüttelte aber den Kopf, da er sahe, was Plato in ihm finden wollte. Ich übergehe den ganzen *dunkeln* Grund unsrer Seele, in dessen unabsehbarer Tiefe unbekannte Kräfte, wie ungebohrne Könige, schlafen: in welchem, wie in einem Erdreich, das mit Schnee und Eis bedeckt ist, der Keim modert zu einem Frühlinge Paradiesischer Gedanken: in welchem, wie in dunkler Asche der Funke zu großen Leidenschaften und Trieben glimmet. Wie erhebt sich hier auf einmal die Idee, in der ich mir das Bild der Gottheit gedenke: er, der die Morgensterne und die Geister mit Namen ruffet; den Gedanken von ferne kennet, ehe er geboren wird: nur Er, der Schöpfer, kennet eine von ihm erschaffne Seele!

Wenn unsre Philosophen also diese Känntniß einzelner Geister noch nicht so häufig versuchen, so hat ein andrer dazu mehr Gelegenheit und Pflicht: Der Geschichtschreiber: und der hat mehr gethan, als jener Maler der Seele, Parrhasius, und Aristides, der eine Menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen, zu zeichnen, vorzustellen weiß. Man wird mir aber doch zutrauen, daß ich hier etwas anders verstehe, als was unsre witzige Nachbarn Charaktere und Porträte nennen. Bilderchen, die fast nie die Wahrheit, sondern die Künstelei gezeichnet, die aus der Phantasie, nicht nach der Natur entworfen, und von einem kindischen Geist ausgemalet sind, der oft nur zum Zweck hat, sich durch abwechselnde Schattenbilder an der Wand zu vergnügen, und durch rasende Contraste das Auge des Zuschauers zu bestürmen. Ich ärgere mich, wenn ich einen neuern Deutschen Schriftsteller so kühn nennen höre,
14 einen pragmatischen Geschichtschreiber unsres Jahrhunderts, blos weil er seinem trocknen und kreuzlahmen Skelett ein paar solcher Französischen Bilderchen, ganz am unrechten Ort angeheftet. — —

Vorzüglich muß ein Biograph die Gestalt seines Helden ihm gleichsam vom Antlitz zu reißen wissen, wenn er dieses Namens werth seyn will. Und da, wie voraus gezeigt ist, wir uns selbst nicht einmal von innen kennen: und wir also, wenn wir auch alle wie Montagne wären, schwerlich vollkommene Biographen unser selbst werden könnten: so hat der Geschichtschreiber seinen Autor desto mehr von außen zu studiren, um die Seele desselben in Worten und Handlungen aufzuspähen. So zeichnet er das Bild der Sonne nicht aus ihrem stralenden Antlitz, sondern nach ihrem Wiederschein im Wasser.

Es ist das große Unterscheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit Himmelweit von einander absondert: jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die bis auf die kleinsten Nüancen, Verräther seiner Seele sind; die neuern malen uns selbst seinen Charakter; der oft ein Roman ihrer, öfter ein Roman ihres Autors ist. Ich weiß sehr wohl die Ursachen, warum die Alten eher, als wir, haben Biographen der Seele seyn

können; allein schriebe ich ein Leben, so würde ich ihnen entweder
nacheifern, und statt selbst zu reden, Handlungen reden lassen:
oder wenn ich ihnen ja nachbliebe: so würde ich getrost vor mein
Werk hinschreiben: „einige Begebenheiten von dem Leben = = so
wie ich sie weiß, und der Charakter desselben, wie er der Gestalt
und Schwäche meiner Augen vorkommt.“

Was wird nicht zu einem Biographen erfodert, der das wahre 15
Bild seines Autors weder verschönert, noch entstellt, noch unähnlich
an seinen wahren Ort im Range der Geister stellen will? Wie
Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil vor
der Geburt und im Ehebette kannte: so müste er seinen Freund
durch alle Scenen seines Lebens begleitet haben, und der Vertraute
seiner Geheimnisse geworden seyn; und immer müste er ihn doch
fremde, wie ein müßiger Zuschauer beobachten können, um jeden
Augenblick mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Unpartheyisch, wie
ein Richter der Todten müste er urtheilen: und doch — gehört
nicht fast ein kleiner Grad von verliebter Schwärmerei dazu, seinen
Mann so sehr der Phantasie einzuprägen, daß man sein Bild nach-
her, wie aus dem Kopf, entwerfen kann? Und soll dies Bild aus
dem Kopf entworfen werden, wie leicht können alsdenn aus der
Kammer des Herzens Säfte heraufwallen, um es zu tuschen und
auszumalen? Es wird in unserm Geist gepräget, und siehe da!
unser Gepräge drückt sich von unten ein, und trift in die Züge
des andern. Ich führe einige absolute Schwürigkeiten an; die
hypothetischen wird ohnedem jeder fühlen, der je auf den Gedanken
auch nur gekommen ist, ein Leben zu schreiben.

Ich hätte mit meiner langen schweren Vorrede vielleicht zu
weit ausgeholt, wenn ich nicht eben den sonderbaren Weg ein-
schlüge, um es desto deutlicher zu sagen; wie viel ich liefern sollte,
und wie wenig ich liefern kann?

Abbt hat sich selbst *geschildert*, aber nur als *Schriftsteller*:
ich betrachte also nur eine Seite seines Geistes, das *Gelehrte*
Denken, ohne es zu unternehmen, sein *Menschlich* Denken zu ent-
werfen. Ich weiß, daß beide Seiten sich einander erklären, wie bei den 16

Münzen Bild und Gegenbild; ich fühle auch so gut, als jemand, die mächtigen Züge der Aufrichtigkeit, Treue und Wahrheit, mit welchen Abbt aus seinem Geist und aus seinem Herzen schreibt: ich werde diese Züge auch sehr nutzen. Aber im Ganzen bin ich nicht so sehr auf der Seite derer, die in die Schriften, als in einen Spiegel des Herzens und der Menschlichen Gesinnungen sehen wollen; ich bescheide mich, daß ich über einen Schriftsteller schreibe. — Und diese Bescheidenheit wird mich aus mancher Verlegenheit reißen. Ich werde Abbt freilich nicht in die Erste Classe der Verdienstvollen setzen, weil er vom Verdienst geschrieben: denn er zeigt uns selbst die große Kluft, die vom Gedanken bis zur That ist. Ich werde ihn freilich nicht unter die Helden setzen, die den Tod fürs Vaterland starben, weil er den Tod fürs Vaterland angepriesen: denn sicherlich würde ein Held, der vor der Schlacht vom Tode fürs Vaterland schreibt, nicht wie Abbt geschrieben haben. Ich werde dafür aber auch entübriget seyn, ihn einen Leichtsinnigen zu schelten, und zum Avto = da Fe zu verdammen, weil er dieses fliegende Blatt geschrieben: denn welch unermäßliches Feld dazwischen sey, fromm zu schreiben, als Gelehrter, und fromm zu denken, als Mensch; dies Feld mögen die ausmessen, die Abbt in die Hölle werfen, weil er ein Avto=da Fe, und sich in den Himmel setzen, weil sie Predigten schreiben können.

Wo ich indessen nöthig habe, Abbt als Mensch auftreten zu lassen, da werde ich auf seine Lebensbeschreibung einen Seitenblick werfen. Ich empfehle sie meinen Lesern als Einleitung und Grundlage zu meiner Schrift: denn so wie ich nicht ohne dieselbe
17 hätte schreiben können: so kann ich auch nicht ohne dieselbe gelesen werden. Ueberdem so verräth sie eben dadurch die Meisterhand eines Biographen, daß sie von Abbts Werken auf seinen Geist, und von seinem Geiste auf seine Werke schließt: eins aus dem andern erkläret, und Abbt den Menschen und Freund neben Abbt den Schriftsteller zu stellen weiß. Indessen wiederhole ichs, daß meine Blicke auf dieses Feld blos Seitenblicke bleiben werden.

Ich schränke mich noch mehr ein: ich ziehe die Linien zu
meinem Bilde blos nach dem *verjüngten Maasstabe seiner
wenigen, unvollendeten Schriften.* Freylich sind diese leben-
dige Abdrücke von dem Geiste ihres Verfassers, da er keine Larve
um sich genommen; allein nie erschöpfen sie seine Gesichtszüge. Hat
man seinen Autor als Freund gekannt, als Schüler lebendig gehört:
so studiert man ihn in weniger Zeit tiefer, als in dem todten Lesen
seiner Schriften es je geschehen kann. Hier habe ich nur die Sum-
marien seiner Denkart, dort das Capitel selbst; und man weiß,
wie gewaltig die stolpern, die blos aus Registern und Titeln
gelehrt sind. Noch minder können die wenigen, unausgearbeiteten
Schriften ein Maasstab seines Geistes seyn. Diese Ehre bleibt
denen eigen, die ihren Geist in ihre Bücher so einkerkern, als
jener Spanier den hinkenden Teufel in die Bouteille, oder Ariost
den Verstand seines Helden in die Mondgläser einschloß, daß ihnen
nichts übrig blieb. Diese haben alsdenn das Vergnügen, sich im
doppelten Verstande selbst auszuschreiben, im doppelten Verstande
sich selbst zu überleben, und ihren ganzen Geist der Welt ohne
Rückhalt und Hinterlist treuherzig zu vermachen. Abbt war nicht
Professor gnug, um so für seine Schüler, und der Tod nicht lang-
sam gnug, um so für seinen Biographen zu sorgen: seine Schriften 18
sind ein kleines Fragment, eine kleine aber um so schätzbarere
Reliquie seines Geistes. Und wenn ich nun Abbt aus diesen seinen
Schriften eine Ehrensäule errichten will: wie kann ich sie anders
nennen, als einen verstümmelten Torso?

Aber bei diesen Einschränkungen insgesammt setze ich mich doch
durch Versprechen sehr in Schulden. Ich soll zuerst die eigene
Manier meines Schriftstellers zeigen, und die Originalstriche seiner
Denkart bemerken: ein schweres aber zugleich nützliches Geschäfte.
Schwer sind die Augenblicke abzulauern, da sich die Seele entkleidet,
und sich uns wie eine Schöne, in bezaubernder Nacktheit darstellet:
daß wir uns an die Denkart des andern anschmiegen, und wie
durch einen Kuß Weisheit lernen. Einige Züge von der Art, wo
man *unmittelbar* lernen kann: sind nützlicher, als große Gelehr-

samkeit, die wir aus dem todten Buchstaben fürs Gedächtniß lernen, und dabei in unsrer eignen Seele alt und grau werden. Daher hören wir so gerne Erfinder und Denker und Originalköpfe von der Methode reden, in der sie denken: sollten sie uns auch nur Embryonen von Begriffen, und unausgebildete, halb entworfne Gedanken liefern; daran liegt mir nicht, was Baco ausgedacht hat; sondern wie er dachte. Ein Bild von der Art ist nicht todt: es bekommt Leben: es redet in meine Seele.

Daß die Arbeit, die ich nenne, nicht so leicht seyn müsse, sieht man auch aus der Seltenheit derer, die sich ihr unterziehen. Einem großen Manne kleine Fehler abzulauern: uns höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben: ihn, wie durch ein Vorurtheil
19 seines Namens, zu preisen; freilich das sind leichtere und rühmlichere Verrichtungen; die aber nichts helfen, und öfters schaden. Was kann es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwischet? Der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kann es helfen, daß ich meinem Autor ein paar eigne Gedanken anflicke, und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlinges daran zu gewöhnen, daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir geleitet vom Vorurtheil des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich; und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dies sind die Vortheile unsrer Gelehrsamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer lassen; so wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also, gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von Nichts unterhalten zu können, das würkliche Commercium

Menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat: so geben sich unsre Kunstrichterseelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen, und uns nach ihm bilden.

Ich wills versuchen, diese eigne Manier Abbts zu zeichnen, 20
denn seine Eigenheit ist meistens Vorzug. „So,[1]) wenn an den „Ufern des Eurotas, oder auf den Anhöhen des Cynthus Diana „ihre Chöre übt: rings um sie, von allen Seiten umgeben sie „Tausende ihrer Oreaden: sie aber, den Köcher auf ihrer Schulter, „fortschreitend, ragt hervor über alle Göttinnen; und geheime „Freuden wallen in der Brust Latonens auf;" so werden wir Abbt, wenigstens in Gedanken oft mit andern zusammenhalten, um seine Muse zu erkennen. Erlangen wir dies, so wird das zweite seyn, zu bemerken, wie er diese seine Art auf verschiedne Gegenstände anwendet, und sie nach einerley Handgrif bearbeitet. Dies giebt seiner Denkart Schranken und Umriß, jedem Leser aber einen Knäuel zu eignen Betrachtungen in die Hände. Der Schriftsteller hat alles gethan, wenn er diese Eigenheit nur mit verstohlnem Wink zeigt, und sie, durch ein und das andre stille Wort zu erklären sucht; alsdenn überläßt er den Leser sich selbst, und dem lebendigen Anschauen, um diese Züge zu fühlen und bei sich aufzuklären. So gab sich Venus ihrem Sohne Aeneas durch einen Blick und einen Tritt zu erkennen: denn[2]) „als sie ausgesprochen, und sich wandte: schimmerten Stralen an ihrem Rosenhalse herauf: Göttliche Gerüche duftete ihr Ambrosisches Haar: ihr Kleid rauschte zu den Füßen herunter, und in ihrem Gange erschien sie als Göttin." — —

Da zu dieser eignen Manier auch nothwendig Schwächen und Fehler gehören: so soll ich auch einen Critischen Commentar über Abbts Schriften entwerfen: „welche Fehler sich in das Ganze und in einzelne Theile weben? — wo Berge abzutragen, 21

[1]) Virg. Aeneid. L. I. v. 502. [2]) Virg. Aeneid. L. I. v. 406.

und Klüfte auszufüllen sind? — wo Leuchtthürme errichtet werden können, um ein ganzes Feld von Begriffen zu übersehen, und wo mehr in die Tiefe zu graben ist, um Schätze zu finden? — wo hier Samenkörner liegen, die zu den größten Bäumen erzogen werden können; und dort dürre Bäume stehen, die zu grünen anfangen müssen, wenn sich, nach jener Fabel von Mahomed, ein Prophet an dieselbe lehnt? — wie hier eine unnöthige Geldsumme zu verschenken; dort mit einem Capital zu wuchern ist? — wie hier ein ausgestoßnes Kind des Geistes aufzunehmen, und dort ein Dürftiger mit Hülle und Fülle zu versorgen stehet? — Ich rede durch Bilder, die wie ein übel zusammen geordnetes Gemisch vorkommen müssen: wenn ich aber offenbar spräche, so hätte ich über meine Obliegenheit mir selbst zu viel zu verantworten.

Am meisten ists nöthig, daß man von einem Autor abzieht, was seiner Zeit oder der Vorwelt zugehört, und was er der Nachwelt übrig läßt. Er trägt die Fesseln seines Zeitalters, dem er sein Buch zum Geschenke darbeut: er steht in seinem Jahrhundert, wie ein Baum in dem Erdreich, in das er sich gewurzelt, aus welchem er Säfte ziehet, mit welchem er seine Gliedmaassen der Entstehung decket. Je mehr er sich um seine Welt verdient machen will, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen, und in ihre Denkart dringen, um sie zu bilden. Ja da er selbst nach diesem Geschmacke geformt ist: und sich die erste Form nie ganz zurückbilden läßt: so muß ein jeder großer Schriftsteller die Muttermale seiner Zeit an sich tragen: Du Kunstrichterischer Thor! der du sie ihm rauben willt: du nimmst ihm Züge seiner Eigenheit, Stücke seiner Schönheit, Narben seiner Verdienste.

22 Aber bemerken kann und soll man sie: denn sie sind lehrreich, und der Commentator eines Autors ist für mich der größte, nicht der denselben nach seinem Jahrhundert umbildet: sondern ihn in allen Nüancen seiner Zeit erklärt, und alsdenn ergänzet. Er suche ihn nicht von seinen Schlacken zu reinigen: denn wenn in diesen Schlacken gleich nicht Gold bleiben sollte: so verliert der immer viel mit ihnen, der sie zu brauchen weiß. Sondern er

übernehme nur geduldig die chymische Operation, alles in seine Bestandtheile aufzulösen, damit wir die Entstehungsart sehen. Daran ist mir nicht so viel gelegen, daß jemand aus dem Geiste eines Autors wieder den Geist heraus zu ziehen weiß, und mit einer bedeutenden Mine zu mir tritt: siehe da! ich habe dir trinkbar Gold verschafft: denn mit diesem Geist und trinkbarem Golde ist gar zu viel Betrug vorgegangen. Aber der Erklärer ist mein Mann, der der Vorwelt, und der Zeit, und der Nachwelt eines Autors ihre Gränzen ziehet: was ihm die erste geliefert, die zweite geholfen oder geschadet, die dritte nachgearbeitet. Eine Geschichte der Schriftsteller, die nach dieser Idee ausgeführt, welch ein Werk wäre sie! Die Grundlage zu einer Geschichte der Wissenschaften, und des Menschlichen Verstandes. Hätten wir auch nur einen einzigen Baco auf diese Art erkläret aus der alten Zeit, gerechtfertigt aus der seinigen, aus der unsrigen verbessert und ergänzt: so hätten wir ein großes Hülfsmittel, das uns weiter brächte: und es könnte an ihm ein zweiter Baco entstehen, so wie Alexander an dem Grabe des Achilles, und Cäsar an der Bildsäule Alexanders. Wäre Aristoteles wohl je so schädlich geworden, hätte man auch nur einen einzigen solchen Blick auf ihn geworfen? Aber wenn die Mutter-
male eines Autors, die für seine Zeit sind, dies Zeitalter über- 23
leben, und unzeitig nachgeahmt werden: so steht der Bediente Alexanders vor mir, der den schiefen Hals seines Herrn nachmacht, der meinetwegen seinem Herrn gut stehen kann, oder muß; ihm aber jämmerlich läßt. Auf diese Weise wird, was die Ehre eines Autors seyn kann: eine Schande für uns — und was uns nützen könnte, schadet.

Doch ein Ende mit meiner langen Einleitung! Ich fodre freilich viel von mir, daß wenn ich wenig leiste, mich andre entschuldigen, und meine Fodrungen an andern Orten besser als ich, ausführen mögen. Ich mache freilich viel Vorbereitung, um den raschen Lesern, die ohne Vorbereitung, wie im Fluge, einen Autor durchstreichen, ihr Lesen etwas schwerer und nützlicher zu machen. Ich schreibe freilich eine etwas sonderbare Einleitung, damit ich

einer Reihe von Beurtheilern, die ein Akademisches Leichenlob erwarten, das Wort ersparen möge, das jener Krieger ausrief, da er an der Gerichtsstäte seinen Todtenapparat ansichtig wurde: et ne hoc quidem ex disciplina! Diesen darf ich sagen, daß ich nicht nach Akademischen Regeln, sondern nach meiner Art habe schreiben wollen.

III. 24

Das Bild Abbts: im Torso.

Die Geburt Thomas Abbts [1]) hat ohne Zweifel dazu bei-
getragen, daß man ihn mit Recht einen Schriftsteller für die
Menschheit, und einen Weltweisen des gemeinen Mannes nennen
kann: ein Titel, der selten und in meinen Augen ehrwürdig ist.
Solche Schriftsteller haben wir endlich gnug, die unter Büchern
geboren und erzogen, unter Büchern leben, schreiben, und sterben;
Gelehrte, denen daher auch der Name Mensch, Bürger fremde
ist. Die vom Apoll gezeugt, von einer Muse geboren, wie Scri-
blerus, in einer Römischen Vase getauft, von Jugend auf dazu ein-
gesegnet wurden, unter den Büchern, der Welt, des Volks, der
Menschheit zu vergessen, den gesunden Verstand gegen Gelehrsam-
keit zu vertauschen, und statt nutzbar dem Staat, mühsam zu seyn.
Ich will nicht die alten Züge wiederholen, mit welchen man den
Wort- Bücher- Schul- und Stubengelehrten lächerlich zu machen
pflegt; denn die Satyre über diese Leute ist wegen ihrer Leichtigkeit
so sehr zur Mode geworden, daß wir beynahe lieber den Schul-
gelehrten selbst, als seinen Stachelrichter hören wollen: da ehedem,[1]
was noch ärger ist, oft beyde sich in einer Person vereinigen.
Allein um so viel lieber sey uns Ein Mann in Deutschland, der
den Stand des Gelehrten unter die übrigen Stände des Lebens
so vortreflich einzuschieben weiß, daß man sieht, dieser Schriftsteller 25
war erst Mensch, ehe er Gelehrter wurde.

Und so einer ist Abbt, wo ers nur seyn kann. Er schildert
den Krieg [2]): jeder Zug ist im Verhältniß auf die Menschheit; er

---

[1]) s. Ehrengedächtniß p. 5. [2]) Vom Tode fürs Vaterland p. 8.

1) ohnedem (?)

zeichnet die Politische Tugend [1]): jeder Zug ist im Gesichtspunkt des Bürgers der seine Pflichten fühlt: er denkt sich einen Einwurf gegen die Liebe zum Vaterland [2]): sogleich stellen sich alle die Folgen vor sein Auge, die der Einwurf auf das Ganze des Volks haben kann, und mit edler Begeisterung spricht er wider die, so dasselbe aus tugendhaften Grundsätzen herauslachen wollen: seine ganze Schrift vom Tode fürs Vaterland ist nicht von einem Professor zu Frankfurt an der Oder: sie ist von einem Manne, der als Mensch fühlte, als Bürger dachte, als Unterthan schrieb.

Am allermeisten seine Schrift vom Verdienst: wo die Stimme des Volks, die er so ehrwürdig zu machen weiß [3]), ihm, wo nicht immer Leitstimme ist: so doch nie aus seinem Ohr sich verliert. Ohne die Eitelkeit des Rousseau zu affektiren: der dem stolzen Namen eines Schriftstellers der Menschheit zu gut den Philosophen, den Gelehrten, den Kenner von Schriften andrer Menschen nicht bloß verläugnen, sondern auch erniedrigen, anschwärzen, lächerlich machen will; ohne diese Eitelkeit zu affektiren, der er an mehr als einem Ort [4]) begegnet, spricht er mit Bescheidenheit, aus vollem Herzen, der Natur gemäß, als ein Lehrer der Menschen und des
26 ehrwürdigsten Theils derselben, des Volks. Nicht Speculation ist bei ihm die erste Größe des Geistes, sondern erhabne thätige Sorge [5]) für ein Volk: die meisten [6]) Classen der Geistesstärke sind aus den Kammern des Bürgerlichen Lebens: und die schönsten Beyspiele des Wohlwollens [7]) aus den Kammern des Menschlichen Herzens gehoben. Und wenn er insonderheit das Verdienst ausmißt: nie verliert er das ganze Wohl und die ganze Natur des Menschen aus seinen Augen: oft reißt er sich gar unter das Volk hin, (o warum hat man dies edle Wort entadelt): und jetzt spricht er, wie in seinem Kreise. Höre ihn von der geduldigen Seele [8]), von der Herzhaftigkeit gegen Vorurtheile [9]), von der Bil-

---

[1]) p. 16. 17. [2]) p. 27. [3]) Vom Verdienst p. 8 [5]. [4]) p. 389 [288]. [5]) p. 28 [21] u. s. w. [6]) p. 58 [42] u. s. w. [7]) p. 151 [111] u. s. w. [8]) p. 92—98 [67—72]. [9]) p. 111—133 [81—98].

dung zum guten Herzen[1]), und der Stärke desselben bei Kindern[2]), von der Erziehung zur Weichherzigkeit[3]), von der wahren Menschenliebe[4]) nach ihren Graden: vom Maas des Verdienstes[5]) insonderheit des brauchbaren Mannes[6]); und denn die vortrefliche Schätzung der Erbauungsschriften[7]): der Leibes-[8]) und Seelensorge[9]): der Nutzbarkeit des Privatlebens[10]): des redlichen Bürgers[11]) und der Verdienstvollen Matrone[12]) reden: er wäscht alle diese große Situationen nicht mit seinen Worten aus, wie die meisten Büchergelehrte, wenn sie über solche Gegenstände sprechen: er deklamirt nicht, wie von der Bühne, demonstrirt nicht, wie vom Katheder, predigt nicht, wie von der Kanzel: er spricht, als einer der in diese Welt gehört, sie für sein Loos erkennet, und von ihr den Kranz der Belohnung erwartet[13]). Spräche noch jetzt in Delphis Apollo: er würde unserm Schriftsteller den Preis der 27
Weisheit zuerkennen, weil er seine Philosophie auf die Erde ruffet, für die Menschheit schreibet, und sich der seinen nicht schämet.

Mit welchem Feuer preiset er in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, die Weltweisheit für den Bürger an, und nimmt die Schriften der Schweizer in dieser Art, eben ihres Inhalts wegen, mit so viel Aufmerksamkeit auf. Ja! wie demüthig und entschlossen schreibt er in seiner Vorrede zum Verdienst: „daß er in dieser Schrift nichts gesucht habe, und wenn er „noch anders von dieser Art jemals schriebe, nichts suchen werde, „als gesunden guten Verstand seinen Lesern vorzulegen. Seiner „Meinung nach ists das brauchbarste an der Philosophie, sie zur „Berichtigung der Urtheile über Sachen im gemeinen Leben anzu„wenden, und ihr dadurch das Ansehen des natürlichen Menschen„verstandes zu geben.“ Habe ich also Unrecht, wenn ich diesen Zug als den Hauptstrich in seinem Charakter angegeben? Und

---

1) p. 151. 2) p. 180—90 [134—142]. 3) p. 200—210 [149—156]. 4) p. 212 - 254 [157—188]. 5) p. 257 [190]. — 6) p. 277—291 [204—215]. 7) p. 344—354 [255—262]. 8) p. 356 [263]. 9) p. 373—380 [276—281]. 10) p. 381 [282]. 11) p. 403 [297]. 12) p. 405—408 [299—301]. 13) s. Vorrede Seite 7 [6].

wie schätzbar sind solche Schriften; da wir Deutschen noch in der Philosophie des Volks wenig gegen unsre Nachbarn aufzuzeigen haben; wenn doch eben unser Abbt den schlichten guten Verstand (plain good sense) für den National Charakter der Deutschen hält von der Seite des Kopfs. Einem einzigen Buch vom Verdienst wollen wir eine Hekatombe von Philosophischen Schulcompendien aufopfern, und einen Schriftsteller dieser Gattung, die im edelsten und heiligsten Verstande das studium humanitatis genannt werden kann, wenn er aufblickt, mehr ehren, als drei neue Pindars, und hundert neue Anakreons. Schade! daß auch
28 die historischen Werke Abbts beim Anfange abgebrochen wurden: denn auch dies Feld durchläuft bei ihm die nehmliche Ader: das erste, wo wir in seinem Fragmente vor der Sündfluth, Abbt finden, ist ein Gemälde der Menschheit, und wenn seine Geschichte kein Verdienst hat, so ists, daß er die belacht, die bei ihren Fragen und Untersuchungen vergessen haben müssen, daß sie Menschen von gestern sind. Ich habe als eine vermuthliche Ursache zu diesem Charakter Abbts auch seine erste Erziehung in einer mittlern, Bürgerlichen Lebensart angegeben: und hoffe jeden auf meiner Seite zu haben, der bey sich nachfrägt, wie mächtig die ersten Eindrücke des Lebens in uns würken: und daß, wenn die reifern Jahre uns freilich Materialien zum Denken verschaffen, die erste Jugend gleichsam die Form bilde, in welche sich unsre Begriffe gießen, nach welcher sie sich modeln. Stärke und Schwäche unsrer Augen ist eine Gabe der Natur; aber zu welchen Aussichten, zu welcher Nähe, zu welchem Sehwinkel wir uns gewöhnen, von welcher Seite, und so gar oft in welcher Farbe wir die Gegenstände erblicken wollen; dies kommt auf die frühe Bildung an. Und da muß doch wohl, denke ich, der, so in einem mittleren Stande, unter geschäftigen Bürgern gebohren ist, der die ersten Eindrücke in dieser Welt von Menschen bekommen, sie zu sehen, zu kennen und lieben zu lernen, Gelegenheit gehabt; dieser muß doch eher das Geburtsrecht haben, ein Philosoph des gemeinen Mannes zu seyn; als der am Hofe, oder unter Büchern das Licht einer ganz andern

Welt erblickte. — Will indessen jemand diesen letzten Umstand
als Beitrag zur Denkart Abbts nicht annehmen, oder ihn gar unter
Huarts oder Helvetius Träume setzen — meinetwegen! Ich werde
es ihm nicht durch Instanzen zu erweisen suchen, daß unsre blos 29
gelehrte Erziehung den guten gesunden Verstand über Dinge
des gemeinen Lebens eher unterdrücke, als wecke, eher die Eindrücke
Menschlicher Obliegenheit schwäche, als stärke: die Gesichtspunkte
Bürgerlicher Beziehungen öfter entferne, als heranrücke. Ich werde
nicht weitläuftig untersuchen: warum wir so wenig Schriftsteller für
Menschen: sondern meistens Schriftsteller für Schriftsteller, Gelehrte
für Gelehrte haben: warum nach der Lebensart der Griechen der
gute gesunde Verstand über Dinge des Lebens ein Erbstück ihres
καλȣ κ'αγαϑȣ seyn muste, wie dies den ganzen Zuschnitt ihrer
Literatur vor der unsrigen vortreflich ausnimmt: wie viel die
Wissenschaft an Fruchtbarkeit, Nutzen, Sicherheit und Faßlichkeit
verlohren, da man sie von der Sphäre des gemeinen Lebens und
der Menschheit abgetrennet — alles dies will ich nicht untersuchen:
sondern preise Abbt kurz und gut: als einen Weisen der
Menschheit, als einen Lehrer des Volks: und wünsche ihm
viel Nachfolger.

Zweitens: der erste gelehrte Anstrich seines Geistes war nach
der Methode der öffentlichen Unterweisungen, das Studium der
Alten; und diese Farbe erhielt sich bis an das Ende seines jungen
Lebens. Die Alten las er als Schüler, und — verstand sie; als
Lehrling auf Akademien, und bildete sich; als Lehrer, und wandte
sie auf Critische Arbeiten an: am Hofe, und übersetzte. Sallust
und Tacitus waren seine Lieblingsschriftsteller, und von ihrem
Erklärer Gordon bekam er, wie eine angenehme Anekdote [1]) saget,
den Geschmack an Lesung der Alten: wie viel Einfluß dies Studium
in seine Denkart gehabt, ist augenscheinlich. Ich sage in
seine Denkart; denn die Classe seiner Schriften, die über das 30
Studium der Alten geschrieben sind, wird unter einer eignen

[1]) s. Nicolai Ehrengedächtniß p. 8.

Abtheilung stehen. Hier führe ich also blos an: aus Tacitus und Sallust fuhr in ihn der Geist der Geschichte, und die Neigung, nach ihnen einen Stil zu bilden.

Ueberall in Abbts Werken schwebet und reget sich ein historischer Geist, der jede seiner Philosophischen Gedanken und Situationen aus der *Geschichte* zu beleben sucht: über sie philosophirt, und aus ihr beweiset. Wie unerwartet ist dies bei einem Genie, als er, dessen Einbildungskraft fruchtbar gnug war, Kinder zu gebären, und dessen Känntniß der Menschen ihm Charaktere und erdichtete Beispiele in Menge hätte aufbieten können. Alsdenn wäre unser Abbt vielleicht ein Deutscher Toussaint geworden, in dessen Sittenschule so viel artige Puppen auftreten, als in der Sittenschule Aesopus Thiere, und in der Sittenschule Homers Götter und Helden. Aber Dank sei dem Freunde, der ihm fast auf jeder Seite seines Manuscripts an den Rand schrieb [1]): „weg mit den Zierrathen eigner Erfindung! Geschichte dafür!" Denn eben durch diesen pragmatischen Gebrauch der Historie bekommt Abbts Denkart Vestigkeit, die ihr sonst mangeln würde: Mannigfaltigkeit der Auftritte bei jeder neuen Blattseite, und eine eigne Manier, die ich manchem Deutschen Schriftsteller wünsche. Millers Abhandlung *von einem ausgebreitetern Gebrauch der Geschichtskunde* steht also vor Abbts Fragment recht an ihrer Stelle: ich empfehle sie zu lesen, und wünsche ihr viele Anwendung: damit uns die Muse der Geschichte, die unsterbliche Clio bald eine Colonie von Männern schicke, die dies große Feld bearbeiten, daß wir
31 auf ihm Blumen und Früchte, in ihm Schätze und Kleinode finden: daß sie uns Schriften gäbe, die, wie Abbts Schriften, im Garten der Geschichte gewachsen, und mit dem Golde aus ihren Tiefen bereichert sind.

Wenn ich gesagt habe, daß Tacitus und Sallust unserm Abbt den Geist der Geschichte eingehaucht: so meine ich ja nicht, daß seine Welthistorie eine Sallustianische und noch minder eine Geschichte

---

[1]) s. Millers Vorrede zu Abbts Fragment [7].

des Tacitus zu nennen sey: ich schreibe es ihnen blos zu, daß sie
Abbt Geschmack an der Historie und jenen Reflexionsgeist einge-
flößet, der sich in allen seinen Schriften äußert; denn wie Sallust
und Tacitus über Begebenheiten und Personen philosophiren, um
sie zu beschreiben und zu erklären; so philosophirt er über Wahr-
heiten und Erfahrungen, um sie zu erläutern und zu beweisen.
Er wollte aber vom Tacitus und Sallust noch mehr lernen: wie
sie zu schreiben: er verglich das Genie der Deutschen und Latei-
nischen Sprache, und wollte aus dieser in jene die Machtvolle Kürze
bringen, die wir bei den meisten Deutschen vermissen, und bei den
Römern bewundern. Wie fern er das Genie beider Sprachen recht
gegen einander abgewogen; wie fern er den Sallust in die unsre
glücklich oder unglücklich verpflanzet, werden wir unten sehen. Hier
bemerke ich überhaupt, daß die natürliche Denkart des Tacitus sich
mit der Wendung, die Abbts Genie nahm, etwas zu stoßen scheint;
daß jene ernsthafter und langsamer, diese muntrer und flüchtiger
gewesen; daß in jener ganz und gar der reife tiefe Verstand, in
dieser oft rasche Einbildungskraft und glänzender Witz herrsche;
daß jene Betrachtungs- und Spruchreicher; diese Bildervoller spreche.
Was also auch unsre Kunstrichter an Abbts Stil aussetzen mögen: 32
es betrift mehr die Bildercomposition, als Kürze und Nachdruck;
mehr die Verwirrung, als Häufung der Ideen; mehr den miß-
lungnen, als den zu gewagten Ausdruck — und als ein Nachahmer
der Kürze des Tacitus, ist mir Abbt immer untadelhaft.

Man lese doch unsre matte, und wäßrige Schriftsteller, die jeden Gedanken in einer Sündfluth von Worten ersäufen, jedes erhaschte Bild bis zum Ekel zerren, und auskramen: alsdenn kehre man zu Abbts Stile zurück, zum Stil einiger wenigen Deutschen Schriftsteller: — wo findet man mehr die Deutsche Stärke und Nachdruck.

Was helfen uns doch unsre verkettete Predigtperioden? Unser schleppender Paragraphenstil? Die Hüft- und Marklose Sprache der Wochenblätter? Der aufgeblähete Vortrag unsrer Schulüber-setzungen und Schulredner? Der langsame Trab unsrer Geschicht-

schreiber? Der artige Anstand unsrer schönen Geister? Die ganze Zunft unsrer Gott sey Dank! deutlichen, ausführlichen und verständlichen Alltagsschriftsteller, die unsre Aufmerksamkeit schonen, unseren Verstand nicht überhäufen, unsre Einbildungskraft in Ruh und Friede selig schlummern [lassen], und unsre Wissenschaft, Belesenheit und Scharfsinn aus freundschaftlicher Liebe nicht demüthigen wollen. So lange wir nur einen Leßing für die kurzen Sprachgaukeleien der Comischen Bühne, und einen Weiße (wenn er ohne Reime schreibt) für den Ausdruck des Cothurns haben: so lange nur ein Gleim durch Umbildungen fremder Trauerspiele die Sprache versucht, die „wie Calliopens Tuba tönet:“ so lange uns in Prose, wenige
33 Schriftsteller zum Rückhalt sind, auf die wir trotzen könnten: „siehe! dieser sagte nie zu viel!“ so lange wollen wir uns freuen, wenn ein nachdrücklicher Wortarmer Spartaner erscheint, ihm als Deutsche die Hände reichen, und sagen: „kurz und gut! wir sind Brüder!“

Wer hiezu nicht Lust hat: wohl! dem geben wir Meiers Commentarien über den barbarischen, dunkeln, lakonischen Baumgarten in die Hand: hier kann er sich satt lesen. Wer noch weiter geht, und Abbt feierlich tadelt: der soll verdammt werden, alle Wochenblätter nach der Reihe hin zu lesen, die in Halle erschienen sind und erscheinen werden. Läßt es sich gar jemand einfallen, Tacitus selbst zu tadeln, (so wie es der Herr Conrektor Johann Samuel Müller bewiesen hat, daß er vortreflich, Tacitus aber schlecht schreibe) so weiß ich keine härtere Strafe, als daß er diese gepriesene Hamburgische Uebersetzung, die dem Tacitus völlig treu bleibt, weil sie ihn durchaus verbessert, langsam und deutlich, Wort für Wort, mit Vorrede und Noten lese: ohngefähr wie Mahomed nach einer Sura seines Korans denselben gelesen haben will. — Meinetwegen sey Abbts Kürze Fehler oder Barbarei; ich für meine Person wende mich zurück, und falte die Hände: „Heilger Tacitus! gib uns mehrere Abbts! oder mindstens; strafe uns doch nicht mehr mit Uebersetzern, die deine rauhe Kürze glätten!“ — O warum kann ich Abbt, dem Schüler Tacitus, kein solches Denkmaal aufrichten, als dieser dem Agrikola setzte! — Denn siehe da! Agrikola lebet!

Ich habe schon gesagt, warum Abbt vielleicht wegen seiner innern Denkart kein vollkommener Tacitus hat werden können; der, so wie ich ihn kenne, nicht Bilder= sondern Spruchreich ist: jetzt eine äußere Ursache, warum ers vielleicht nicht hat werden wollen. 34
Und nun bin ich bei dem dritten Zuge: Abbt kannte, liebte und las die Französischen und Englischen Schriftsteller. Vielleicht war der Französische Witz seiner Munterkeit angemeßner, als der stille schwere Gang des Römers: und so machte er sich auf der einen Seite die schönen Sprünge und Wendungen eigen, die wir so häufig in seinen Schriften finden. Auf der andern reitzte das oft überladne Kolorit der Engländer, und ihre launische Ausdrücke seine an Bildern reiche Einbildungskraft, seine zum Eignen des Ausdrucks geneigte Feder; und nun ward aus diesen Ingredienzien Abbts Stil; kurz und spruchreich, wie der Römer, munter und blendend, wie ein Voltaire, kolorirt und launisch, wie ein Britte. Allerdings ein seltnes Gemisch; aber laßt uns zu dieser schönen Seltenheit näher hinan!

Spuren des Französischen Geistes lassen sich in Abbts Schriften nicht verkennen, und ein Montesquieu, Rousseau, und Helvetius, ja auch in den Wendungen einiger Beyspiele, Thomas, haben vielleicht an seinem Buch vom Verdienst so fern einigen Antheil, daß sie ihn auf eine Reihe freilich eigner Gedanken geleitet, und den Ton seiner Denkart hie und da gestimmet. Von Helvetius nahm er die Idee dazu, wie uns sein Freund und Biograph erzählet [1]; allein er hat seinen Nebenarbeiter weit hinter sich: das V e r d i e n s t in seiner Schrift ist auf allen Seiten mehr werth, als der dampfende und sprudelnde Esprit im andern. Auf einigen Spuren seiner Menschenphilosophie ist augenscheinlich Rousseau sein Führer, mit welchem er auch hie und da eine Situation so lebendig auszumalen weiß, daß er uns hinreißt. Montesquieu hat ihn auf einige Po= 35
litische Ideen geleitet, und vielleicht seinem Buche etwas von der zerstückten Französischen Methode gegeben, wider die er sonst selbst

[1]) Nicolai Ehrengedächtniß p. 16.

eifert. Da er nun außerdem Voltairen für das Muster der Schreibart mitlerer Geschichtbücher hielt: so werden wir daher, und wo wirs am wenigsten wünschen, in der Geschichte, den muntern Ton finden, der uns hie und da kitzelt, um nur zu lachen. Abbt war zu groß, um in dem Tode fürs Vaterland, wie in einer Parentation, zu deklamiren: zu groß, um in seinem Verdienst ein Helvetius: zu groß, um in seiner Geschichte ein Voltaire zu werden: Tacitus mindstens wäre keines von dreien geworden.

Vielleicht haben zu dieser Munterkeit auch die Litteraturbriefe beigetragen, deren Ton er sich bequemen wollte, und so bequemet hat, daß seine Schreibart in ihnen die originalste ist. Unerwartete Wendungen: angenehme Krümmen im Stil: rasche Einfälle: launischer Spott: muntre Sprünge unterscheiden ihn von außen, so wie von innen Reichthum an Planen, und in Vorschlägen ein Blick, der immer auf das Ganze fällt, von einer Seite zur andern fliegt, und wo nicht durchdringt, so doch die ganze Oberfläche ins Auge nimmt. Der Verfasser der Fragmente über die neuere Litteratur hat es daher so oft mit Abbt zu thun, ohne noch in die eignen Ländereien desselben gekommen zu seyn: denn die meisten Betrachtungen und kleine Abhandlungen in ihnen gehören Abbt zu. Und wer die Briefe ihrer äußern Einkleidung wegen lieset, wird sich die meisten mit B. unterschrieben, auszeichnen. Nach ihrem Ableben haben die Litteraturbriefe einen neuen Werth erhalten,
36 ungefähr wie eine verstorbne Gattin durch eine Nachfolgerin, die sie nachahmen will, und nicht kann: ich meine durch die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, in denen hier Brittischer Spleen und Humour zusammen herrscht, dort ein Capriccio hervorguckt, mit Französischen Modeausdrücken um sich wirft, und auf einmal wieder dasteht in den Deutschen Harnisch eingeschmiedet. Möchten diese Briefe, die Brittisch denken, doch auch Brittisch schreiben, und andern die leichten Einkleidungen überlassen, die auf ihrem Körper wie preßhafte Ordenskleider scheinen. Ihr Genius in den Todtengräbern mit Klopstocks Lyra gefällt nicht so, als selbst Bodmers Erdmännchen, oder die ερωτοπαιγνια des Alciphrons,

die die Litteraturbriefe aus einem Herkulanum retten. Ihr Biblio-
thekar am Fischteiche tritt hier gar nicht auf: laß ihn, wie der
Barbier Niklas im Don-Quixote, unter Büchern wühlen.

Ich finde mich zu Abbt zurück, um ein paar Worte über seine
Bildercomposition und Laune im Ausdruck zu sagen: Beide hat er
von den Britten, nur freilich sich zu eigen gemacht. Wenn jene,
insonderheit ihre Poeten, die Fülle im Colorit bis zum Ueber-
ladnen treiben, daß sie gegen die Griechische Einfalt abstechen, wie
ein gemahlter Heiliger in der Griechischen Kirche gegen ein Gemälde
von Raphael: so überließ es Abbt freilich den Schilderern, die
Monatweise bezahlt werden, sie so zu kopiren, wie sie sind, oder
gar ihre schwere Drapperien so zu zerren, daß man ruffen muß in
der Hälfte des Bildes: ohe iam satis! Allein eben weil er in
jeden Zug neue Bedeutung legen will: aus jeder Farbe eine neue
ganze Figur macht: so wird freilich nicht das Colorit eines Bildes
klumpenmäßig; aber die Bilder sind zu gedrängt, zu fremde zusam- 37
mengesetzt, um Ein Ganzes zu bilden. Sie verwirren sich, stoßen
gegen einander, und zerstreuen.

So ganz Unrecht haben freilich die Kunstrichter nicht, die dies
tadeln; aber so ganz Recht können sie sich auch nicht schaffen.
Freilich ist die Einfalt der Alten der erste Vorzug ihres Stils, daß
sie nicht in Bildern reden, sondern Bilder geben: jedes so weit
ausführen, als sie es brauchen, und wenn sie bey diesem Bilde
sind, ganz in demselben zu seyn wissen. Schriebe ich also über
die Schreibart der Alten, so würde ich diesen Vorzug gewiß weit
führen, und zu Betrachtungen nutzen, da Gebdes kaum darauf
gekommen ist. — Aber lasset uns einen Augenblick vergessen, daß
diese Einfalt Vorzug ist; laß sie blos Unterscheidungszeichen seyn,
um beide Stücke richtiger gegen einander zu setzen. Wohl! so
nenne ich jenes den Griechischen Stil des ganzen einfältigen Aus-
drucks; diesen, den Stil der Verkürzungen. Jener hat mehr Vor-
züge; diesem aber fehlt es daran auch nicht ganz; nur müssen beide
nicht nach einem Gesetze beurtheilt werden. Dieser sagt uns mit
wenigem mehr; jener zeigt uns sein Eines stärker: Dieser setzt

mehr neben einander; jener etwas Ganzeres in einander: Jener
ist der Griechischen Zeit treu: dieser, darf ich sagen! paßt mehr
auf die Unsere. In unserer Zeit ists schwer, ohne solche Verkür-
zungen zu reden, und nicht zu ermüden; denn selbst einige Griechen
würden ermüden, wenn wir sie nicht als Griechen läsen. Es ist
schwer, die klare einfältige Weisheit der Griechen jeden Perioden
bilden lassen, ohne ihn nicht oft den Händen der Kunst anvertrauen
38 zu müssen: denn wer will alles selbst sagen, ohne etwas voraus
zu setzen, und hinzudenken zu lassen? Nur wenigen glückts im
Deutschen, dieser Griechischen Grazie so zu opfern, daß sie alles,
was sie sagen, ganz sagen. Ohne Zweifel werden einige Leser
darüber den Kopf schütteln, allein nicht jeder, der dies nicht ist,
ist darum Nichts.

Wenn Horaz Drehbank und Amboß zusammen wirft: so hat er vielleicht den Fehler durch ein Beispiel zeigen wollen, indem er davon spricht:

Et male tornatos incudi reddere versus

und er hat also die Verbesserung der Bentleis, Cuninghams und Sanadons nicht nöthig. Wenn seine Bilder in den bekannten Versen: nemo adeo ferus etc. sich dem Kunstrichter nicht freundschaftlich gnug mit einander zu besprechen scheinen: so könnte ich vielleicht parodiren: „kein Periode ist so überladen an Bildern, daß man ihn nicht ebnen könnte, wenn man nur Geduld hat, alles Stückweise auszukramen, und hinzuzählen.“ Allein wo hat ein Genie diese Geduld? die Bilder drängen sich von allen Seiten herzu: fodern Anschauen und Bemerkung: eines stößt an das andre, daß es klingt: aber endlich machen sie sich doch Raum. Gedanken zeugen Gedanken: diese treten, wider unsern Willen, in Sprüchen hervor: hier kommt eine Metapher zur Hülfe; warum soll ich sie abweisen? Dort ein Zug aus einer Geschichte, ich will ihn behalten. Aber daß das Gefolge nicht schleppend werde, wie Darius Kriegsheer: so muß sich jedes einen kleinen Raum gefallen lassen: das Gleichniß wird zur Metapher, die Metapher zum Beiwort: die Geschichte Exempel; das Exempel Anspielung in einem Zuge: die

Meinung wird Gedanke, und der Gedanke Spruch. Nun hat jedes Platz, und da ich mein Heer nicht ausbreiten konnte: so sorge ich, daß es sich nicht im Wege stehe; Schlachtordnung ist da, nur daß 39
sie nicht ins Gedränge komme. Kann ich noch überdem das erreichen, daß eben diese Nähe und Gedrungenheit Vortheil ist, eins dem andern zur Seite steht, beispringt, die Hände reicht: desto besser! Und hat der Feldherr auch darauf gesehen, daß in den ersten Angriff Stärke, Leichtigkeit in die Flügel, und Nachdruck in den Hinterhalt kommt; Tadler! was willst du mehr?

„Den Gästen soll mein Gericht schmecken; nicht dem Koch gefallen!“ so sagt ein Schriftsteller, der sich auf sich selbst verlassen kann. Erzeugen will ich dem andern Gedanken: aufruffen in ihm Bilder: in ihm Ideen schaffen: in ihm Empfindungen aufregen — nicht aber ihm meine Gedanken blos erzählen, meine Bilder vorkramen, meine Empfindungen hingaukeln. Genies will ich wecken, Leser lehren, nicht Kunstrichter gnügen! Wenn ich einen Autor von dieser Art einmal in die Hände bekomme: so danke ich der Muse feierlich: „dieser Mann lehrt mich vergessen, daß ich Kunstrichter bin!“ Er hat nicht jenen regelmäßigen todten Stil, bey dem ich schleichen, und jeden Fehltritt bemerken muß: Freilich hier sind Auswüchse; aber Dank seinen Freunden, daß sie ihm diese Auswüchse nicht raubten, ihm seine Gestalt ließen, wie sie ist: hätten sie ihn bessern wollen, wie ein Bentlei unsrer Zeit den Vater Hagedorn: so würden wir statt seiner eignen Züge sehen ein Gesicht voll Narben und Striemen.

Selbst der Kunstrichterische Quintilian macht die Auswüchse, die zu verschneiden wären, und die überflüßige Fruchtbarkeit zu Zeichen des Genies: die Erfahrung aller Zeitalter bestätigt dies, und eben so kann ich mich auf Erfahrung berufen, daß solche Auswüchse am meisten neue Genies hervorbringen. Das Genie ist 40
eine Pflanze, die von der überflüßigen Fettigkeit der Erde, die vom Schlamm hervorgebracht wird, sich von ihm nährt, und in ihm sich weiter fortpflanzt. Das schöpferische Vergnügen, unter seiner Feder Gedanken werden, Bilder entstehen zu sehen, paaret

sich selten mit der sparsamen Genauigkeit, Bilder zu ordnen, Gedanken zu feilen. Hingeworfen liegt eines über das andere, aber das hingeworfne sind Schätze.

Wie aber? fodert die Armuth unsrer Sprache, sich durch Metaphern *deutlich* zu machen? So sonderbar dies im Anfange scheint: so könnte ichs doch nicht gerade weg läugnen, und meine Ursache ist eben so sonderbar. In Griechenland wurde die Weisheit gemeinschaftlich mit der Sprache gebildet: beide gingen in gleichem Schritt fort: und jene wuchs in dieser, wie auf eignem Grund und Boden. So aber nicht mit den neuern: so nicht mit unsrer Sprache. Hier bekommen wir Begriffe aus fremden Gegenden in unsre Sprache zu verpflanzen: sie kommen über Meer und Land, um bei uns Wohnplatz zu nehmen. Kann es hier nicht seyn, daß ich *neue* Worte schaffen, daß ich Metaphern zu Hülfe nehmen muß, um mich deutlich zu machen? Niemand kann dies läugnen, der die Eigenheit, oder den Eigensinn jeder Sprache, oder ihre Dürftigkeit fühlet: wie aber und mit welchem Glück ein Schriftsteller diese Armuth ersetzt, diese Eigenheit behandelt, und wie Abbt sie behandelt? Hier hilft alles Vernünfteln im Ganzen nichts; suche Proben, urtheile über einzelne Fälle, oder schweige!

So komme ich also von ungefähr auf das Eigensinnige im Ausdrucke, was man in einer Sprache, oder einem ihrer Schrift-
41 steller findet: und hier ist mir Abbt ein schätzbarer Schriftsteller, in seinem Sallust ein schätzbarer Uebersetzer. Er kennet das Schroot und Korn der unsrigen, und sucht starke Worte zu prägen, alte Machtworte hervorzusuchen, die Wortfügung nach seinem Zweck und der Eigenheit unsrer Sprache zu lenken: freilich also ungewohnt zu lesen, schwer zu übersetzen. Aber wer will sich denn leicht lesen, und in Französisch Deutsch übersetzen lassen? Nach einigen Jahren wird vielleicht ein Sprachforscher an ihm sitzen, ihn wägen, seine Besonderheiten prüfen, und endlich sagen: „Dieser Schriftsteller arbeitete für die Sprache, und in der Sprache; ein Nationalautor im doppelten Sinn!“ Ich will nicht aufs neue gegen unsre gangbare, geläufige Schreibart deklamiren: Laune und

Eigenthümlichkeit kann ich doch damit keinem geben. Nur so viel sage ich, dies Idiotistische hält Abbten bei mir schadlos gegen alles Zu-Französische, oder Zu-Brittische, worüber er bei andern Schriftstellern selbst spottet.

Lange habe ich mich bey Abbts Stil aufgehalten; aber viel-
leicht aufhalten müssen, weil die meisten Kunstrichter gegen ihn
schreien, und selbst sein Lebensbeschreiber[1]) nicht genau gnug das
Vortrefliche vom Fehlerhaften unterscheidet. Allerdings „ist unsre
„Sprache (durch das Verderben ganzer Jahrhunderte) zu weit-
„schweifig; und muß zusammengezogen werden, wenn sie
„nicht schleppen soll: allerdings ist jeder Begriff in der
„Wortfügung so zu ordnen, daß er auf den Leser mehr
„Würkung thue, man muß sie also nach besondern Absich-
„ten rücken: oft muß man neue Worte prägen, muß sich
„durch Metaphern deutlich zu machen suchen: muß oft 42
„kurz und mit einem Worte andeuten:“ wo aber alles dies
geschehen muß, können bloß einzelne Fälle entscheiden. „Tacitus
hat Abbt nie in Fehler verleitet; nicht dadurch, daß er, wie
dieser, tief denken, spruchreich schreiben, und die Wort-
fügung bequem ordnen wollen;“ sondern dadurch fehlte Abbt,
daß er den Tacitus verließ. Auch das Metaphorische seines Stils
ist fein, und das zu gedrängte Metaphorische ein nutzbarer Fehler:
das Eigenthümliche und Launische seines Ausdrucks ist unschätz-
bar, und selbst seine Auswüchse sind bildend.

Abbt ist bey den Fehlern seiner Schreibart mir theurer, als wenn er keine hätte: Versuche, wie er, muß man machen, um unsrer noch gewiß unausgebildeten Sprache Reichthum, Fülle, Leichtigkeit zu verschaffen: Schriftsteller, wie er, muß man mit mehrerem Eifer und Aufmerksamkeit auch in Absicht ihres Stils, empfangen, wenn wir je einmal Classische Schriftsteller haben wollen: und eigensinnige Journalisten, wie viel sind, die über Abbts Stil dumm und dreust, d. i. kunstrichterisch haben urtheilen wollen, haben hier

[1]) Ehrengedächtniß p. 20. 21. 22.

gar nicht Sitz und Stimme, schaden unsrer Sprache, und thun Abbt Unrecht, der gewiß auch über den Stil urtheilen konnte. Und hätte ich mit diesen Betrachtungen nichts ausgerichtet, als uns eifriger gemacht auf die Ehre, Nationalschriftsteller zu seyn, das Innere unsrer Sprache hervorzugraben, zu läutern, zu nützen: uns eifriger gemacht auf die Ehre solche Nationalschriftsteller zu erleben; damit wir mehr auf sie merken, und sie prüfen: oder auch nur uns eifriger gemacht auf die Ehre, Deutsche in der Sprache zu seyn, in deren Schoos noch unendlich viel unbekannte Schätze
43 ruhen, die auf die Hand des Genies und Künstlers warten! Abbt starb zu frühe, für uns ein Classischer Schriftsteller zu werden, denn er hat, wie jener Grieche die Helena mahlete, mehr reich als schön geschrieben: Abbt starb zu früh, für uns der erste Classische Uebersetzer zu werden, denn sein Sallustius ist ein wohlgebildetes, aber verwaisetes Kind: Abbt starb zu früh, in der Philosophie über unsre Sprache der erste einer neuen Bahn zu werden; aber da hangen noch die Kränze für den, der darnach strebet: ich bin kein Hellanodik, um sie auszutheilen.

Das Abbt ein Apostat der Theologie geworden, gibt Miller seinem Geschmack an den Französischen Schriften, und seiner Liebe mehr für das Schöne in der Erkenntniß, als für das Mühsame im Systeme, Schuld. Warum er das Studium der Theologie verlassen, geht mich hier nichts an; aber ob dies Studium auch einen Einfluß gehabt in das, was wir von ihm haben, das ist meine Frage! — Trügt mich nicht mein Gedächtniß: so hat Abbt unter den Nachrichten von Baumgartens Büchern auch einige verfertigt; allein die rechne ich hier nicht. Verschiedene Stellen seiner Bücher, die an die Gränzen der Theologie streifen: und sein Stil, der manchmal ins Biblische fällt, dies kommt hier in Betrachtung.

Zu denen Philosophen gehört Abbt ganz und gar nicht, die in ihren Schriften jener Grundregel des Protagoras zu folgen scheinen: „ob Götter sind oder nicht sind? davon hab ich nichts zu sagen!“ Ich wills zugeben, daß Abbt auf Religionsseiten

desto eher gerathe: weil er sich einige Zeit gewöhnt, Dinge unter solchen Gesichtspunkten anzusehen: und daß unsrer Seele die Situationen oft unvermerkt wieder kommen, mit welchen sie sich lange beschäftigt. So viel bleibt immer, daß Abbt oft seine Materien auf die Religion leite. — Ein schönes Beispiel für die 41
Weltweisen, die in ihren Büchern mit dem Pöbel zu glauben scheinen: nur am Sonntage und in Predigten müsse an Gott gedacht werden! — Ein schöner Fund für den, der sich nicht drüber ärgern darf, Religion zu finden, wo ers nicht glaubte: und eine kleine Schadloshaltung für das Studium der Theologie, das an Abbt gewiß viel verlohren hat.

Abbt will die Stimme ausruffen: sterbt fürs Vaterland! er sieht keinen Ort, wo sie unter uns gehört werden könnte, und kommt auf den Gedanken, sie dem Diener der Religion anzupreisen.[1]) Ein Gedanke, den jemand,[2]) der kein Diener der Religion ist, sehr unschicklich angestritten; den ich aber unsers Abbts nicht unwürdig finde. — Abbt will beweisen,[3]) daß die Liebe zum Vaterlande die Furcht vor dem Tode bezwinge: er thut es auf eine Art, die es zeigt, nur Religion könne über die Schrecken des Grabes erheben. Im Vorbeigehen gibt er[4]) ein Bild von dem Enthusiasmus der Märtirer: und das Bild lebet. Er geht dem Begriff des Verdienstes nach: und siehe da! endlich[5]) findet er sich vor dem Richterstuhle des obersten Richters der Verdienste. Er sucht starke Seelen auf: auch die schwache Seelen sind ihm stark, die Gott trauen,[6]) die zu leiden wissen,[7]) die es vermögen, Wahrheit zu suchen, und die Tugend, auch mitten unter Zweifeln zu lieben,[8]) aber die starken Geister entblößet er, die wider sich wüten, oder über die Religion spotten.[9]) Nicht schämt er sich des Worts, das den Geist unsres Glaubens ausmacht: Erlöseter! 45

[1]) Vom Tode fürs Vaterland p. 7. [2]) S. Religuien.
[3]) Vom Tode fürs Vaterland p. 58. [62] die Anmerk.
[4]) Eb. das. p. 91. 92 [95—97] [5]) Vom Verdienst p. 17 [12]
[6]) Eb. das. p. 61 [44. 45] [7]) p. 92—97 [67—71]
[8]) p. 132. 133 [98] [9]) p. 116—132 [85—97]

sondern legt ein Scherflein auf den Altar Gottes, das über große Summen gilt.[1]) Mit Verehrung im Staube nennet er[2]) das Unendliche Verdienst des Erlösers: mit ernsthafter Unpartheilichkeit wägt er das Verdienst des Heiligen,[3]) des Schriftstellers der Erbauung,[4]) des Predigers,[5]) und mit gewissenhaftem Scharfsinn setzt er sich den frommen Misanthropien eines Schriftstellers[6]) entgegen, der jetzt dahin gerathen, wohin ich ihn nie gewünscht habe: Mösers Schreiben an den Vikar giebt er uns[7]) in dem Religiösen Tone, der auch seine Zweifel[8]) stimmet; und mehr als ein Ort seiner Jüdischen Geschichte verräth, daß ihm die Theologie kein fremdes Land sey.

Hieraus leite ich auch seinen Biblischen Stil, den ich nicht so wohl anpreisen, als rechtfertigen, entschuldigen, erklären muß, weil viele ehrliche Leute sich vor diesem Namen segnen, und einige Recensenten es feierlich für eine Entweihung der Schrift halten, mit Worten aus ihr zu reden. Abbt bedient sich Beispiele aus der Biblischen Geschichte: einiger starken Bilder der Religion: einiger Ausdrücke der Bibelübersetzung Luthers. — Diese drei Stücke habe ich aufgefunden, und will sie näher betrachten, weil das Wort Biblischer Stil in dem Munde einiger Kunstrichter so etwas zu seyn scheint, als viele Ausdrücke des Biblischen Stils im Munde einiger Prediger: nehmlich etwas, wovon sie nicht wissen, was es ist.

46 Beispiele aus der Biblischen Geschichte — warum wollen wir sie aus einer so lehrreichen und ernsthaften Schrift verweisen, als Abbts Verdienst ist? haben beide nicht einen Zweck, den Menschen weiser zur Tugend zu machen? Ists, oder soll es ein Wiederspruch bleiben, als Philosoph und als Christ, schön und biblisch, religiös

1) p. 251—54 [186—188] 2) p. 256 [189]
3) p. 318—27 [235—242] 4) p. 344—54 [255—262]
5) p. 373—80 [276—281]
6) S. s. Rec. über Mosers Schr. in den Litt. Br. [11, 14. 18, 56] u. Deutsch. Bibl. [Allgem. D. B. II, 1, 3—19]
7) S. Litt. Br. [23, 13—50] 8) S. Litt. Br. [19, 5—60]

und gründlich zu schreiben? Will man trennen, was Gott verbunden hat, das Herz eines Menschen, und das Gedächtniß eines im Christenthum erzognen? Beispiele der Biblischen Geschichte haben ja die Würde, die durchgängige Bekanntheit, Deutlichkeit, Faßlichkeit, die kein erdichtetes Beispiel hat, die wenige Beispiele der Geschichte für eine große Reihe Leser haben können: warum will sie uns denn eine unreife Gewissenhaftigkeit, warum soll sie uns ein frommer Eigensinn verbieten, wenn wir sie würdig brauchen können? Warum soll Abbts Gleichniß von der Bundeslade nicht in seinem Tode fürs Vaterland? und mehrere dieser Gattung in seinem Verdienst stehen? Meinetwegen immer!

Und Bilder aus der Religion? Warum nicht? wenn sie passend, schildernd, bekannt, oder gar rührend sind. Die Religion ist eine reiche Quelle solcher Bilder, und warum soll ich es mir verbieten, daß, wenn ich nicht blos für den reinen Verstand, sondern mit Bildern reden will, und muß, daß ich zu der Quelle eile, in die meine Einbildungskraft in zarter Kindheit getaucht wurde, aus der in das Gedächtniß meiner Leser Ströme geleitet wurden: die mir am nächsten zur Hand, meinen Lesern die sicherste, und für meine Materie vielleicht die ergiebigste, die nahrhafteste, die wohlschmeckendste ist? Freilich! wenn Philologen auf abentheuerlichen Kreuzzügen, nicht Bilder unsrer Religion, sondern blos der Orientalischen Seite unsrer Religion geben: nicht sie geben, 47
um in einer edlen, bekannten und nachdrücklichen Sprache, sondern um seltsam, fremde, oder gar possierlich zu reden: so mag dies Misbrauch seyn; nur hebe er nicht den Gebrauch auf, sonst verschließt man uns ein Bilderkabinett, das ehrwürdig, reizend, reich ist, jedem offen steht, und zum Glücke uns von Jugend auf offen stand.

Und denn starke alte Ausdrücke aus Luthers Bibelübersetzung? Wenn man für diese eifern hört: so hält das Ernsthaftbleiben freilich etwas schwer, denn Luther hat doch nur nach der Orthodoxie einiger weniger Landprediger die Bibel geschrieben. Wenn es wahr ist, daß die Deutsche Sprache seit einigen Jahrhunderten

viel von innerer Stärke verlohren: und jede Bemühung also gülden sey, die sie zu dieser verlebten Jugendstärke, wie durch die Kräuter der Medea, zu verjüngen suchet: wenn es wahr ist, daß allein in alten Schriftstellern diese Ader gediegenen Goldes anzutreffen, und zuerst an den bekanntesten Orten aufzuspähen sei, so schlägt bei dem Stil der Bibelübersetzung Luthers, die Wünschelruthe zuerst. Reichhaltig ist die Ader, dies kann niemand läugnen, wer wahres Deutsch fühlet: Noth thut uns das Gold aus derselben; dies gibt jeder zu, der unsere Nationalschulden an Französirenden und Brittischen Ausdrücken kennet: überdem ist es von hier aus am leichtesten unter die Leute zu bringen: warum soll es denn verschlossene Schätze enthalten?

Ich will nicht anführen, daß in jeder Nation die ältesten Sprachschätze stets für Heiligthümer des Apollo gehalten sind, und daß da die Religion gemeiniglich eine Wächterin dieses Heiligthumes
48 gewesen, zu ihr sich jedesmal Dichter und Schriftsteller mit ehrerbietigen Schritten genahet, um eigenthümlich und über das Gemeine zu reden. So kamen Homer und Virgil und Sallust und andre aus diesem geweiheten Haine Apolls als ehrwürdige Personen zurück, weil sie sich ohne Strafe hatten erkühnen dörfen, einen Lorbeerkranz in ihm zu brechen; — und so sollen wir, denen schon nicht erlaubt ist, bis in die heiligen Wälder Theuts zu dringen, und von der goldnen Sichel des Druiden im weißen Kleide geweiheten Vogelleim aus der Höhe aufzufangen: wir sollen uns wenigstens nicht durch das ἑκας ἑκας εςε βεβηλοι! derer abhalten lassen, die allein Vertraute des Phöbus seyn wollen: weil Phöbus Apollo in dem Vorhofe seines Tempels niemand schadet. Ich meine, daß da wir die ältesten Urstücke Deutscher Sprache fast verlohren haben, wir uns an denen halten müssen, die uns einige mit Unrecht verschließen wollen, als ein vom Himmel gefallenes Palladium, da es doch nur Kirchengeräth ist.

Ich will auch nicht anführen, daß der Biblische Vortrag der Kanzeln, in dem ein Gottesgelehrter [1]) den Meisnischen Dialekt

[1]) s. Heilmanns Prediger und Zuhörer.

aus Luthers Zeiten hören will, vielleicht verständlicher werden
dörfte, wenn man ihn nicht blos in Postillen fände, da es denn
freilich etliche geben muß, qui quum in templum venerint, putent
se in alium terrarum orbem delatos: denn so überschritte ich
offenbar meine Schranken.

Aber das will ich nicht verbergen, daß ich mich im Prophe-
tischen Geist auf eine Zeit freue, da man vielleicht in der Sprache
zur alten Deutschen Einfalt und rauhen Stärke zurückkehren, und
eine große Menge unnützer und erborgter Kleinode verlassen wird: 49
und daß ich mich zum Voraus auf eine Ernte Prosaischer Original-
schriftsteller freue, von denen jeder seinen Stil haben kann. Einige
Scribenten unsrer Tage scheinen mir eine Morgenröthe und Vor-
boten dieser Zeit zu seyn: und auch der Muse von Abbts Stile
weihe ich in Allegorischem Sinne das Lied Anakreons: da er dem
verwandelten Lieblinge der Aurora, (ich wage das Deutsche Wort
nicht) der τεττιξ sang: „die auf den Gipfeln der Bäume, von ein
„wenig Thau trunken, königlich singet. Ihr ist alles, was sie auf
„den Feldern siehet: ihr ist, was die Zeitgöttinnen bringen. Sie,
„die Freundin der Landarbeiter, von deren keinem sie Beschädigung
„fürchtet: sie, die süße Heroldin der Ernte, theuer den Menschen;
„sie lieben die Musen: selbst Apollo liebt sie und gab ihr hellen
„Gesang. Nie wird sie ältern die weise Liebhaberin der Lieder,
„zwar aus Erde gemacht, aber ohne Fleisch und Blut, ohne
„Schmerz, und fast den Göttern ähnlich."

Für das Universitätsleben war Abbt nicht: ein Umstand in seinem Leben, der es vielleicht erkläret, warum er die Universitätsgaukeleien,[1]) die Wochenschriften voll Studentenwitz,[2]) den hochgelahrten Professorstil,[3]) und die gelehrten Studentensocietäten,[4]) ich meine, die Deutschen Gesellschaften von gemeinem Schlage so wenig leiden konnte. Vielleicht hat eben diese Abneigung gegen den Akademischen Ton es auch gemacht, daß seine Schreibart etwas zu

[1]) s. Litt. Br. Th. 12. p. 62.
[2]) s. Litt. Br. Th. 9. p. 131.
[3]) s. Litt. Br. Th. 17. p. 106.
[4]) Litt. Br. hin und wieder.

Unakademisch ist, da seines Lehrers und Freundes Nachricht es
50 überdem sagt: „daß er überhaupt gegen die systematische Philoso-
phie gewesen sey, die auf unsern hohen Schulen vorgetragen wird."
Abbts Denkart giebt uns auch hiezu leicht den Schlüssel. Eine
große Lebhaftigkeit, die immer neue Gedanken hervorringt, ist selten
mit der Stätigkeit verknüpft, die *einen* einzigen Gedanken bis in
seine Tiefe verfolgt. Eine fruchtbare Seele gebäret Ideen; diese
aber zu erziehen und auszubilden, wird andern überlassen: eine
starke sinnliche Aufmerksamkeit paaret sich selten mit der Abstrak-
tion, die sich wie Demokritus, die Augen blenden muß, um nicht
von außen gestört zu werden, sondern ein Einiges zu zergliedern:
der Philosophische Scharfsinn scheint oft gegen den Aesthetischen
Witz ein entgegengesetzter Pol zu seyn: und der *gesunde nahr-
hafte* Menschen- und Bürgerverstand, der bei Abbt das Vornehmste
war, gattet sich nicht stets mit der speculativen Vernunft, die sich
unter abgezogne Begriffe, wie unter abgeschiedne Geister verliert.
Genaue Systeme, abgezirkelte Lesebücher zu schreiben, war nicht für
Abbt! denn selbst sein Buch vom Verdienst u. s. w. ist nie nach
einem topographischen Abriß gemacht, in dem ich blos Linien suche,
die vest nach der Kunst, richtig dem Verstande, und deutlich dem
Auge seyn sollen; es ist vielmehr ein Werk nach Hogarthschen
Schönheitslinien, mit sanften Wellen, reizenden Schlängelungen,
abwechselnden Farben entworfen. So wenig aber, als ich aus die-
sem Buch ein Schediasma in Akademischem Stil wünsche; so wenig
wird man wieder in einem Philosophischen Lehrsystem einen Abbti-
schen Vortrag erwarten; wo nicht alles verderben soll. Ich werde
diesen Unterscheid unten mehr auseinander setzen, da er für unsre
Zeit nöthig ist: hier füge ich blos dazu, daß Abbt seinen Aufent-
halt in Berlin, seine Reisen und seinen letzten Aufenthalt am Hofe
51 zu Bückeburg vielleicht für seine gelegentlichste Zeiten wird gehalten
haben. Schade nur, daß ihn der Tod nicht gefristet, es uns mehr
zeigen zu können[1]): „daß Unterredungen mit einem großen Manne

[1]) s. Vorrede zu s. histor. Fragm.

„dem Geist einen Enthusiasmus beibringen, während dessen er sich „fähig zu großen und würdigen Gedanken hält.“

So habe ich einige Hauptstriche zu Abbts Charakter angegeben: Striche vielleicht, wie jenes Corinthische Mädchen um den Schatten ihres schlafenden Liebhabers zog, in denen sie sein Bild zu sehen glaubte, weil ihre Einbildungskraft den Umriß ausfüllte; ein fremder Zuschauer aber nichts erblickte. Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes, nicht ein Gelehrter: er war durch die Geschichte, wie unter Thaten, gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit Französischen Wendungen, und Brittischen Bildern mischte: zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas Biblische Sprache behielt; und übrigens nicht für den strengen Systematischen Vortrag.

Nun sollt ich sein Bild umkehren, wie Anakreon das Bild seines Bathyllus, und sagen: „die Kunst ist neidisch, daß sie das Beste nicht ausdrücken kann, seine Seele.“ Ich sollte, da ich ihn jetzt von außen betrachtet, in das innere Triebwerk greifen, das so große Dinge wirkte: mit starker Hand dasselbe anhalten, und die Räder und Federn zerlegen, die alles bewegten. Oder, damit ich mich dem Tone der Zeit bequeme: so sollte ich mich in der Psychometrie üben, und ihn wie ein Preußischer Werber, ausmessen: ein Gericht, das Dichter und Maler nach ihrem Tode haben über sich 52
müssen ergehen lassen, und zu welchem noch neulich unser Kleist seine Schuhe hat ablegen müssen. Allein da ich mich auf diese Kunst nicht verstehe: und Abbt nicht gern, wie jener Hylas den Agamemnon vorstellte, mehr langstreckig als groß machen wollte: so verweise ich hierüber auf sein Ehrengedächtniß, dessen Verf. ihn persönlich gekannt hat.

Wie sehe ich, wenn ich Abbts Schriften in seine Seele lese, so viele Kräfte derselben in Bewegung. Sinnliche Aufmerksamkeit heftet sich auf jeden Punkt des Gegenstandes, fliegt von Seite zu Seite, und auf jeden wirft sie Stralen: seine Idee wird lebhaft, gehäuft, helle, und seine Rede schimmert. Das Licht ist nicht scharf, nicht strenge, aber ausgebreitet, immer im neuen Zustrome. Er

wird faßlich, durch die *Menge* seiner Merkmale: er kläret auf, wenn er auch nicht bewiese: er stellt ins Licht, wenn er auch nicht entwickelte: er macht sicher, gewiß, stark: wenn er auch nicht überzeugte, so überredet er bis zum Augenschein. Sein ganzes Buch *vom Verdienst* ist hier ein einziges großes Beispiel.

Oft spricht er, wie durch einen innern Sinn: wie z. E. da er die *Größe*[1], *Stärke*[2] und *Güte* des Herzens schildert, wie niemand sie vor ihm schilderte. Er geräth auf Begriffe, die er innig fühlet, mit Anstrengung denket, aber mit Mühe ausdrucket. Da er sie, wie durch eine Divination, empfand, und wie in einem Gesichte anschauete: so sagt er sie auch alsdenn, wie ein Bote der Geheimnisse, und nimmt zu Bildern seine Zuflucht, die uns oft ein Blendwerk der Sinne scheinen; es vielleicht aber für ihn nicht waren. Diese Seite von Abbts Geist ist für mich die heiligste;
53 und jede Entdeckung in ihr ein Aufschluß in der Seelenlehre, obgleich unsre entseelte Kunstrichter Abbten eben ihretwegen der Dunkelheit und der Unbestimmtheit anklagen.

Seine Einbildungskraft ist reich, fruchtbar, Rhapsodisch, und auf eine edle Art unbändig: nicht immer ein Baumeister, der wohl geordnete Gebäude errichtet; aber eine Zauberin, die an den Boden schlägt, und siehe! plötzlich sind wir mitten unter prächtigen Materialien. Sie rührt sie an, und siehe! diese bewegen sich, heben sich, verbinden sich, ordnen sich: und o Wunder! da entstehet wie von sich selbst, oder vielmehr durch eine unsichtbare Kraft vor unsern Augen ein Pallast, prächtig, groß, bezaubernd, nur nicht nach der Kunst der Vitruve und Vincenti. Wir treten näher, um zu erfahren, ob es ein bloß Luftgebäude für unser Auge ist: wir betasten es, und siehe! es *ist* würklich; wir fühlen nach Vestigkeit, es *steht*: wir wagen uns endlich in dasselbe, überzeugen uns von der Dauer, und nehmen es uns zur Wohnung. Selten ists, daß die Phantasie immer eine Schwester der Wahrheit bleibet, wie bei Abbt meistentheils. Das macht, sie paaret sich überall mit dem guten

[1] p. 44—51 [32—37]. [2] p. 56—148 [40—109].

gesunden Verstande, läßt diesem die Herrschaft des Mannes, und wird ihm nur eine Mutter der Fruchtbarkeit, und eine Haushälterin seines Vermögens. Ueberall hören wir bei Abbt Urtheil, und sein Urtheil ist feurig: scharf und richtig: vollständig.

Feurig: er hat ein starkes Gefühl für das Schöne, das Menschliche und Sittliche; daher ist sein Aesthetischer Geschmack, sein Menschliches und Moralisches Urtheil auf Empfindung, nicht wie bei fühllosen Sitten- oder Kunstlehrern auf Regeln gebauet. Man siehet, daß er mit Lust oder Unlust urtheile: nicht in dem schaalen Ton der Gleichgültigkeit, in welchem entmannete Wortkrämer 54
schwatzen. Die Gegenstände, die er betrachtet, werden bald mit ihm vertraut, und einheimisch seiner Seele: er hält sie nah an seine Augen und an sein Herz: er kann das Schöne nicht sehen, ohne gereizt, das Gute, ohne gerührt zu werden: jeder Zug seines Gesichts, jede Bewegung seiner Hände zeigt, daß in ihm nicht ein Etwas spreche, das von kalter Erde, oder von reiner Luft gemacht, sondern das mit der Flamme verwandt ist, und wie zu Leuten spricht, die erwärmt werden können. Daher sind seine Aesthetischen Urtheile voll Geschmack, wie viele Proben in den Litteraturbriefen zeigen: Seine Psychologische Untersuchungen nicht ohne Empfindung, wie der Eingang zu seinem Artikel von der Größe des Geistes, viel Bemerkung[1] von der Stärke der Seele, und insonderheit seine Einschaltung von Empfindniß und Empfindung beweisen: und in Menschlichen Situationen redet sein ganzes Herz. Sehr selten ist dies dreifache Gefühl für das Schöne, für das Menschliche, für das Gute vereinigt: und wo sie vereinigt sind, müssen sie den Enthusiasmus hervorbringen, den Nikolai auch bei unserm Abbt bemerket. Wenn das bloße Gefühl von der Schönheit den Virtuosen, das bloße Gefühl für Menschheit und Tugend den Verdienstvollen bis zur Begeisterung erheben kann: so wird, wo sich diese drei Göttinnen vereinigen, die Begeisterung eine Art von

1) viele Bemerkungen (?)

Enthusiasmus selbst für die Wahrheit werden können: und solch
ein liebenswürdiger Schwärmer war Abbt.

Ich sage nicht, daß sein Gefühl für alle drey Gattungen
gleich stark gewesen wäre: dies ist selten, oder auch halb unmöglich:
denn wenn eine Art zu stark wird, so schwächt sie die andre. Sein
55 Gefühl für Dichter war nicht bis zur Dichterei: seine Neigung zu
den schönen Künsten nicht bis zur Hauptbeschäftigung: er blieb auf
der Mittelsaite der Menschlichen Empfindung, von da er die
Saiten des Aesthetischen Geschmacks und des Moralischen Gefühls
gemeiniglich zu berühren pflegt, wie ich an verschiednen Stellen
diesem Gange seiner Seele mit Vergnügen nachgeschlichen bin. Da
auch sein Gefühl mehr heftig als zart ist: so hat mich bey diesen
Urtheilen oft gedünkt, als wenn mir jener Held Homers, der an
Weisheit fast dem Jupiter glich, vor Augen stände: „wie er mit
„starker Stimme Worte aus seiner Brust läßt, die Zügen von
„Schneeflocken gleichen."

Scharf und richtig ist sein Urtheil; denn es ist vom gesun-
den Verstande gebildet, der da überleget, vergleichet, schnell zusam-
menfaßt und spricht. Nicht ist dasselbe unter Büchern abgestumpft,
verhärtet und eigensinnig gemacht; sondern nur mehr gefeilet und
berichtiget: nicht ists durch die gelehrten Düfte eines Viehstalles,
den man jener Französischen Herzogin zur Kur vorschlug, und uns
zur Bildung vorschlägt, zum Empfinden eingeweihet: denn wer
unter so etwas erzogen ist, sagt Petronius von der verfallnen Ge-
lehrsamkeit seiner Zeit mit Recht, kann so wenig klug denken, als
die, so in der Küche wohnen, wohl riechen; sondern da Abbt mit
Empfindung und Stärke, wie der gemeine Mann, und mit Scharf-
sinn, wie ein Denker urtheilet: so ist er, es sei denn, daß ein
spielender Witz seine Schärfe hintergeht, und rasche Einbildungs-
kraft seine stille Ueberlegung wie mit einem Sturm von Bildern
durchjagt, ein Muster.

Ja an der Vollständigkeit seines Urtheilsgeistes, (ich sage
mit Fleiß nicht: Tiefe) noch mehr: da er „so bald er sich nur in
56 „dieser oder jener Provinz des Reiches der Wissenschaften umsehen

„wollte, sie in schnellem Fluge, mit unglaublichem Fleiße durchzog, „und Proben ablegte, daß sie ihm bereits, gleichsam nach einer „allgemeinen Karte, bekannt sey!“ [1]) da er sich nicht unter einen Schutt von Antiken Trümmern vergrub, oder in ein enges Gebäude der Handwerkslitteratur einkerkerte, und da insonderheit sein reiches Gedächtniß ihm aus Erfahrung und Geschichte so viel zuführte, als nöthig war, sein Urtheil vollständig zu machen.

Wenn ich auf solche Art Abbts Geist in seinen Schriften zergliedere: so gerathe ich auf den Gedanken zuerst: „wie viel enthält eine Menschenseele!“ und nachdem ich eine große Kluft übersprungen; seufze ich: „wie viel haben wir mit Abbt verlohren!“

Claudite iam Parcae nimium reserata sepulcra!
Claudite! plus justo jam domus ista patet. Ovid.

Jetzt will ich mich, wie die Biene des Horaz, oder Anakreons Grille, auf die Fluren wagen, die in Abbts Schriften vor mir liegen: unermäßlich sind sie nicht, und noch dazu überall Blumenreich und voll Nahrung: ich schwärme also, wie am schönen Sommertage, unter dem rothen Antlitz der Morgenröthe über sie hinaus:

— — — apis Matinae
more modoque
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum circa nemus uvidique
Tiburis ripas. — —

[1]) s. Millers Vorrede. [5].

Ende des ersten Stücks.

Ueber

Thomas Abbts Schriften.

Zweites Stück.

(Aus der Handschrift.)

Erste Abtheilung.

I.

Ueber die Satyre des Horaz.

(der Anfang fehlt)

So bald ich mich durch hundert Gründe a priori und posteriori belehren laße, daß der Genius der Satyre mit dem Geist seines Zeitalters in Cultur der Känntniße und Sitten, so ziemlich einen Schritt halte; unmöglich kann ich alsdenn die Poßenspiele und Inpromtus einer muntern und halb barbarischen Nation bald ungeschickt vergleichen, bald großmüthig verdammen: unmöglich den Geist eines spätern Zeitalters zum Richter einer abgelebten Zeit, und einer ausgestorbnen Ethopäie machen: unmöglich eine ganze Nation aus einem ihrer Schriftsteller kunstrichtern; unmöglich einen Autor aus allen seinen Situationen, Sitten, Zwecken, und Hülfsmitteln reißen, um seinen Charakter. nach meiner Art in mein Lehrbuch einzukleben: unmöglich die Urbanität einer Gattung Satyre deßwegen ausschließend loben, weil sie mit unsrer blödsinnigen Urbanität etwa harmonirte. Und wie? hat nicht bei Horaz eben die Sprache seines sens-commun: die Prosaischpoetische Nachläßigkeit derselben: sein anständiges Verziehen des Mundes: seine galante Hofphilosophie: sein blöde feiner Zurücktritt hinter Sentiments und Weltübliche Moralen — kurz seine Urbanität, hat sie ihm nicht Lobsprüche auf Kosten derer erworben, die in einer ganz andern Welt von Umständen, Zwecken, und Sitten sich nicht um ein urbanes Zeitalter kümmerten, wo man den Machtvollen Persius nicht als in wäßerichter Sinnerschen Prose lesen mag:

scilicet haec populo pexusque togaque recenti
sede leges celsa, liquido cum plasmate guttur
mobile collueris patranti fractus ocello.
Tun' vetule auriculis alienis colligis escas?
auriculis, quibus et dicas cute perditus, ohe!

Zweitens: so bald man in dem Wort urbanitas das Was? und Wie? verwechselt, und bey der Satyre überhaupt die Materie von der spottenden Laune nicht unterscheiden will: so ist man wieder auf dem Abwege, von Feinheit, Nutzbarkeit, Artigkeit zu predigen, wo blos von satyrischem Geist, von Laune die Rede war. Ich benedeye alle die leeren Zänkereien: ob die Satyre Griechisch oder Römisch sey? gerade als wenn nicht bei jedem Volk Fehler und Spöttereien wüchsen, und als wenn nicht die in Sitten und Reden freiesten Wilden auch die lebendste Satyre haben müsten. Ich segne alle die gelehrte Eintheilungen und Vergleichungen der Satyren, da man neue Gattungen setzte, wo blos ein neuer Name; nichts weniger, als neue Manier war, und so verschiedne Familien, Gränzen und Arten wieder zusammen warf, daß ich über die Verwirrung schwindle, in die man die alten saturninischen Tänze, die satyrische Tragödien, die Parodien, die Satyre Ennius und Pacuvs, Lucils und Menippus, Petron und Lucian, Horaz und seiner Nebenbuhler, und die besten satyrischen Köpfe neuerer Zeiten geworfen hat. Der Satyrischen Poesie aller Zeiten, Völker und Genies, hat sich noch kein recht Philosophischer Kopf angenommen: hier liegt noch alles über- und durch einander: Gattungen und Geschmacksarten, Zeiten und Völker: man wiederholt einige halbwahre Charaktere ewig: stellt die drei Lateiner und höchstens einen Boileau und Rabner, die kaum beide recht ursprüngliche Genies seyn möchten, in einer leidigen Schilderung dazu, und die originalsten Satyrenschreiber, insonderheit der Britten, schleichen unbemerkt vorüber. Urbanität in der Satyre: ich schätze sie hoch; so bald sie aber der Laune Eintrag thut, lebe sie wohl! Nichts verdrängt den Genius der Satyre so sehr, als extrafeine Artigkeit und Urba-

nität in Sitten, und Schilderung der Sitten: Freiheit und Freymüthigkeit ist das Element, worinn er athmet. Und so möge niemand, der von der Urbanität Horaz redet, uns blos von Sittlichkeit und Artigkeit predigen, sondern von Laune, dem Geiste der damaligen Römischen Sitten, dem Geist seiner Situationen, Sprache, kurz von seiner Manier.

Nun bin ich wieder bei Abbt, und setze die Worte eines seiner Commentatoren über die vorige Stelle der Litteraturbriefe hinzu:* Ich unterschreibe ff. bis Phädrus. [I, 495—496].

Ohne nun diese Fragen zu beantworten, hier sind die Züge, die Abbt in der Horazischen Urbanität fand: „Unschuldige Naive„tät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt, „was er an andern lächerlich gefunden: mit welcher er auf etwas „lächerliches weiset, ohne daß ers als ein solches zu kennen „scheint: seine natürliche Friedfertigkeit, die mit keiner starken Leiden„schaft zusammen wohnet: der feine Spott, der aus der Unschuld „des Herzens zu kommen scheint." Ich setze hinzu; die mannichfaltige Maske, unter der er bald als Hofmann mit Anstande scherzt, bald als Gesellschafter spottende Sermones hält: jetzt Sokratisch lächelt, jetzt den Pythagorischen Mantel umwirft, und nur selten Stoischen Gang nimmt. Die vielfachen Einkleidungen, da bald ein Kluger, bald ein Narr redend eingeführt wird: Horaz selbst bald lehret, bald mit sich zu vernünfteln scheint: der öftere muntere Dialog, der ihm weit leichter von der Zunge geht, als selbst Pope; der muntre Dialog, der überrascht, und auslocket, und in aller Unschuld das Menschliche Herz bald hier bald auf einer unerwarteten Stellen belauscht: der gemäßigte Ton, der alles gewonnen hat, daß er sich nie aus seiner Faßung bringen läßt, und das Gespräch, wohin er will, lenket: die halb üppige Verzierungen, da er mit leichter Hand hier Blumen für Kinder, dort Nüße für Affen und am dritten Ort Attisch Salz für Näscher ausstreuet:

*) Fragmente über die Neuere Litteratur Th. 3 p. 258—62. „Beiliegende Blätter werden eingerückt" [Anweisung Herders für den Setzer].

der gesellschaftliche Ausdruck, der bald fortströmt, bald steht: jetzt spricht, jetzt frägt, und jetzt dämmernd

circum praecordia ludit

die Stimmung der Poesie, daß sie zwischen Pomp und Gesetzlosigkeit mitten inne schwebt, und immer singt, als ob sie spräche —

Diese und andre noch feinere Züge in Beispielen und Situationen bemerkt, dem Satyr die Wendung seiner Sprünge, oder höflicher zu reden, den Schwung seiner Scherze abgelauert, Horaz mit andern verglichen, die auch unschuldige Einfalt zu ihrem Karakter haben; ohne doch im mindsten „Römische Urbanität" affektiren zu wollen, weder im Ton noch in der Sprache — — — der Philosophische und Satyrische Genius sei mit dem, der uns so über die Urbanität des Horaz unterrichte! Und er sei ein Vorläufer deßen, der über die ganze Satyrische Gattung, und über die vornehmsten Muster derselben philosophire!

[Zusatz aus zwei ältern Bearbeitungen dieses Capitels.]

Beinahe nahm Abbt ein Horazisches Amt auf eine Zeitlang an, da er in seiner erfreulichen Nachricht über ein bald zu errichtendes Auto-da-Fe lebhaft gnug über die Thorheiten einiger so genannten Orthodoxen spottet, die freilich immer zu weit in ihrem heiligen Eifer gehen mögen. Ob nun gegen so ernsthafte und oft bittere Verkezzerungen Attisches Salz zu gelinde oder zu beißend sey? ob sie Horazischen Spott, eben so heftige Wiederlegungen oder gar Einschränkungen von Seiten der Obrigkeit verdienen? wie fern eine lanx satura auch über Religieuse Streitigkeiten sich ergießen: wie weit sie sich mit dem Personellen vermischen: und in die Sprache der Geistlichen gleichsam eingetunkt werden könne? — das alles will ich hier nicht untersuchen: pinge duos angues! sacer est locus! — — — — — — — —

Laßet uns also Abbten sein Auto-da-Fe vergeben! — und wie herzlich gerne werden wirs thun, wenn wir die Antworten drauf von Seiten der so genannten guten Sache lesen. Ich führe

die an, die sich die beste dünkt, und auf eine so verworrene Art ihren Ernst, auf so pöbelhafte Art ihren Spott auskramet: daß ich nicht weiß, was ein Nachkomme des zwanzigsten Jahrhunderts, der die ganze Orthodoxie seines Zeitalters besäße, von dieser Scharteke zu Ehre unsres Zeitalters sagen möchte. Wir würden diese Christherzliche Danksagung, die so Christlich und Orthodox ist, daß der Censor des Druckorts ganze Reihen von Schmähworten hat fortschneiden müßen — wir würden sie kurz und gut für das Gewäsch eines Pöbelweibes halten; ...... allein wehe uns! wir haben gelästert! — Wie? wenn ein Heiliger in Israel, wenn ein Gottseliger Trescho diese Bogen zur Triumphsfahne seiner Religion aushängt? ...... Gut! so will ich dieser Nachricht zu Folge das ganze Ding noch einmal lesen — und nun wird alles abscheulich! — Vertheidigung und Anschimpfung: eigne Canonisation seiner selbst, und gegen andre sein schwärmender Ernst und sein Pöbelhafter Spott ...... und nun geht er vielleicht gerade zu Abbts Grab, um mit heiliger Hand die Asche deßelben zum Avto-da-Fe zuerst zu befördern.

II.

Ueber die Elegien.*

(Vgl. I. Einleitung S. XXXIII.)

Ich setze diese Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, Auszugsweise hieher, und ergänze die Anmerkungen, die in einer andern Schrift dazu geworfen waren, und jetzt weggeblieben sind.

Elegien sind ein kleiner Roman: daher nicht immer für das Publikum, es sei denn für die Neugier deßelben; mehr für die theilnehmenden Privatpersonen, und verliebte Elegien am gefälligsten

*) Litt. Br. Th. 13. p. 69—83.

für den geliebten Gegenstand selbst.) Eben dies dachte ich u. f. p. 222.* [I, 477**] — aufrichtet: dort sympathisiren, hier lachen wir wider Willen.

Die meisten Dichter scheinen den Begrif der Elegien allzusehr eingeschränkt zu haben) wie vielleicht auch den Begrif der Ode.

Man könnte die Elegie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen: denn die merklich reinen Empfindungen der Lust und Unlust gehören für die Ode: Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang, noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht. Veste Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen: sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüße aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann auch in der Ode vorgestellt werden; dem Elegischen Dichter bleiben also nur gemilderte Empfindungen übrig.) Diese Psychologische Abtheilungen der Gedichtarten sind nicht völlig ihren Gegenständen angemeßen. Es gibt auch, wenn nicht auf gut Wortcritisch, die versus impariter iuncti die ganze Elegie ausmachen sollen: es gibt auch Elegische Oden, wie die Horazische auf den Tod Quintils; auch Elegische Idyllen, wie so viele Beispiele bezeugen. Ist nun schon dies: so ist Elegie und Trauerspiel gar nicht zu vergleichen; denn in dem leztern gibt es mancherlei andern Schmerz, als den Abbt demselben anweiset. Die Gränzscheidung ist also schon sehr ungewiß: (die angegebne Natur der Angränzenden will ich nicht untersuchen) und die bestimmte Erklärung selbst erregt Zweifel. Elegie eine Beschreibung der Empfindungen — Beschreibung? was kann daraus nicht alles werden? Description, die als Rednerkunst vollkommen ist, kalte Declamation; lieber also gleich: sinnlich vollkommener Ausdruck: sinnlich vollkommene Sprache der

---

*) Fragmente 3. Sammlung 222—252. „Von beiliegenden Blättern werden die Noten, so weit sie citirt sind, in den Text gerückt" [Anweisung Herders].

Empfindungen. Aber der vermischten Empfindungen? Wie, wenn das Frohe und das Leidbringende gleich vermischt; wenn gar das Frohe überfließend wäre? Noch immer vermischte Empfindungen, aber noch immer Elegie? Nein! und so streiche ich auch dies Philosophirende Wort weg, und sage: Elegie ist die sinnlich vollkommene Sprache gemilderter trauriger Empfindungen. Wie unterscheidet sie sich nun von der Ode? daß diese merklich reine Empfindung enthalte? Nicht immer; nur daß jede Empfindung der Ode, sie sey rein, oder gemischt, stark, oder gemildert, daß sie auf eine sinnlich vollkommne Weise ein Ganzes, und zwar nach der eigentlichsten Bedeutung, ein Lyrisches Ganze sey. Nun gibt es also Elegische, Idyllenartige Oden; ja wenn ein Monolog des Trauerspiels lyrischer wäre, wenn er ein lyrisches Ganze ausmachte, wie oft bei den Griechen: so könnte selbst ein Stück der Tragödie Odenmäßig werden. Ueberhaupt kenne ich nichts so unbestimmtes, als die Worte: Ode, lyrischer Gesang, Idylle; daher Abbten seine willkührliche Gränzenmischung sehr zu vergeben ist.

Ein großer Schmerz ist stumm; auf einmal verdecket er der Seele alle schöne Auswüchse von angenehmen Bildern; blos gemilderte Empfindungen bleiben dem Dichter übrig.) Hieraus glaube ich p. 224 [I, 478***] — überträgt, und Abbtisch würde ich sagen: die Empfindung ist in Empfindniß verwandelt.

Die Empfindungen der Elegie können entstehen zuerst aus der Betrachtung des Menschlichen Zustandes überhaupt. Der Satyrenschreiber bricht über ihn in bittre Klagen aus; der Elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung.) Daß Elegien über den Zustand u. s. p. 227—31 [I, 480*—482] Menschlichkeit sind.

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen: so müßen wir eine besondre Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdenn entweder unser

Vaterland, oder unsre Geburtsstadt, oder das Land unsrer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind.) Von der Elegie über die Schicksale u. s. p. 232 — 34. [I, 482* — 483] die ich kenne.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben, besonders diejenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe ist hierinn ein Meisterstück.) Ich glaube u. s. p. 234. [I, 483*] haben.

Zeit, Ort, und Umstände sind dem Elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden der Nacht, Einsamkeit, Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: das Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht, wo der Israelitische Dichter seine Elegie: an Waßerflüßen Babylon verfertigt: Wälder, Felsen, ein einsames Zimmer u. s. w.) Wem fällt hier u. s. p. 236. 37. [484**] erwischt. Und wie dem Dichter, so glaube ich, sind auch dem Leser der Elegien Zeit Ort und Umstände nicht ganz einerlei. Nie habe ich u. s. p. 235. 36. [484*] Innerstes. Besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet: ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorüber getragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik — ja wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammen kommen — doch alle diese Regeln leiden Abänderungen — —) Und warum leiden sie u. s. p. 239. 40. [486*] Ton seyn.

Die Betrachtung unsres eignen Zustandes) Dies ist die Residenz u. s. p. 240 — 42. [486** — 487] behaupten.

Die verliebten Klagen gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß ausser diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen.) Woher sind denn verliebte Klagen so allgemein u. s. p. 242. 43. [487*] ergötzet. — Hier kommen auch die Elegien u. s. p. 243. 44. [487**] Satyre ist.

Die Gedanken der Elegie müßen der Würde der Empfindungen angemeßen seyn) Oder vielmehr u. s. p. 245. [488*] Regeln.

Folglich werden die erhabnen Gedanken aus der Elegie wegbleiben, und da die Seele in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das Allzuweit hergesuchte in der Elegie unnatürlich.) Wohl kann p. 245. 46. [488.** 489] Leser."

Bei einem solchen Zustande der Seele ist die Einbildungskraft fast allein beschäftiget: sie sucht vergesellschaftete Bilder auf, um entweder sich zu trösten, oder noch mehr zu betrüben.) So wie jede Leidenschaft u. s. p. 248. [489**] Recht gibt. Ich kann hierinn u. s. p. 247. [489*] elegisch werden.

Gern bleibt also die Seele bei einem einzigen Gedanken öfters stehen, und macht die Anwendung auf sich; daher die glücklichen Wiederholungen — —) So bald diese u. s. p. 248. 49. [490*] gähnen!

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, allzuhäufige O und Ach und Weh, Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzes tödten die Elegie. Der Ausdruck wird so wenig, als möglich, prächtig seyn dörfen. Reinlich und auch zierlich, ungesucht und ungeputzt.) Es gefällt mir, daß der Kunstrichter u. s. [491*] vorgekommen. —

So habe ich durch Elegische Noten Abbts Abhandlung von der Elegie, wie es *scheint*, *zerstücket*, wie ich *wünsche*, *ergänzet*. Weil aber eine Ergänzung durch eingeflickte Noten noch immer sehr viele Lücken läßt: so nehme ich mir eine eigne Reihe von Gedanken, und einen andern Weg, sie fortzuleiten.

Was ist unfremder gegen einander, als die Menschliche Seele, und die Bekümmerniß? Die Freundschaft dieser beiden floß also natürlich in Thränen und Klagen aus: siehe da! *der Ursprung der Elegie aus unserer Natur*. Vergnügen und Mißvergnügen wurden in der Schale der Pandora gemischt: Liebe und Leid wurden auf unserer Erde mit einander gegattet: damit die Süßigkeit

nicht zum Eckel würde, bekam sie durch das Widerliche Reiz und Dauer; der Freude wurde, um sich zu fühlen, eine Begleiterinn zugegeben — die Freudenthräne; die Unlust um sich zu fühlen, bekam eine sanfte Freundin; die Thräne des Trostes. Aus der Mischung also von Unlust, die mit einigem Vergnügen gemildert war, aus ihr ward die erste Elegie geweinet.

So sind ja also doch die vermischte Empfindungen ihre Quellen? Ja, aber nicht alle vermischte Empfindungen. Liebe und Leid wurden, wie gesagt, vom Jupiter gepaaret, und sie erzeugten eine Tochter: das Mitleiden; jedes Mitleid ist eine vermischte Empfindung; nicht jedes Mitleid aber ist Elegisch. Das Mitleidige Entsetzen, der Zorn, die Furcht, das Schrecken, die Rache des Mitleids sind gemischt, wie der Verf. der Philosophischen Schriften scharfsinnig gezeigt hat, sie sind gemischt, Tragisch, aber nicht Elegisch. Das Weinen ist eine Mischung von Lust und Unlust; die wenigsten Thränen aber sind Thränen der Elegie.

Und warum die wenigsten? Zuerst: da die Mischung von Freude und Leid durch alle, auch die feinsten Grade, Verschiedenheiten zuläßt: so gibts Mischungen, in denen die Freude eigentlich der Strom ist, und die Betrübniß, etwa nur die Erinnerung des vorigen Elendes, etwa nur eine kleine Besorgniß, des Glücks beraubt zu werden, tröpfelt Thränen in das Meer des Vergnügens. Man leite aus ihm Poetische Bäche, und sie werden — nicht Elegien seyn; höchstens nur einzelne Elegische Züge haben. So sind also Freudenthränen nicht eigentlich Elegisch.

Noch minder Thränen über eine gegenwärtige Unlust; sollte das Weinen immer auch Lust bei sich führen. Ich will nur die Tragische Täuschung statt Gegenwart nehmen; und sie würkt nie im Theilnehmenden Herzen Elegischen Schmerz. Wenn ich mit Philoctet fühle; das Gefühl ist zu übermannend, die Unlust zu gegenwärtig, mein Strom von Thränen des Mitleids ist nicht Elegisch.

Noch minder die Mischung mit heftigern, rohern Empfindungen; wenn diese gleich immer vergnügend seyn können. Wenn ich mit

Oedip mich entsetze, mit Desdemona zittre; mitleidiges Entsetzen, mitleidiges Schrecken, vermischte Empfindung; Tragisch, aber so wie sie ist, nicht Elegisch.

Ich setze zusammen: was habe ich herausgebracht? In der Elegie herrsche nicht Freude, zu der sich nur einige Traurigkeit mischt, sondern wirkliche Traurigkeit; nicht Traurigkeit, die durch eine zu nahe Gegenwart würklich wird; sonst übermannet sie das Vergnügen: sondern eine etwas entferntere Betrübniß: nicht aber so entfernt, daß ich blos durch Illusion Theil nehme; oder so heftig, daß blos die Vorstellung der Illusion das Würklich Unangenehme verhindern kann; sondern gar keine Illusion, meine Betrübniß. Und nun glaube ich, ist der Gegenstand bestimmt: meine (und zwar ohne Illusion meine) Betrübniß (dies schließt schon alles heftige aus) gemildert (aber wieder nicht durch die Illusion; sondern würklich) gemildert, durch die Entfernung; entweder also der vergangenen Zeit, daß nur eine sanfte Thräne des Andenkens übrig geblieben, oder der Zukunft, daß meine Prophetische Bangigkeit einige entfernte, aber dunkel entfernte Unlust erblicke, oder der jetzigen Zeit, nur daß Ungewißheit, Hoffnung, oder denn endlich Untrostlosigkeit (ich weiß nicht, wie ich den Zustand der Seele nennen soll, der da fühlt, daß er nicht verzweifeln werde) die Unlust entfernt zeige: das sind die Empfindungen der Elegie. Vermischte Empfindungen also? Nicht eigentlich! Nicht Lust und Unlust sind hier vermischt; sondern sanftere Unlust durch die Entfernung gemildert, so gemildert, daß ich sie milde Betrübniß nennen möchte. Ist milde Betrübniß Lust? Eigentlich nicht; durch die Poetische Nachahmung, durch die Empfindniße der Einbildungskraft, die sie erreget wird sie es erst: Ursache und Würkung sind aber nicht einerlei.*

---

*) Die ganze Lehre der vermischten Empfindungen liegt bei dem vortreflichen Anfange des Verf. der Philosophischen Schriften noch in einer dämmernden Mischung der Begriffe. Vermischte Empfindungen können seyn, in denen sich würkliche Lust und Unlust mischet?

Ich also bins, der in der Elegie weinet; weine ich nicht, störe ich nur durch einen Gedanken, durch ein Wort, eine Wendung, eine Mine, die Täuschung: so weinet kein ander mit mir; er lachet oder ärgert sich. Wahrheit der Empfindung sei also die Schöpferin der Elegie: dies ist statt aller Regeln: dies würkt Theilnehmung.

Ich bins, der da weint: so erscheine alles, wie ich daran Theil nehme: wie ich den Gegenstand ins Auge faße, wie er mir ans Herz trift: wie ich ihn auf alle Seiten wende: was ich auf jeder erblicke oder erblicken will: ich sehe ihn, wie ein Weinender.

---

ich weiß nicht, ob dies auf einmal möglich ist, daß nicht die Lust zugleich Unlust, und die Unlust zugleich Lust wäre: ein Wiederspruch. Vermischte Empfindungen also, in denen würkliche Lust und Unlust abwechseln; so schnell, daß unsre Seele sie nicht unterscheidet, sie für Eins nimmt, sie vermischet. Ein neuer Wiederspruch: Es kann diese Abwechselung entgegengesetzter Zustände nicht durch einen plötzlichen Uebersprung geschehen: alle mitleren Zustände muß die Empfindung wie eine gespannte Saite durchzittern, wenn sie ihren Ton verändern will. So gibt es also in der Menschlichen Natur eigentlich gar kein reines Vergnügen, so wenig es eine reine Unlust geben kann: denn zwischen Lust und Unlust ist, metaphysisch zu reden, kein Mittelstand, keine zwei nächsten Zustände. Wir müßen immer gemischte Empfindungen haben, und haben sie, weil wir ein doppeltes Principium der Empfindung haben. — Auf der andern Seite sind daher alle unsere Begriffe von Lust und Unlust blos Annäherungsbegriffe, bei denen der Irrthum nach Maaße unmerklich wird. Jede Empfindung leidet, und ist also an sich unangenehm; jedes Empfindniß wirkt, und ist also an sich angenehm; das Zusammentreffen beider macht den vermischten Zustand möglich: eines mildert das andre — Nun können sich würkliche Empfindungen mit würklichen Empfindnißen, und umgekehrt; würkliche Empfindungen mit Scheinempfindnißen, und umgekehrt; Scheinempfindungen endlich mit Scheinempfindnißen, und umgekehrt, mischen: die Scheinempfindungen und Empfindniße sind wieder von verschiedner Art — indeßen muß jede derselben bestimmt werden, wenn wir uns in der Theorie der sinnlichen und geistigen, angenehmen und unangenehmen Empfindungen nicht unaufhörlich wiedersprechen wollen. Das Wort Empfindniß habe ich in der Note weitläuftiger, als Abbt, für jede Würkung des Principiums der Vollkommenheit in uns genommen.

Ich weine: Schrecken, Furcht, Schauder, ein Schatte von Verzweiflung, Zorn, Neid; alles Heftige kann sich von fern und Theilweise bei mir einfinden; aber wirklich und im ganzen erschrecke, zittre ich nicht: ich vergieße milde Thränen.

Was mildert sie? die Entfernung ins Vergangene hin: so weine ich mit der Elektra um ihren Orestes, mit Oßian um seinen vor Zeiten verstorbnen Sohn: mit dem Israeliten um sein Vaterland, mit Gleim um seine Nachtigall: ich weine um meinen abwesenden oder todten Freund; ich weine bei dem Griechischen Chor zwischen den Scenen, denn die Scene ist vorbei: sie lebt blos noch in meiner Einbildung.

Was mildert mehr die Elegische Thräne? die Entfernung ins Weitere von mir. Daher-wie gesagt, die Sündfluth verliebter Elegien: denn die Liebe ist nur Schmerz und Lust der Phantasie, wenn sie singet.

Was mildert mehr die Thräne? die Entfernung in die Zukunft: daher die Elegische Bekümmerniße über die Beraubung des Freundes, des Vaters, der Gattin, die ich durch eine Anticipation der Zukunft schon, oder durch eine Zurücknehmung des Vergangnen noch zu mißen scheine.

Ich weine; aber in Worten: denn schon zu ihnen hat sich der Schmerz gemildert. Seyn also die Worte ein Ausdruck, der beste Ausdruck, des Schmerzes. — Kann diesen die Prose erreichen; wohl! drückt die Poesie mehr und stärker aus, als die Prose: um so beßer!

Ich weine Elegien für andre; mit ihnen nehme ich also einerlei Gesichtspunkt: ihnen suche ich das Herz zu treffen: für sie zeichne ich meine Empfindungen hin, also (man erlaube mir den nöthigen Zusatz) gleichsam im Perspectiv für sie: alsdenn habe ich den sinnlich vollkommensten Ausdruck getroffen. So ist die Elegie

„die sinnlich vollkommenste Sprache einer milden Betrübniß.“
Und so also mehr als der hinkende Affe des Sylbenmaasses in unsren Poetiken, ein eignes Gebiet der Menschlichen Seele —

liessen sich also über sie nicht Züge einer Geschichte hinwerfen, die über Völker und Zeiten hinaus siehet? Hier sind einige Schattenlinien.

[Die zweite Hälfte der Abhandlung steht umgearbeitet im Ersten Kritischen Wäldchen, S. 32—51. In der hier gegebenen älteren Gestalt hat sie folgenden Schluß:]

3. Hiernach nun müßen Zeiten und Völker nach Maasgabe der Poetischen Stücke dieser Art gesondert werden. Da wir aus den Morgenländern viele und schätzbare Elegien mancher Gattungen [haben]; von den Griechen, im weiten Verstande der Elegien, an den Tragischen Chören, an Episoden der Epopee, und an kleinern Stücken; die merkwürdigsten aber von den Schotten zu uns gekommen; so sollte man nach den gegebnen Aussichten den Werth und den Charakter derselben bestimmen. Da würde man alsdenn unmaasgeblich in den Orientalischen die meiste Dichtung und Bilderschaffung; in den Griechen das schönste Maas der Empfindung, und den gebildetsten Ausdruck: bei den Schotten die einfältigste und stärkste Natur finden. Die Römer, so viel wir von ihnen in dieser, insonderheit in der verliebten Elegie, haben mögen, kommen in der Geschichte nur neben an, hinter die Griechen und haben gar keinen eignen Styl.

Da in den mitlern Zeiten die Elegie so sehr den Romanzenton annimmt: so ist hier, aus den kostbaren Ueberbleibseln der alten Britten, ein großes unversuchtes Feld der Zeiterklärung, bis sich durch die Petrarchs neuer Zeiten, die Elegie meistens in jeder Gattung (wenigstens als Nachahmung einer idealen Natur) wieder erhoben. Ich mag keine Köpfe einzelner Dichter zählen, und habe gnug, eine Geschichte der Elegie entworfen zu haben, an welche in unsern Theorien der Dichtkunst noch nicht gedacht wird.

III.

Ueber das Schuldrama
wie auch
Abbts Beweis, daß die sittlich vollkommenen Charaktere auf der Bühne Ungeheuer seyn.

Einmal gesagt, daß ich hier nicht über Critische Urtheile, sondern die Rechtfertigung dieser Urtheile, über Critische Anmerkungen schreibe; so also nicht ein Wort über Lindners Schulhandlungen, sondern — (auf ein beßer Wort muß ich erst vorbereiten) über Schuldramata überhaupt. Abbt will, daß die ganze Gattung nichts tauge, und so etwas muß man nicht blos wollen, sondern beweisen; ich glaube, daß Abbt auch bei der Vertheidigung seiner überhin fahrenden Critik den Beweis — ich will nicht sagen nicht gegeben — sondern nicht recht aus einander gesetzt.

Schulhandlungen also? warum Schulhandlungen? weil der Schulrektor sie macht? weil sie in der Schule? weil sie von Schülern gehandelt werden? Weg mit dem faulen Dreiblatt von Ursache! weg mit dem Namen! weg mit dem ganzen Dinge selbst! Ein Schuldrama gehörts zum Amt des Schulrektors, zu der Pflicht der Schüler, zur Würde der Schulen? Für diese was gehört ein Puppentheater, wozu sich Ministerium, und Rath, Scholarchen und Eltern, die Väter der Stadt, und die Gaßenjungen versammeln? Ists für den Schüler, daß er den Schüler aufgebe, und ein Comödiant werde? ein Viertheiljahr in seinen Arbeiten säume, um seine Rolle, die der Junge vielleicht nie vergeßen wird, auswendig zu lernen? um den Affekt böser Charaktere zu studiren, ihn wenigstens künstlich nachzuahmen, ihn zu lernen? um endlich die natürliche gegen die übertreibende Deklamation zu vertauschen, ohne die sich für einer Menge Volks kein Theaterstück ausnimmt, und die der Jüngling sein Leben durch nicht nutzen

kann, es sei denn als Comödiante? — Gehörts endlich für einen Schulrektor, als solcher ein neues Drama zu erfinden? als solcher ein Drama wenn auch nach alter Art zu machen, vorzubereiten, zu begleiten? als solcher in theatralischer Deklamation (ich rede von keiner andern) zu üben? als solcher endlich zu zehn Nebenunordnungen Gelegenheit geben, die der junge Comödiant Eltern, Lehrer, sich selbst, andern spielen kann — Ein Weiser aus den Persischen und Griechischen Schulen beantworte diese Fragen!

Und würde auch keine von ihnen beantwortet; noch streiche ich das Wort Schuldrama weg; denn kein Schulintereße, keine Schulsituation an sich gibt ein Drama: alle vorige Ursachen, Schulrektor als Verfaßer, Schüler als Akteur, Schule als Marionettentheater thun nichts zur Sache; sonst könnte es auch nach Verfaßer, Akteur und Bühne Holzinspektor- Schorsteinfeger- und Stalldramata geben: welche Erfindung!

Statt Schulhandlungen also Kinderdramata! Nun warum nicht gleich Kinderspiele? Da ich ein Kind war, that ich, wie ein Kind, und war klug, wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; geben diese nun Handlung, Leidenschaft, Charaktere, Aktion, daß ich es Drama nennen könnte? Da lebt die Klage jenes Tragödienspielers in der Tragödie auf: there is an aviary of children, little eyases, that cry out on the top of question, and are most tyrannically clap'd for't; these are now the fashion and so berattle the common stages (so they call them) that many wearing rapiers are afraid of goose-quills and dare scarce come thither. Abbt kann Lindner keine schnaakischere Wendung machen, als wenn er überall Schüler und Kinder verwechselt.

In meinem Leben habe ich nicht viel feierlichere Auftritte gesehen (es sei denn vielleicht als Kind, den vermummten H. Christ am Christabende, oder als Knabe den Marktruffer, auf seiner Theatralischen Marktbühne) als, da ich vor einer großen Menge Volks, auf einem dazu erbaueten Theater aufführen sahe — den Seneka des von Creuz von — lauter jungem Frauenzimmer, oder, hier

paßt sich der Name beßer hin, als in unsre Wochenblätter — von lauter schönen Kindern. Man denke sich einmal den rührenden Auftritt, wenn ein Seneka, Piso, Lucius, Annäus, Cleonicus, der Hauptmann des Nero, allesamt nach Stand und Würde alberne Philosophen, todte Charaktere, und spielende Deklamanten des Herrn von Creuz, wenn diese in weiblichen unbärtigen Gestalten, in vermummten Kindern, sich mit sanft lieblicher Stimme hören laßen! An Charaktere, an Aktion, an theatralische Illusion nicht zu gedenken, denn die liegt nicht im frostigen Stücke selbst: will ich nur mit Rousseau fragen: ob eine solche Verlarvung, ein solches sich hören laßen, ein solcher Vortritt je für ein Frauenzimmer bildend, und auf gute Art eindrücklich seyn könne? — Und was hierüber gesagt ist gilt von jedem Abdolonymus und Alexander auch, den ein kindischer Abdolonymus und Alexander, ein unbärtiger Gottfried von Bouillon, ein Erzbischof Albert im französischen Kleide vorstellen soll — unzeitiges Kinderspiel! kurz und gut!

Wenn also kein Kinderdrama: so ein Drama für Jünglinge, daß die handelnden Personen, und die Charaktere selbst, die Handlung und ihr Intereße Juvenil sey (man erlaube mir dies Wort) sollte denn auch diese Gattung unmöglich, untauglich seyn? — Kaum! es gibt Situationen der Jünglinge, die allerdings eine dramatische Handlung, ein täuschendes Intereße geben können: es gibt im Jünglingsalter Charaktere, die auf dem Theater beßer als Greise, und abscheidende Christen, leben, und wenn ich nun dazu setze, daß diese Jünglings Charaktere, und Jünglings Situationen von keinem, als von Jünglingen vorgestellt werden müßen: taugt da die ganze Gattung überhaupt nichts? Nichts ist trüglicher, als so allgemeine Behauptungen, insonderheit in Werken des Genies!

Soll ein Drama das Menschliche Leben, in seinen Sitten und Handlungen, Denkarten und Situationen nachahmen: soll jede Scene eine merkwürdige Scene der Menschheit, wie in verkürzter Aussicht, uns näher und gedrängter ans Auge bringen; wie? das

Jünglingsleben, Jünglingssitten, Jünglingshandlungen, Jugendliche Denkarten und Scenen, gehören sie nicht mit zum Menschlichen Leben? und wird sich also ein Sokrates der Bühne ihrer schämen? — Oder sind sie keines Theatralischen Bildes fähig? nichts mehr, als dies! Spinnen Jünglinge keine Handlungen an, die Dramatisch werden können? glimmen in ihrer Brust keine Leidenschaften, die zur illusorischen Flamme der Bühne ausschlagen können? gibts in ihnen keine Charaktere, in ihrer Welt von Lebensart keine Situationen gegen andre, die einer theatralischen Vorstellung fähig wären? O ich mag nicht weiter hin fragen: hier ist der theatralische Jüngling nach Horaz:

imberbus iuvenis, tandem custode remoto
gaudet equis canibusque, et aprici gramine campi;
cereus in vitium flecti, monitoribus asper,
utilium tardus provisor, prodigus aeris
sublimis, cupidusque et amata relinquere pernix.

Im Jünglingsalter lebt recht die Bühne: hier der Funke zu Leidenschaften, und die Anlage zu Verwickelungen: hier die freiesten Charaktere, theils gegen einander abstechend, theils sich noch unverhüllt zeigend: hier das Gute und Böse im Menschlichen Herzen, wie es ist: hier custode remoto die Lieblingslaunen der Unart: die Biegsamkeit zu jeder Ausschweifung: die Härte, sich wieder zurückbiegen zu laßen, ja darf ich sagen, hier die lebhafteste Theilnehmung: denn wohin setzen wir uns lieber zurück, als in unser Jünglingsalter und Jünglingssitten: hier also beßer der Sitz der Bühne, als in dem Alter der Politischen Männlichkeit, oder in dem Ableben frommer Greise.

Als man das Menschliche Leben noch mehr vor Augen hatte, beßer studirte, sorgfältiger nachahmte: schloß man da das Jünglingsalter, das Knabenalter von der Bühne aus? So muß man ja denn keinen Terenz kennen, der nirgends beinahe lieber ist, als zu Hause, und unter Jünglingen. So muß man ja von keinen verlohrnen Stücken Menanders auch nur die Namen gehört haben. So muß man die alte Sittenbühne nicht kennen, seitdem sie aus

satyrischen Poßenrißen eine Sitten- eine Charakterbühne, eine Schule des Menschlichen Lebens ward.

Aber seitdem ein älterer Anstand alles zu überschminken anfing, seitdem in den Händen unsrer artigen Nachbarn die Bühne eine Schule gesetzter Artigkeit, und in noch wohlmeinendern Händen eine Moralische Predigt ward: seitdem Liebe und Politischer Schein alles überzogen, und man entweder ganz aberwitzige Narren, oder ganz witzige und gesetzte Personen sehen will: seitdem hat sich mancher artige Mann freilich der Fehler und Heldenthaten seiner Jugend geschämet, und so ist die Jugendliche Bühne mehr ausgegangen, als sie hätte ausgehen sollen.

Der Terenz unsres Jahrhunderts, Diderot, hat sie wieder aufbringen wollen; Schade aber, daß er das Vorurtheil seiner Nation, und was noch mehr als Vorurtheil ist, ihren Hang zu Politischen Angelegenheiten, und zu verkleideten Wortshelden gegen sich hat. Immer also, immer eher werden sich galante Liebesromane, Heldenmasken, artige Munterkeiten eher auf ihr erhalten als seine ernsthafte, Menschliche, häußliche, Philosophische Sittenstücke.

Und denn, darf ich sagen, daß dieser vortrefliche Reformator der Französischen Bühne, auch seine Abwege habe, daß er zu sehr Reformator, zu sehr Erfinder neuer Gattungen seyn wolle, daß dieses gar zu merkliche Wollen, und Unternehmen, diese bestrebsame Philosophische Willkühr ihn fast immer mit einmal zu weit weg, zu sehr auf die Gegenseite wegwerfe — darf ich dies sagen? Ich vermuthete, daß es Leßing bei der vortreflichen Uebersetzung deßelben sagen würde, und hoffe noch, daß er etwas darüber in seiner Dramaturgie sagen werde; ich bleibe also nur bei meiner Seite.

Diderot überhaupt in seiner Känntniß des Herzens, in seiner Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, in Erfindung und Behandlung seiner Sujets, in Beurtheilung und Verbeßerung der Bühne — in allem überhaupt mehr Philosoph als Dichter, mehr ein Mann von Scharfsinn und Verstand als Genie, mehr ein fühlbares Menschenherz, als ein Poetisch flammender Geist — Diderot, der nur immer an neue Bahnen, und an die alten denn

nur denkt, wenn sie veraltet sind, wenn ihre Erneuung eine zweite Schöpfung ist — man weiß, wie sehr er für den Augenschein des gemeinen Lebens, für Theatergemälde, für die fast gar zu feine Pantomime, für die fast zu Philosophische Fortbewegung und Charakteristik einer Gesinnung, für Charaktere, Lebensarten, Stände eingenommen sey: und jede dieser Philosophischen Präsumtionen weiß er so abstechend ihrem Gegentheil entgegen[zu]stellen, daß wir überall dem Mann von scharfem Verstande selbst auf Kosten des Dichterischen Gefühls folgen: wo kommen wir aber endlich hin? Auf ein Philosophisches, menschliches, moralisches Theater, das — nicht mehr Theater ist.

„Wißen Sie, was daraus folgt? — Daß man eigentlich zu „reden, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände aufs Theater „bringen muß!“ Gewiß viel gefolgert: fast so viel, als: daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr natürliche, sondern Politische Menschen, nicht mehr Menschen, sondern Affen auf die Bühne bringen muß.

„Bisher ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk „gewesen; und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber „muß der Stand das Hauptwerk und der Charakter das Zufällige „werden.“ Und was ist denn in der Natur das Hauptwerk: Charakter (ich nehme ihn für das Unterscheidende der ganzen Seele) oder Stand? Jenes eine innere wesentliche Beschaffenheit, die Quelle alles Rührenden in Gesinnung, Leidenschaft, Entschluß, Handlung; dies eine unwesentliche Bestimmung, eine blos äußere Beziehung auf andre. Jener ein Werk der Götter: dieser ein Spiel oder Zwang, ein Zufall der Menschen. Man kehre die Natur um, und alles wird verkehrt. Ein Stand, als Stand das Hauptwerk der Bühne ist Widerspruch: er erreicht nicht den Theatralischen Zweck, er malt, verflicht, er schleicht, er lehrt; oder wenn er ihn theilweise erreicht, so ist es durch die Nebensache (accessoire) es ist durch den Menschlichen nicht Standescharakter, durch das Gesicht voll Seele und Empfindung, nicht durch die Larve, die davor liegt. Kann es einen natürlichern, wesentlichern Stand

(condition) geben, als der Hausvater? und soll ich bei Diderots Hausvater zeigen, daß was ihm der Stand gab, allweilige Hindernisse der Theatralischen Würkung wurden; daß aber was ihm Schönheit, Würkung, Vortreflichkeit gab, blos die durch die Larve hindurchblickende Züge der Menschheit, der in dem Stande sich äußernde Menschliche Charakter gewesen? Der Hausvater liegt da, man zeige es sich selbst.

„Aus dem Charakter zog man die Intrigue. Man suchte „durchgängig die Umstände, in welchen er sich am besten äußert, „und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der „Stand, müßen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten „deßelben zur Grundlage des Werks dienen." Ja zur Grundlage oder vielmehr zur Anlage, zu dem Platz von Umständen, in welchen sich der Charakter äußert. Was Diderot sich entgegengesetzt, ist kein Gegensatz. Stand, Pflichten, Vortheile, Unbequemlichkeiten deßelben sind eben die zusammen verbundnen Umstände, in denen sich der Charakter äußert: sie sind die Situation zum Geist der Handlung, und der Körper zur Seele.

„Die Stände scheinen mir eine Quelle, weit ergiebiger, von „weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle „der Charaktere." Immer recht, wenn der Verf. meint, daß die Stände dem Charakter eine genaue Bestimmung, eine größere Mannichfaltigkeit, eine vestere Anwendung geben können, oder daß, mit andern Worten, die Handlung der Seele sich jedesmal einen völlig gebildeten Körper, eine ganze Reihe von Umständen nehmen müße, in denen sie erscheint. Immer recht, wenn der Verf. meint, daß man um der Theatralischen Handlung diese lebende Welt, diese omnimode Bestimmung zu geben, die Stände der Menschen studiren müße, um nachher ein Individuum aus einer Gattung, eine einzelne Person aus einem Stande aufs Theater zu bringen. Allein immer, daß dies Individuum kein Abstraktes Bild der Gattung werde, keine Moralische Person zum Anschauen; das erste ist nicht möglich, das zweite Untheatralisch; und so ist eigentlich niemals ein Stand, als Stand auf das Theater zu bringen.

Die Monate sind Kalenderseiten; die Jahrszeiten sind Auftritte der großen Natur: so auch, die Stände sind Menschliche Beziehungen, aber die Lebensalter sind Naturscenen; nur diese Abwechselung kennet sie, und der theatralischen Muse sind also auch die Stände nichts, als ein Acceßorium, als Situation, als Materie, die sie mit Geist beleben soll. Und wenn ihr nun um Äußerung des Geistes, der Leidenschaft, der Charaktere zu thun ist: in welchen Lebensaltern wird sie wohnen? in denen, da der Keim sproßet, oder ausgebreitet dasteht; in dem, wo sich die Knospe aufthut, oder blühet, im Jüngling- oder im Mannesalter. Nun kann das Jünglings- sich nahe an das Knabenalter herabneigen, und das Männliche sich nahe ans betagte Alter erheben; aber weder der wahre Knabe, noch der abgestorbne Greis kann, als ein solcher, das Hauptsujet, und eine durch sich wirkende Triebfeder des Ganzen werden. Wohl aber Mann und Jüngling!

Und welcher Kunstrichter will nun bestimmen, wie weit sich dieser Jüngling zum Knaben herunter laßen könne? wie weit zum Manne erheben müße? Läßt sich ein Genie, diese allmächtige Schöpferin Menschlicher Seelen, diese reiche Gewährerin der Charaktere, läßt sie sich durch das blöde Verbot des Kunstrichters binden, lenken, einschrenken?[1] O ihr Kunstrichter und Critischen Köpfe! wollet immer keinen kindischen Jüngling, keinen Heldenknaben, den seit sieben Tagen erst die männliche Toga kleidet, wollet lieber einen Altklugen Blödsinnigen, kurz keinen Philotas, sondern Polytimet: das Genie lacht! und das Dichterische Gefühl entscheidet!

Und so wie hier der kriegerische Jüngling; Knabe an wildem Feuer, und Mann an Heldenmuth; kann es so nicht mehr und in jeder Falte der Neigung, in jeder Beziehung des Lebens, in jeder Form der Denkart, Jünglinge geben, in denen die ganze Menschliche Seele, in aller Jugendkraft würkt, der als kindischer Mann und als Männliches Kind, als ein ausschweifender Liebenswürdiger, und als ein liebenswürdiger Ausschweifender, alle unsre Zurück-

---

1) Msc.: ein schreken [einschrecken?]

erinnerung wecket, den Rest unsrer Jugendkräfte aufrufft, und uns sympathetisch in die Jugendfreuden, und kindischen Heldenthaten der Morgenröthe unsres Lebens zaubert?

Und gäbe es also kein Jünglingsdrama? wo eine Jugendliche Situation, deren es so viele gibt, die Anlage; ein Jünglingscharakter die vornehmste Triebfeder, und also vielleicht mit andern Eingeflochtnen, Hauptakteur wäre: wo die ältern Lebensalter nur so fern erschienen, als er sie in seine Situation verflochten: wo alle Sympathie der Zuschauer jugendlich wäre — gäbe es kein solches Drama? Und ich glaube, daß keins so reich, so mannichfaltig, so Menschlich würksam, so Theatralisch lebendig, so ungebraucht sey. Laßet uns also immer sagen, daß Philotas ein Original, und wer uns mehrere Philotas andrer Art gäbe, ein Original in dieser Gattung sey, die ich das „Jugendliche Drama" nenne!

— — Fungar vice cotis, acutum
reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

Selbst Abbt fand, daß er (nicht gegen den Verf. der Schulhandlungen, nicht gegen eigentliche Schuldramata) gegen die ganze Jugendliche Gattung des Theatralischen Drama zu weit gegangen war; er schleicht daher in der Vertheidigung seines Urtheils* über Einiges sehr lose hin, wäre es ihm aber nicht zu größerer Ehre gewesen, selbst sein Urtheil genau zu berichtigen und einzuschränken, zumal, da dies keiner seiner Feinde gethan hatte?

Anhang
über Abbts Beweis**
daß die vollkommen sittlichen Charaktere Ungeheuer der Bühne sind.

Der Philosophische D. hatte sich von Zeit zu Zeit*** wider das Moralische Ideal in der Poesie, wider die vollkommenen sitt-

*) Litt. Br. Th. 16. p. 94. 95. 108. 109.

**) Litt. Br. Th. 14. p. 253. u. s. w.

***) Litt. Br. Th. 4. p. 285 u. f. Th. 7. p. 117. f.

lichen Charaktere derselben mit so deutlichen Gründen erklärt, und seine Gründe mit den Meinungen und Beispielen andrer bevestigt, daß ich es nie habe begreifen können, wie dem ohngeachtet die Schweizerischen Kunstrichter gegen diese so überzeugenden Gründe taub blieben. Hätte ein andrer, der nicht diese Philosophische Mäßigung beseßen, so viel Recht, und so viel Widerspruch gehabt: welche Schadloshaltung hätte er sich mit den erbärmlichen Moralisch vollkommenen Schweizertragödien geben können! Aber der Philosoph, der Gründe gesagt hatte, suchte um das Vorurtheil des gemeinen Geschreyes wenigstens zu überreden, Autoritäten.*

Abbt will einen förmlichen Beweis** geben, daß solche Idealgespenster Ungeheuer der Bühne wären; ich glaube nicht, daß ihm das Förmliche der Demonstration gelungen, und daß das Materielle des Beweises, der Grund selbst, von Moses in dem ersten Briefe hierüber schon beßer gesagt war. Nach der förmlichen Weise Abbts von der mehr oder weniger sinnlichen Vorstellung, von der hinlänglichen Abwechselung der Empfindungen und des Vergnügens, von der sparsamern Vertheilung der bewunderns-würdigern Züge, aus dem Zweck des Drama u. s. w. kann man alles beweisen, wenn ich blos auf die Form sehe; und das Treffende des einfältigen Grundes gehört, wie gesagt, Moses. Ich wollte also, daß jemand sich dieser Materie von Grundaus annehme: denn überall in Werken des Geschmacks und der Dichtkunst, bei Gemälden und Münzen so gar ist dies Moralisch vollkommne Ideal der schädliche Lieblingsgötze unsrer Zeit geworden.

IV.

Einige Anmerkungen über Romane.

Auch ich nehme es Abbten übel, daß er*** einen Parodisten deßwegen lobt, daß „mein Schriftsteller muthig gnug ist, am Richard-

---

*) Th. 9. p. 49 u. f. **) Th. 14. p. 252.

***) Litt. Br. Th. 21. p. 148.

„son einige Fehler zu ahnden, und ich weiß nicht, ob Sie es nicht „unserm Landsmanne Dank wißen werden." O gar nicht! Einige Fehler zu tadeln, die jeder zu sehr einsieht, sie von einem Parodisten tadeln, sie von dem Recensenten des Parodisten wiederholen zu hören: ist unzeitig, ist schädlich. Eben hier wäre der Ort gewesen, unser armes Deutsches Publikum, das so sehr herumgezogen wird, und bald nicht weiß, wie ihm ist? zu leiten; dem Parodisten mit seinem Werke verdiente Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, aber seinem Naseweisen Urtheil über Richardson eben Gränzen zu setzen; ihn auf seinem Pfade aufzumuntern; aber ja auch die Linien zu ziehen, wie weit er, wie weit sein Verdienst ginge.

„Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man „gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begei- „sterten, vertilget. So oft gewiße Dinge, die uns gerührt, und „unsre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen" (warum nicht auch erhabnen) „Empfindung[1] durchzittert haben, „lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an „unsern Vergnügungen ausgeübt. Wozu soll z. E. der Witz, „Heldengedichte" (warum nicht auch Tugendromane) „zu parodiren? „Einiger lustigen Einfälle" (komischen Situationen) „wegen,[2] „verlieren wir das Vergnügen, zu bewundern. Das Poßierliche „erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Ein solcher Verf. gibt uns „einige süße Sachen zu kosten, die in dem Augenblick, wenn[3] wir „sie genießen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herr- „lichen Wein, der uns vorgesetzt ist, verderben."*

Wenn Abbt lebte, würde ich diese Stelle ihm vorhalten, und fragen, wie ihm, warm und begeistert vom Grandison, Grandison der zweite schmecken würde? Jeder zu seiner Zeit und an seinem Ort mag ein guter Gesellschafter seyn, nur daß der Kunstrichter die kleine Vorsicht beweise, das Äffchen nicht in die Gesellschaft seines

*) Abbt vom Tode fürs Vaterl. p. 27. 28.

1) Abbt: Empfindlichkeit

2) Abbt: wegen einigen lustigen Einfällen 3) Abbt: wann

großen Originals zu führen, und uns denselben in diesem poßierlichen Kontrast, nicht zu empfehlen, sondern zu verleiden. Das ist Honig und Butter zusammengeschlagen — Eckel erregende Mischung.

So weit mag also ein Censor* Recht haben; aber weiter kaum! Die Einwürfe gegen Richardson, wie sie vorgetragen werden, mögen „nach der Mundart kleinstädtischer Advokaten, und großstädtischer Hofdamen, nach dem Fuß von Berlinersitten" u. s. w. eingerichtet seyn: ich würde so gar, wenn Richardson vertheidigt werden müste, ihn „über das unaufhörliche ins Gesicht loben, über das „Posaunen des D. Bartlett, über den abgeschlagnen Zweikampf, „über das Naseweise Dorffräulein, über die langen Briefe, über — „über — —" ich würde ihn über alles aus seiner Manier, (die bei dem grösten Meister doch immer Manier bleibt) entschuldigen können, wenn ich mehr als Cavaliermäßig retten wollte.

Aber nun? sollte Abbt nicht einiges Recht haben? Sollte er sich an den Schwächen dieser sonst vortreflichen Richardsonschen Manier so ganz irren? Nur freilich den schreienden Landjunkerton des Parodisten und seines Recensenten; wir reden ja nicht für Deutschland, sondern für die Kunstrichter — für Kunstrichter der Richardsonschen Manier:

„Die Leute loben sich alle unaufhörlich und wechselsweise ins „Gesicht: das Fräulein Biron wird unmäßig gelobt, ohne daß „man weiß warum? Bartlett posaunet; alles ist feierlich augusт, „sich durch seinen eignen Beifall belohnend." Ich könnte alles verzeihen, wenn ich mich in Richardsons Stelle setze, der Romanische Tugendbilder zeichnen wollte — Aber warum wollte er sie zeichnen? warum setzte er sie nicht lieber in Handlung des Augenscheins, die statt aller seiner erborgten und wiederbezahlten Lobsprüche selbst zeugten, selbst lobten, selbst wider Willen Achtung, Bewunderung, Rührung erzwängen? So wäre sein Roman Dramatischer geworden; nicht der Romanische Richardsonsche Ton mehr! O des lieben leeren Wortes! eben wenn dieser

*) Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur I, 180. 182.

beßere, Handlungsvolle Dramatische Ton nicht auch der Romanton des Göttlichen Richardson hätte werden können, und werden sollen.

Und denn? Richardson wollte Tugendbilder zeichnen: vortreflich! Moralischer Weise Göttlich! Dichterisch groß! Aber, ob er diesen Tugendbildern immer gnug Bestandheit, Individualität gegeben, ob sie allemal solche ganze Geschöpfe sind, daß ich sie so gleich in tausend erdenkliche Fälle setzen und aus mir selbst wißen kann, wie sie — nicht ohngefähr handeln würden; sondern handeln müsten: ob er als Poetischer Schöpfer (im Detail ist er der größte Seelenkenner) sie so ganz zu schaffen wiße, daß sie wie einige Nebenpersonen ganz und gar leben? ob es dem Zweck des Romans entspreche, an Stärke nicht so ganz Poesie, sondern die vortreflichste Sittenmalerei, halb Poesie und halb Geschichte zu seyn? ob — doch ich frage zu viel, und wollte nur den Zweifel rechtfertigen: „daß manche Situation des Grandison wohl zusam-„mengestückt seyn könne, daß sie in tausend Beispielen nicht ein-„mal wieder paßen kann."

„Der Auguste Familienton, das wunderkluge Dorffräulein, „das Unwahrscheinliche der langen Briefe" — allerdings gehört alles, wie es jetzt ist, zum Licht und Leben, zur Wahrmachung und Bestimmtheit der Scene; aber freilich oft — mehr historisch, Briefmäßig, Familien = Landmäßig, als Romanisch, dichtend, Poetisch.

„Es ist endlich immer doch gut, auch bei den größten und „feinsten Genies die Viertheilstündchen, darinn sie einmal genickt „haben, anzumerken;" aber Schade deßen! der nichts, als dieses bemerkt. Wollte ich lieber Grandison, oder Grandison den zweiten, auf Richardson lieber eine eckeligte Critik, oder ein freilich begeistertes Diderotsches Ehrendenkmal geschrieben haben? Wer ist so kothherzig, um dies fragen zu können? und damit niemanden diese Erörterung der Critiken schade: so lege man so gleich das Blatt hin, und lese das genannte Denkmal eines Genie's auf ein Genie, Diderot's auf Richardson.*

*) Unterhaltungen [I, 118—140].

Ueber unsern Deutschen Don-Quischotte.*

[Nur die vordere Partie dieses zuerst „Ueber Wielands Sylvio von Rosalva" überschriebenen Capitels ist erhalten. Der Inhalt ist in das vierte Kritische Wäldchen aufgenommen, III, 4: Laune.]

---

*) Allgem. D. Bibl. Th. 1. St. 2. p. 97.

Zweite Abtheilung.

Abbts Anmerkungen über die Deutsche Sprache.

[Kapitel 1—3 fehlt.]

4.[1]

Ueber die Prose des guten Verstandes.

Fast zu lange gibt sich Abbt mit dem elenden Schmierer der Quedlinburgschen Schilderungen und andern Witzlingen ab, um nichts mehr zu zeigen, als was jeder auf der ersten Seite weiß, daß sie elende Schmierer sind. Einigermaassen hält er uns dabei immer für die verdrüßliche Bekanntschaft schadlos, wenn er über das Jämmerliche der Deutschen Wochenblätter und andrer witzigen Schriften Patriotische Klagen ausschüttet.

Nichts ist gerechter, als diese Klagen, und wenn wir sie von den elenden Wochenschriften in Deutschland noch über die mittelmäßigen ausdehnen: wie wenig bleibt übrig? Und wo traue ich mir die Geduld zu, aus diesem ungeheuren Berge von Staub und Asche einige Goldkörner hervorzusuchen? Daß unser illiterates Publikum großentheils noch so wenig Cultur hat — unter vielen andern Ursachen werde ich mir auch immer die sagen, daß wir so wenig gute Schriften für den gemeinen Mann haben: und dann kann ich mir nicht die Grille ausreden, daß eine gute Wochenschrift viel zur Bildung einer Stadt, oder wenigstens einer Reihe von Lesern in einer Stadt beitragen müße. Der größeste Theil von denen, die wir zum gemeinen Mann zählen, lieset und höret wenig

1) Nach der vorletzten Redaction (in der dies Capitel die Nummer 3 hat). Von der letzten Bearbeitung ist nur der Schluß erhalten.

mehr, als Andachtsbücher und Predigten: und auch diese meistens so unzuverläßige Schule des Geschmacks, trägt weit mehr dazu bei, ihn mit einer ordentlichern und etwas höhern Denkart bekannt zu machen, als man denkt. Man erkennt das Verdienst ordentlicher Predigten, wenn sie auch übrigens nur mittelmäßig wären, lange nicht gnug von dieser Seite: was für Barbarei unter das Volk (unter diesen Namen gehören ungemein viele!) sich einschleichen, und mit sehr schädlichem Scepter herrschen würde, wenn auch nur einige Jahre hin die öffentlichen Vorträge wegfielen, die jetzt nichts als Predigten sind.[1] So bald sie nicht mit leerem mystischen Zeuge die Ohren und den Verstand betäuben: die Brust nicht mit enthusiastischen Erfahrungen beklemmen: — so bald sie verständliche Lehren und vernünftige Pflichten in einer ordentlichen Denkart vortragen: so sind sie schon immer Sittenlehrer des Volks, die den Grund seiner Seele weich halten, daß er sich nicht härtet, und den Verstand deßelben öfnen, um doch immer Augen zu haben, die das Licht der Ueberzeugung empfinden können. Und nun setze man einen Prediger, wie er seyn soll, und selten ist: einen Mann, der recht dazu gemacht sey, für den guten, gesunden Verstand des Volks zu reden: der Gelehrsamkeit, und wißenschaftlichen Vortrag zu vergeßen weiß, um mit dem gemeinen Mann brüderlich zu reden: der die leichte Hand hat, jede seiner Lehren und Pflichten so nett in eine Situation des Lebens einzuschieben, daß sie sich dem Zuhörer immer ganz darstellen müßen, wenn er auf einen Vorfall dieser Art geräth — man denke sich einen Mann, der zu rechter Zeit über die Gränzen seiner Dogmatik und Moral so nützlich übertrete, daß er sein Wort nicht immer vom Himmel, sondern aus dem Menschlichen Herzen, aus den Kammern der Erziehung, der Geschäfte, der Besuche zu holen weiß, und die Philosophie des gesunden Verstandes, und des gemeinen Lebens mit Religion freilich oft[2] überkleidet — einen Mann, der in das Innere der

1) Gestrichen: „die man Predigten nennet."

2) Zuerst: „oft nur"

Denkart seiner Zuhörer, in ihre Vorurtheile und praktische Ketzereien, mit stillem Feuer einzudringen, und nur dazu zu bringen weiß, daß jeder nach seinen Seelen und Leibesumständen für sich denken lerne — o ein solcher Mann ist der einzige Demagoge unsrer Zeit, und des Ordens der Verdienste vielleicht würdiger als die Voltaire, und Algarotti. Was er zur Bildung beiträgt, nenne ich mit einem Gefühl der Ehrfurcht, wahre Politische und Menschliche Erbauung, die um so viel vester und heiliger ist, weil sie in das Licht der Theologischen Erbauung und in den Schatten der Andacht tritt.

Nun stelle ich gleich hinter diese Gespräche und Vorträge der Andacht, um eine gewiße beßere Denkart auszubreiten, sogleich — — was? — nichts neuers und seltners, als Wochenschriften, aber Wochenschriften wie ich sie wünsche. Wo der Demagoge in schwarzen Kleidern aufhört, und aufhören muß, um nicht sein Heiligthum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volks zu veräußern: da fange der Wochenschriftsteller an; so wird er auf der einen Seite nicht Gefahr laufen, zu andächteln und zu beten, wo ers nicht soll — und auf der andern Seite schon einen halb gebahnten Weg vor sich finden. Er wird es also zu seiner ersten Pflicht machen, in die Denkart und die Vorurtheile seiner Nation, seiner Zeit, seiner Gegend zu dringen, und das aufzuräumen, was der geistliche Redner muste liegen laßen. Er wird sich in die Stände und mancherlei Situationen des Lebens versetzen, und allen allerlei werden: hier und dort im Menschlichen Herzen lauren: hier und dort den falschen Geschmack angreifen: nie die National- und Lokalseiten des Geschmacks und der Denkart aus der Acht laßen: und von Philosophie, und Historie, von Känntniß der Natur und der Bücher: von merkwürdigen neuen Vorfällen, und Entdeckungen nur just so viel erbeuten, als er zu seinem Zweck nöthig hat. Uebrigens wird er so viel Einkleidungen wählen können, als uns die vorigen Wochenblätter nicht alt oder verhaßt gemacht haben: und immer das Angenehme und Unterhaltende seines Vortrages nicht in Bücherwitz, wenig in Dichterischen Ein-

balsamirungen: noch weniger in spaßhaften Verkleidungen, und am wenigsten in den Philosophischen Kathederambitus setzen. Aus dem Innern seines Vortrages, aus dem lebendigen Auftritt seiner Geschöpfe, aus der tiefen und klaren Quelle der Menschenkänntniß wird er sein Annehmliches ziehen, und welch eine Menge von Hülfsmitteln hat er nebenhin zur Hand, da er aus allen Wißenschaften aufbieten kann, was er braucht.

Wie groß wird hier das Feld, aus dem der Wochenschriftsteller Nutzen ziehen, und auf das er Nutzen ausstreuen kann! Auf wie viel Seiten kann er dem Geschmack, dem Verstande, den Gesinnungen, und dem Umgange beikommen! Auf wie vielerlei Art beßern, und bilden, wenn er sich einmal zum Schriftsteller seines Volks zu machen weiß. Nun aber die Augen niedergeschlagen, wenn wir von unsrer Luftreise: „was Wochenschriftsteller werden können?" zurück kommen, und sehen: „was sie sind?" Gut genug, wenn sie nur nicht den Geschmack verderben — durch elende Poesie und elende Prose! Gut genug, wenn sie uns die beste Moral nur nicht langweilig wegschwatzen! Gut gnug, wenn sie nur nicht das Lesen verekeln! —

Man sollte kaum glauben, wie weit auch unsre beßere Schriften dieser Gattung von diesem vorgesteckten Ziel abstehen, und wie viel dran fehlt, in ihnen eine Demopädie, eine Schule des Geschmacks und der Sitten zu suchen — wie viel dran fehlt, um ihnen den Ehrennamen zu geben, den jener Egyptische König auf seine Bibliothek setzen ließ: Arzneikammer der Seele: wie viel, um ein Gemälde der Sitten eines Orts, oder Volks: wie viel um eine Encyklopädie der Wißenschaften für den gemeinen Mann zu heißen: wie viel um nur den Punkt getroffen zu haben, aus welchem ein gesundes ungelehrtes Auge sieht, es sey Wißenschaft oder Weisheit, Erfahrung oder Geschichte: wie viel um nur die Saite getroffen zu haben, die am ersten in dem Menschlichen Herzen wiedertönt, man schlage auf dieselbe mit Dichterischen oder Menschlichen oder Religionsempfindungen — und denn am allermeisten, wie viel an der Sprache fehlt, die weder wißenschaftlich, noch rednerisch, noch

kanzelmäßig, noch tändelnd, noch grob, noch witzig, noch dichterisch — sondern für den gesunden Verstand spricht. — Ich sage, man sollte kaum glauben, wie weit weg unsre besten Wochenblätter hier nachbleiben.

Und da ich nun so viel auf National- und Local Werth dringe: so darf ichs nicht noch zusetzen, daß je beßer einige Wochenschriften für England sind, das heißt je mehr sie ihr Land, und ihre Nation, ihre Geschichte und ihre Situation nutzen, desto weniger müßen sie für Deutschland selbst [sein], selbst wenn sie die beste Uebersetzung travestirte. Hier ist einmal die ganze Lage von Umständen weg, in die sie sich paßen: drei Viertheile von dem, was ihnen Leben gab, wenigstens für den gemeinen Leser weggestorben: die Politische Seite, von der sie ihre Nation so sehr intereßiren, ist für uns weggekehrt: die besten Gemälde ihres Spleens und Humours halb verbleicht: vom vortreflichen Gebäu ist hier und dort nichts übrig, als Sparren, Balken, Wände, und Gerüst: kurz sie sind um so fremder für uns, je mehr sie für ihre Zeit und Ort waren — und können sie also ausrichten, was eine Wochenschrift ausrichten sollte. Wie arm sind wir mit ihnen allen!

Und wie reich wären wir mit ein paar Produkten von eignem Boden auch für unsre Litteratur. Man glaubt nicht, wie hoch einige Schriften, in denen der wahre Ton der Prose herrscht, für Deutschland anzurechnen wären, da wir in dieser Prose noch so ziemliche Fremdlinge sind — wie viel Werth ein Buch hätte, das Gelegenheit darböte, diese goldne Prose so mancherlei Schreibart anzupaßen. — Hier der Geschichte anzupaßen, aus der man intereßante Stücke und Situationen abschnitte, um sie für den gesunden Verstand vorzutragen — dort der Philosophie, um sie unter Menschen zu leiten — hier den Erfahrungen, ohne doch Fisch- und Steintheologien zu schreiben — am andern Ort den Weltveränderungen, ohne sich doch auf ein Coffeehaus voll Staatsdiscurse zu verlieren — hier dem Gesellschafts- und Gesprächton, ohne bei Fontenelle und St. Mard artige Uebergänge lernen zu dörfen. —

So mancherlei Materien der ächte Vortrag des [1] gesunden Verstandes in seiner Nachdrucksvollen Deutlichkeit, in ungesuchtem Schmucke angeschmieget — Deutschland auf die veste und runde Prose geleitet, die wir wie ein Urim und Thummim in unser Brustschild schließen sollten — die Wendung studirt, in der wir an Denkart und Sprache zwischen der Einbildungskraft und dem Ueberwitz, in dem gesunden Urtheil des common-sense eignen Ton fänden — Eine Schrift von dieser Art wäre — ein Claßisches Buch für ein ganzes Zeitalter der Sitten, Litteratur und Sprache: ein Hülfsmittel der Cultur — ein Claßisches Buch doppelt, wenn es ein Hand- und Taschenbuch bei vielen würde — ein dreifach Claßisches Buch, wenn es in Bildung und Nachahmung des Styls Ton gäbe —

So wollte es Abbt, wenn er über die blöden Melancholisten, über die Alchimisten und Dichterlinge des Styls herfährt, und sich so gern mit Moser, den Schweitzerschriften für den Bürger u. a., wenn es auch nur ein Sonderling wäre, beschäftigt, um uns Prose des guten Verstandes zu verschaffen.

5.

Ueber die gelehrte Sprache.

Endlich eine Sprache zu den Wißenschaften: eine gelehrte Sprache — hier empfehle ich die Schauführungen des Paragraphenstyls, der alten Eintheilungen in gemeine, ästhetische u. s. w. Sprache und am meisten seinen eignen Versuch: wie könnten wir uns z. E. der Deutschen am bequemsten zu den Wißenschaften bedienen? Er bleibt zwar meistens bei Grammatik; er entwickelt zwar nicht weder nach der verschiednen Natur einzelner Wißenschaften, noch der Wißenschaften überhaupt: er schlägt zwar noch sehr in die Vorurtheile der gemeinen Sprachphilosophie ein; — aber als erster Versuch gnug!

---

1) Von hier an nach der letzten Redaction.

6.

Ueber die Ausbildung einer Sprache durch Uebersetzungen.

Auch hierüber ist der Abbtische Brief* Ruhmwürdig. Der „Uebersetzer soll selbst Autor werden; soll seiner Muttersprache „vortrefliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern „Sprache anpaßen; so kann er sie ausbilden, Claßisch werden —" die Aussicht hierüber, „wie weit Uebersetzungen bilden — welche „Stuffenalter der Bildung eine Sprache durchlebe — wo unsere „sey?" die Aussicht hierüber geht freilich zu sehr ins Allgemeine, ohne sich an Data, an Beispiele zu heften: immer aber will sie die Sprache weiter bringen — dawider ist nichts!

Indeßen greifen wir nach einzelnen Datis, denn mit ihnen haben wir etwas festes. So glaubte ich mit einer Abbtischen Bemerkung: „daß der Periodische Styl im Deutschen sich vom „Lateinischen unterscheide, daß wenn man diesen mit allen Binde- „wörtern in unsre Sprache übertrage: sie schleppe, daß unsre Latei- „nische Uebersetzer, unsere Schulhumanisten — —" doch warum so viel darüber, was ich zu haben, was ich selbst lange zuvor bemerkt zu haben glaubte? Ein Kenner der Lateiner, selbst ein Uebersetzer des Cicero, selbst ein verdienter Schulhumanist tritt zu mir mit einem „Siehe! du hast nichts!" — Der Mann will mich aus dem Irrthum bringen: soll ich also nicht genauer zu sehen?

7.

Ueber die Verschiedenheit des Lateinischen und Deutschen Perioden.

Heinze fängt mit Autoritäten an: „Das Periodische im „Deutschen? — Was ist denn das? — Ich sorge, daß man mit „diesem Namen etwas beehret, welches man nicht gnug betrachtet „hat. Viele Lehrer, so gar der Lateinischen Schreibart und Bered-

---

*) [Brief 214. Th. 13, 97 fgg.].

„samkeit haben keinen Begrif vom Perioden, wie man am berühm-
„ten Heineccius sehen kann" —

Heinze Besorgniß thut nichts zur Sache: konnte Abbt nicht die tiefen und seltnen Schulkänntniße des Perioden „aus gründ-
„lichern Anweisungen (dergleichen" — — o! welche unbekannte Quellen — „dergleichen die Geßnerschen Anmerkungen über den Heinec-
„cius und die Ernestische Rhetorik sind) geschöpfet haben." Oder warum denn hieraus? Cicero, der Periodische Cicero lag Abbten vor: Heinze Deutscher Periode dagegen, und siehe da! das richtige Grammatische Ohr des Recensenten fällete das Urtheil: Cicero ist im Deutschen nicht Cicero mehr, nicht mehr der Inbegrif des grösten Periodischen Wohlklanges. Woran liegts? Am Uebersetzer? Abbt prüfte und fand es — nicht immer! So also an der verschiednen Natur der Sprachen vielleicht? — dies ist seine Bemerkung.

Nun sollte kein Heinze den Spieß umkehren wollen: „B. selbst fodere die genaueste Nachahmung des Scribenten in seiner Sprache: und sein nachheriger Tadel sey also eben so viel als: Heinze habe den Cicero gar zu Ciceronianisch übersetzt;" steht dieser Tadel mit der vorigen Foderung in Wiederspruch? — Die Uebersetzung sei so genau als möglich, nach dem Genius unsrer Sprache: Cicero also so viel, als diese zuläßt, noch Cicero: gar zu sehr Cicero kann Cicero nicht werden; aber nicht gar zu Ciceronianisch seine Uebersetzung? Allerdings hier kommt es auf den glücklichen Ausdruck: hier auf die Natur beider Sprachen an: und muß nicht der Uebersetzer mit Anpaßung fremder Schönheiten, seiner Sprache keinen Zwang anthun! — Gründe also und keine Wortspiele!

„Die eigentlichen Perioden sind ein Kunststück, welches vor
„dem Isokrates unbekannt war, und welches man nur von diesem Redner und von seinen Nachfolgern lernen kann.") Gut! wenn mans nach unsrer Sprache lernen könnte, lernen sollte, lernen wollte: ohne ihr etwas zu vergeben, mit ihm damit größere Schönheiten zu erreichen, mit ihm Isokrates und Cicero zu werden. Die Frage bleibt wo sie ist.

„Die Lateiner haben es von den Griechen genommen und „nichts daran verändert.“) So recht! weil sie es annehmen konnten, weil sie nichts dabei verändert dorften, weil ihre Sprache, (als Rednersprache) ganz nach dem Griechischen nachgemacht wurde: dasselbe Forum, und dieselbe Sache: einerlei Hauptform der Grammatik, und einerlei Periodenleisten. Die Tochter kann ja, wenn sie der Mutter ähnlich sieht, sich so viel sie will, nach ihr richten; nur daß dies Bequemen nicht bei jedem Fremdlinge zur unpassenden Pflicht werde.

„Nach Deutschland ists, als ein fremdes Gewächs gekommen, „welches nur in so fern Lob verdient, als es seinem ersten Ursprunge „ähnlich bleibet.“) O wenn wir nicht um Namen streiten wollen, so setze man hinzu, und das in so fern Annahme verdient, als es der Natur unsrer Sprache treu bleibet. Heinze hat Recht, daß das ganze Kunststück ein fremdes Gewächs, und die ganze Periodologie unsrer Schulen nach Griechischer und Römischer Form sey; aber um so strenger untersuche er, ob es auch für den Boden unsrer Sprache, ob die alte Periodologie auch für unser Ohr sey? ob das fremde Gewächs nicht entarte, oder das Land verderbe, ob die fremde Form nicht entstellt werde, oder entstelle.

Doch warum nehme ich Heinzen so lang Worte auf, die nur fernan gränzen: sein Hauptgrund ist der: „unsere gewöhnliche „Schreibart ist ungebunden (oratio fusa), wir müßen daher Isokra„tische und Ciceronianische Perioden machen, oder wir machen gar „keine.“ Ich hoffe, daß Heinze, der würdige Kenner der Alten, der sich auch gegen Abbt immer anständig vertheidigt, meine Gründe unpartheiisch prüfen werde, da mir die Sache mehr, als eine bloße Schulfrage, als der Canon zu allen Lateinischen Uebersetzungen, als eine Regel aller Schulübungen, und als ein Unterscheidungsmerkmal zweyer Haupt-Sprachen gilt, von deren richtigen Gebrauch so vieles in unsrer Gelehrsamkeit und im gelehrten Unterricht abhängt. Wer dörfte sich, auf eine Schulmaterie, die jeder Schulmeister zu verstehen glaubt, und jeder Witzling verlacht, etwas zu Gute thun wollen; allein wenn das Durchdenken dieser Schulmaterie etwas

Neues heraus brächte, was gerade zu die Vorurtheile unsrer Lateinisch Deutschen Stylisten zerstörte, was unsere Jugend von dem schädlichsten und recht unterjochenden Zwange befreyete, was eine der ersten Quellen zum Verderb unsrer Schreibart verstopfte, was die ganze Periodologie in unsern werthen Schulrhetoriken unsrer Sprache angemeßener machte; wenn so etwas wäre: so dörfte es doch wohl nicht Schande seyn, über die Schulmaterie zu denken, die bei Aristoteles und Cicero gewiß keine Schulmaterie war. So viele mißliche Jugend- und Schulübungen: so viele Beispiele gemarterter Jünglinge, und alberner Lehrer: so manche elende Lateinischer Uebersetzer können leider! schon zum Denken bringen.

Wie Aristoteles und Cicero, Hermogenes und Demetrius über den Perioden reden: so ists vortreflich für ihre Sprache. Wie Sturm, Geßner und Ernesti diese Lehre gleichsam aufs neue wahr und ganz machen: so ists vortreflich, gegen so viele Heerden von Lateinischen Stylisten, die nichts davon verstanden. Aber wie ein Aristoteles und Cicero, Hermogenes und Demetrius schreiben würden, wenn sie aus unserer und für unsre Sprache unterrichteten: wie ein Deutscher Geßner und Ernesti diese Lehre gegen unsre Lateinisch Deutsche Stylisten retten und bewahren sollte; die Frage ist anders. Wo haben wir aber in unsern Deutschen Rhetoriken einen Aristoteles, einen Geßner für uns? Ohne Saft und Kraft hat man die Griechische und Lateinische Periodologie in sie getragen: ein fremdes ausgestorbnes Gewächs. Wider die Natur unsrer Sprache hat man sie nach jeder modeln wollen; und eben daher, ich behaupte eben aus diesem fremden drückenden Zwange hat man endlich so wohl das Kunststück des Alten Perioden, wie Geßner und Ernesti gezeigt haben, als die Natur unsrer Sprache verkannt, wie ich zeigen will.

Zuerst wird mir der prüfende Heinze zugeben: daß im Lateinischen und Deutschen die Bindung der Rede, die Ernesti (hierinn der vornehmste,) Vinktur (vincturam orationis) nennet und die nach der Sprache unsrer Periodisten von der Junktur noch verschieden ist — daß diese Bindung im Lateinischen weit andrer Art sey,

als im Deutschen. Die Ordnung der Worte und Wortabsätze (commatum) ist mehrerer Verschränkungen fähig, als bei uns, die wir die Worte nach einer einmal angenommenen Folge nach einander folgen, und die Commata, die ohnedem durch die vielen Hülfsverba schleppen, müßen aus einander fallen laßen. Bei dem aufs künstlichste verschränkten und verflochtnen Deutschen Perioden ergibt es sich gleich auf den ersten Anblick, daß die Lateinische sequela sermonis, die Griechische *κωλων αρμογη* völlig weg sey, und ich wundere mich, wie jemand, der diese Bindung der Rede in den Alten bemerkt, bewundert, nachgeahmt hat, sie im Deutschen auch nur suchen könne: hier wird die Wortfügung nach ganz andren Gesetzen bestimmt, und die Folge der Wortsätze fällt bei aller Verkoppelung, zerschnitten aus einander.

Man hat, wie bekannt, Streitigkeiten erregt: welche Redfolge beßer sei? und eben deßwegen sich am besten streiten können, weil keiner sein Beßer seyn bestimmte. Auch im Deutschen Batteux ist es nicht gehörig bestimmt; wo indeßen immer der Unterschied selbst deutlich gnug gemacht ist. Sollte indeßen Heinze dem Erklärer eines Franzosen nicht glauben wollen: so spreche sein Ernesti lieber: Latini et Graeci in cogitando et ponendo ordinem naturae servant, nostri non item. (Darf ich dazwischen reden: so zweifle ich, ob in unsrer Sprache nicht eben so wohl eine Naturordnung nach ihrer Art, nach einer trocknern Philosophischen Art sey; wenn Griechen und Lateiner hingegen mehr zu einem malerischen Bilde zusammen ordnen. Das Urtheil bleibe indeßen aufgeschoben; die Bemerkung ist richtig.) Nostri saepe subiiciunt caussam effectui, conditionem ei, quod, ea posita, fieri solet, permiscent item tempora, neque, quae prius sunt aut fiunt, iis etiam priorem locum concedunt. Neque vero rerum naturalem solum pervertimus ordinem; sed etiam quae iuncta sunt natura dissolvimus, neque eodem verborum ambitu comprehendimus. Quae omnia secus sunt apud Latinos et Graecos elegantiores, qui hoc genus dicendi scopas dissolutas, calcem sine arena appellarunt. Nam primo,

quae natura, tempore, cogitatione priora sunt, iis in oratione etiam primas concedunt Graeci et Latini; deinde quae natura iuncta sunt, et copulata, ea, quantum fieri potest, una comprehensione verborum coërcent. Quae res, quoniam a plerisque ignoratur, neque satis animadvertitur, peperit nobis illos latinos scriptores, qui in summa verborum latinorum puritate, et formularum loquendi elegantia, barbari tamen sunt et germanice scribunt. Ich höre ungern auf, zumal die Worte aus einem fliegenden Programm sind, das wohl in den Opusculis dieses Philologen Platz verdient hätte. Er fährt fort durch ein Beispiel zu zeigen: wie sich die Lateinische und Deutsche Sprache einen andern Bau der Rede nehme: Rectumne putares, quisquis ista legis, si ita dicerem: ita statue, in iis artibus esse elaborandum, quibus eae laudes comparantur, quarum gloriam adamaris. Nihil habebis, quod in singulis verbis et membris reprehendas. Sed latine tamen haec et eleganter dicta non puto. Nam si verborum ordinem consideres, videbis eum a natura rerum longe discedere. Primum enim est, gloriam alicuius laudis adamare. Hoc amore suscepto, proximum est, ut de artibus cogitetur, quibus ad eam laudem pervenias. His repertis demum sequitur, ut in iis labores. Itaque haec membra ita inter se iunxit Cicero: quarum laudum gloriam adamaris, quibus artibus eae laudes comparantur, in iis esse elaborandum. Ich hätte kein beßeres Beispiel finden können, als dies; da Ernesti es aber blos für sein Latein anwendet: so wende ichs für meine Deutsche Muttersprache an.

Wie der Lateiner, bei allen reinen Worten und zierlichen Formeln, Barbar ist, der nach dem Deutschen die Worte ordnet, die Wortsätze bindet; so ist bei allen reinen Worten und zierlichen Formeln der Deutsche, Barbar, der nach dem Latein die Worte ordnen, die Wortsätze binden will. Klärer kann nichts seyn. Die Struktur des Lateinischen Perioden wird und kann er nie erreichen: das Deutsche wird er verwerfen und verkoppeln — ein Barbar im doppelten Verstande. Es sage mir doch Heinze, ob ohne diese

Wortfügung und Vinktur, der unsre Sprache entbehret, ein Ciceronianischer oder Isokratischer Periode, ob ein Ding herauskommen werde, das ich ambitum, circuitum, comprehensionem, continuationem, circumscriptionem und wie die Namen weiter lauten, heißen kann? ob auch nur ein Schatte von dem μεγεθος ευσυνοπτον, von dem Ganzen, das aus sich Anfang und Ende habe, im Deutschen statt finde? wo denn in dem besten periodo Heinzio-Ciceroniana die oratio in quodam quasi orbe inclusa procurrens zu sehen sey — wenn Heinze das Kunststück des Griechischen und Lateinischen Perioden kennet: so antworte er! — Verstehet er aber die erste beste Zusammensetzung von Worten und Wortsätzen: eine Zusammenhäufung von Gliedern, die freilich damit ein ambitus sind, d. i. aus einander gedehnt werden; aber damit noch keinen ambitum, keinen orbem der Rede ertheilen: versteht er ein zusammengeflochtnes Ding, das sich nicht eher als am Ende verstehen läßt — versteht er dies unter einem Perioden: so ist der leibhafte Heineccius da: und da wird er doch Geßner'n glauben: ne putemus ambitum in periodo idem esse, quod verba amplificationis caussa addita. — — Ista verba non ipsa *sunt ambitus*, sed faciunt, ut *ambitum accipiat oratio*, quia flectitur et circumagitur u. s. w. Und wo ist nur *ein* solcher Periode im Deutschen möglich?

Ich komme von der Vinktur der Worte, zur *Junktur*; und sie ist eben so wenig in beiden Sprachen dieselbe. Man weiß, daß die Sorgfalt der Römer und Griechen sich des Wohlklanges wegen bis auf einzelne Buchstaben herabließ: daß das παθος und ηθος der Rede die Worte nach sehr strengen Gesetzen der *Euphonie* neben einander stellete — sind diese Regeln unser? So wenig als die Prosodie der Griechen und Römer *unser* seyn kann! Der ganze numerus oratorius dieser Alten ist nicht mehr der unsere; so wenig als ihre Deklamation unser, ihre hohen Accente unser, ihr stolzes Ohr unser ist. Wo bleibt nun die Ciceronianische oratio in orbe *procurrens*? Wo bleiben alle die sorgsamen Gesetze des Griechen, den Perioden von der Poesie abzusondern? Wo ist in

unser in ihren Elementen harten Sprache, in unserer schleichenden Deklamation, in unserm rohern Ohre der Griechische Periode Isokrates? das hörbare Ganze, das seinen Anfang und Ende hat.

Drittens. Das ganze Bild, das der Griechische und Römische Periode allmälich mahlet, (eben das Hauptwerk der ganzen Sache, ob es gleich die gemeinen Periodisten nicht dafür ansehen) ist für unsre Sprache fremde: und da dies ist: so ist alles verlohren. Wie die Sache zuerst ins Auge fällt, fängt der Periode an: er setzt Zug nach Zug hinzu: Seite nach Seite tritt ins Licht: das Ende ist da: die Sache ist gleichsam herum: es ist Periode — ein fortschreitendes Ganze, ein sich umwendender Kreis von Worten, ein Bild. Ein Bild, da nicht blos dem Ohre die Tonfarben allmälich zugezählt werden, das dies das Ende schon Annähernd empfindet, und mit dem prächtigen Schlußfalle gleichsam selbst schließt; ein Bild auch fürs Auge, nicht blos wie unsre Periodisten den gleichschenkelichten Triangel, das Kreuzweise gelegte X u. d. gl. in den Gliederstellungen bemerken — nein! ein Bild für die Einbildungskraft, der mit jedem neuen Wort eine neue Figur vorgerückt wird: die Figuren drängen sich zusammen: der Satz läuft um — da ist also ein runder Schild, auf dem die Figuren sich zu bewegen scheinen: eine sprang lebend zur andern: der Schild lief um; so ward er. — Oratio in quodam quasi orbe inclusa procurrens, quoad persistat in singulis perfectisque sententiis; oder denn die Erklärung des Aristoteles dünkt mich beßer *περιοδος λεξις εχουσα αρχην και τελευτην καθ' αυτην και μεγεθος ευσυνοπτον.*

Hat nun Heinze je in einem Alten dies werdende Bild, dies *μεγεθος ευσυνοπτον* mit Entzücken empfunden, als wenn er den Schild Achilles werden sähe: hat sein Ohr und seine Seele das vortrefliche Säumniß der Rede, die doch mit keinem Wort stille stehet* (sensus suspenditur) behorchet, und ist mit diesem

*) Mir gefällt also auch in Ernesti, (der die wahre Struktur des Perioden, er allein vollkommen gezeigt hat) mir gefällt in seiner Erklärung das interiectis membris sensus perfectus suspenditur, nicht: es gibt zu dem elenden Kunststück Anlaß, durch Zwischenwerfung der Sätze den

zögernden Fortwallen, mit dieser fortwallenden Zögerung mitgeflossen — hat er dies: so schmecke er doch einen Deutschen Perioden. Nimmt, was durch seine Natur, der Zeit nach, oder nach dem Fortschritt unsres Begriffes das Erste ist, auch den ersten Raum ein? läuft die Scheibe des Bildes ohne Bruch, ohne Lücken fort, bis es zusammenläuft — ein sinnliches Ganze? Nichts! und so ist kein Lateinischer Periode im Deutschen möglich!

Ich habe sein Wesen nach Grammatik, in der Vinktur, für das Ohr, in seiner Junktur, für das Auge, in seiner Ordnung, in seinem werdenden Bilde betrachtet; auf das Zufällige aus den Sprachen, auf die Natur der Lateinischen Bindewörter, und der Deutschen Hülfsverborum mag ich mich nicht einlaßen. Wo haben wir z. E. den Gebrauch der Lateinischen Relativen: (qualis, qui, quisquis etc.) und wie klingt also ein verkettetes Ding: welcher, ob er gleich u. s. w. Wie klingt der Nachtrab von vier lahmen Hülfsverbis, deren ja die alten Sprachen sich überheben; ich denke für ein Lateinisches Ohr ist dieser hinkende numerus oratorius am wenigsten. Nun aber binde und flechte man Lateinisch: wird nicht oft das Ungeheuer vom Perioden ein fürchterliches: „Welcher Gestalt, wenn es schon" vor sich strecken, und ein langsames hätten werden können hinter sich schleppen müßen?

Die Natur der Sprachen wiederspricht, und wie kann also Zweck und Wirkung dieselbe seyn? bei den Griechen „das schöne sinnliche Ganze: süß, denn es ist nie unabsehlich und unbestimmt: immer fühlt der Zuhörer etwas zu haben: immer sieht er sich etwas endigen: gar nichts in einer Rede voraussehen, nichts gleichsam selbst vollenden, ist unangenehm. Das Ende will jeder gern zum Voraus absehen: daher, wenn die Läufer nahe ans

---

Sinn aufzuhalten — ein gemeiner Fehler unsrer Lateinisch Deutschen und Deutsch Lateinischen Periodisten. Wer wird von hinten anfangen und Sätze zwischen werfen, um den Sinn aufzuhalten? die Sätze drängen sich hinzu: bei keinem Wort steht der Verstand stille: die Rede läuft: so wird der Periode.

Ziel kommen, alsdann athmen sie höher, strengen die Glieder an, arbeiten — denn sie sehen das Ende, eher arbeiten sie nicht. — Faßlich ist der Periode, und recht für das Gedächtniß: denn die Rede hat in ihm Zahl: die beste Unterstützung des Gedächtnißes. Daher behält man Verse so viel eher, als die ungebundne Rede; denn in jenen ist Zahl und Maas." Der Griechische Aristoteles hat geredet, der Deutsche würde reden: der zerfallene Deutsche Periode ist unangenehm, denn seine zerstückten Glieder, die wie Berg und Thal sind, bilden ja keine absehbare Fläche, geben kein sinnliches Ganze: immer scheine ich jedes zerschnittene Colon ganz zu haben, ich lege es also auch als ein abgeschnittenes Stück zurück, und so wenn ich ans Ende komme, habe ich nichts. Da kein zusammenhangender Fortgang war, entging mir bei jedem Theil die Voraussicht auf das Ganze, und da ich am Ende bin, entgeht mir die Rücksicht auf die Theile: sie sind verfallen, und machen nicht ein unabtrennbares Ganze. Der Wettläufer ermüdet, der jeden Augenblick springen, über Berg und Thal setzen, und sein Ziel nicht eher sehen soll, bis er dran ist. Sollte also der unangenehme Periode auch faßlich seyn? Nein! da in ihm kein sinnlich schönes Ganze, Eins im Maas, und Eins in seinem Numerus ist: da die unnatürlichen Verkettungen zu viel auf einen Haufen treiben, und hinten ein Gedränge laßen, das eher verwirrt: wo soll ich da zählen, fortzählen, behalten? Der Periode ist mir widerlich!

So haben wir denn keinen Perioden? so ist „unsere Bered„samkeit ohne Harmonie, ohne Nachdruck, ohne Bewunderung: „Demosthenes und Cicero sind was sie sind, nehmlich die größten „Redner aller Zeiten, auch mit durch ihre Perioden. Wer also „diese verachtet, der preiset das Mittelmäßige in der Beredsamkeit." Nicht so übereilt hitzig: was gilts, wenn wir auch keine Beredsamkeit hätten, was gilts hier gegen die Wahrheit: wir haben keinen Perioden. Wohl aber ein Perioden ähnliches: dies ist unser Land: diese Gränze ist nicht zu überschreiten. Ich würde es, wenn ja ein Griechischer und Lateinischer Name seyn müßte, περιοδικον

(periodica circumductio) nennen,[1] wenn ich nicht die Verwirrung fürchtete, die die Periodisten in diese Namen gebracht haben. Warum aber einen Barbarischen Namen? es ist ja nichts als oratio, quum verba naturali modo ratione, sine cura illa ambitus connectuntur, und warum bei dieser natürlichen Zusammensetzung, die nicht für den Umkreis des Perioden sorgt, warum die unbrauchbaren weit hergeholten Regeln, die marternden Periodischen Uebungen? Man sehe das dreifache Fundament an, das Ernesti zum Bau des Perioden entwirft: keins ist für unsre Sprache, und so auch keins für unsre Deutsche Lehrlinge. Wir schreiben Periodisch (periodice) aber keine Rednerperioden (periodos), selbst in unsern besten Reden nicht.

So ist also unsre Schreibart doch (fusa, dissoluta, diffusa) zerschnitten, unperiodisch? Wie denn? ist dies alles Einerlei? Ein Heinze wird doch nicht glauben, daß jeder Styl, der nicht Periode sey (oratio fusa, pendens) deßwegen zerschnitten (incisim) spreche: er hat immer Glieder (membratim dicit) er setzt diese Glieder Perioden ähnlich zusammen (*αναλογως* periodo s. periodice connectit) er hat selbst eine Art von Umholung (circumductionem) ganz und gar aber nicht den vollen Umfang (ambitum, orationem procurrentem) gar nicht die schöne sinnliche Größe (*μεγεϑος ευσυνοπτον*) gar nicht also Periode. Auch unser Ernesti, der hierinn unser Homer ist, auch er scheint mir zu schlummern, wenn er keinen Unterschied zwischen dem Periodischen und dem Periodenstyl macht, und in Plato, Xenophon, Cäsar u. d. gl. den Perioden findet, der in Isokrates, Demosthenes und Cicero sich so prächtig wölbet. Freilich machen auch diese zuweilen, und oft lange Perioden: freilich ist ihre ganze Rede nach dem Genie ihrer Sprache gebunden (vincta) und wohlklingend zusammen gefügt (iuncta); allein daß sie, ausgenommen an Rednerischen Stellen, in Perioden daher schreite, und jeden mit seinem ambitus ründe — dies gar nicht. Sie schweben zwischen dem Abgebrochnen des Pro-

1) Msc.: sagen [verschrieben].

saischen Poeten Herodotus, und zwischen dem Vollen des Redners Isokrates und Demosthenes: sie schreiben Periodisch, aber nicht in Perioden; und so schreibe — nur nach ihrer Natur — unsere Sprache.

Wozu also unsre Periodische Schulübungen für unsre Sprache? für die Griechische und Lateinische, um den Perioden der Alten in aller seiner Pracht zu fühlen, (und wenn man will in diesen Sprachen selbst nachzuahmen,) sind sie unentbehrlich: aber für unsre Deutsche Wohlredenheit — unausstehlich fremde. Als eine Grammatische, Logische, und Antiquarische Uebung vortreflich; in Erklärung der Alten sehr behülflich; aber als Deutsche Schulübung, als erste Deutsche Redübung, als Regel des Wohlschreibens, und Uebersetzens — sind sie ein unterdrückendes Joch. Was hilfts einem fähigen Zöglinge, daß er seine Sprache erbärmlich ausrecken [lerne], was hilfts einem mühsamen Uebersetzer, daß er den Cicero in seine Sprache Periodisch einstoppele; die Zierde, die Harmonie, das Wohlgereimte des Lateins wird er nie erreichen, sich selbst, und seine Mundart und unser lesendes Ohr quälen? Wenn Schüler und Uebersetzer von ihrem Alten lieber Materie als Form, lieber den Inhalt, als den Bau der Schreibart widernatürlich ihrer Sprache, nachahmten: freilich, so würde ihnen die Weisheit, der Schmuck, der Wohlklang des Denkens Vorbild, sie, so viel möglich, in die Form ihrer Sprache zu gießen; jetzt ists umgekehrt.

Und steht nicht auf diesem Periodengrunde das ganze Gebäu unsrer Schuloratorien? Eben hierauf bauet man ja alles, und weiß nichts beßers, als nach einer Undeutschen Periodologie eine so Gott will! schöne Ausschmückung des Perioden durch Tropen und Figuren anzupreisen. Dieser Auskehricht nimmt den ersten und wichtigsten Theil der Redekunst ein, und endlich werden die Arten der Schreibart, Brief, Dialog, Erzählung u. s. w. als etwas sehr entbehrliches dazu gethan, da sie doch alle, sämtlich und sonders, nicht auf den Periodengrund paßen, da dieser alles in ihnen verderben muß, da jedes von ihnen seinen eignen Boden haben, und als ein eigner besondrer Vortrag der Denkart betrachtet werden

sollte. Ich weiß unter unsern Theorien fast keine, die mehr Mitleid verdiente: fast ganz aus dem Griechisch-Lateinischen übertragen: unzusammenhangend als Gebäude — als Gebäude unsrer Sprache unförmlich; — als eine Kunst zur Bildung gar unausstehlich: so ist unsere Redekunst!*

[Zusatz aus Kap. 3 der vorletzten Redaction.]

— — — Und nun genade Gott das Gehirn! die Martialische Periodenschreibart soll mit einmal schön und süß werden: von Period und Chrie steigt man mit einemmal zu — Gellerts Briefen: ein starker Sprung! Will nicht jemand dem Springer die Hand reichen, daß er nicht Arm und Bein breche. Nun lernt der steife Periodenhumanist auf Gellerts dämmernde Art zu unterhalten: er lernt lauen Scherz, matte Ein- und Uebergänge, schleichende Complimente: und da ihm der Sparre seines Perioden noch immer im Auge steckt: so wird die Schreibart — wie anders als gerädert, und recht grausam schön. So schreiben unsre Deutsche Romane, Wochenblätter, und Frauenzimmerautoren: so schreiben unsre Göttliche Schönen, wenn Gellert sie witzig macht. „Wenn man mir „einwendete, daß unsre Geschmackvolleste Schönen den Gipfel der „Vollkommenheit erreicht zu haben glauben, wenn sie einen solchen „Brief schreiben können: so könnte ich weiter nichts antworten, als „dies, daß es endlich einmal Zeit seyn dürfte, die Gellertschen

---

*) Einen Theil davon muß ich auch von unsern Lateinischen Oratorien sagen, die zuerst die Periodologie so weitläuftig und meistens so verworren vortragen; nachher mit einmal die Gattungen der Schreibart, Attisch, Rhodisch, Lakonisch, Asiatisch, abhandlen, ohne davon zu träumen, wie dies mit dem vorigen einschlage: alsdenn Briefe, und Reden, die man nicht mehr hat, Gespräche und Erzälungen vorschreiben, ohne wieder daran zu denken, wie dies mit dem Perioden und mit dem Atticismus paße: so ist das ganze Gebäude zusammengeflickt, wie ohngefähr die Worte des Titels: elementa stili cultioris. Ohngeachtet aller vortreflichen Verbeßerungen konnte Geßner bei diesem halbklugen Werke doch das Gebäude nicht rücken — und wer wird sich die Mühe nehmen, unsere gemeine Schuloratorien zu ändern?

„Briefe nicht mehr für unverbeßerliche Muster zu halten.“ So sagt Abbt,* und hat wenigstens in der Anwendung Recht.

Wenn nun aus diesen Kindern Leute werden, die da lesen, die selbst schreiben — wie werden die Bücher seyn sollen, die sie lesen? die sie schreiben? Und wie mißlich wird es also mit der Bücherschreibart aussehen? — Nun komme noch ein Thor, der auch den Geschäftstyl, die einzige Wohnstatt des ungekünstelten Verstandes, verderbe — der uns Handlungsbriefe u. s. w. nach Gellertschen Mustern gebe, und auf seinen Negotianten „böse, recht sehr böse ist“ — laß endlich ein solcher Styl, der steif tändelt, und ohne Gelenke scherzt, die Schreibart des gemeinen Lebens werden: so werden wir bald einander ansehen müßen: „Bruder! ist diese Kappe mit Schellen dein, oder mein?“**

Nur zween Wege weiß ich, wie diesem unnatürlichen Styl könnte abgeholfen werden; allein sie liegen so weit von der geschlagnen Landstraße ab, daß ich ein vergeblicher Wegweiser seyn werde. Was kümmert mich aber das? da ich für ihre Richtigkeit stehen kann. Ehe der Knabe die Kunst zu schreiben lernen kann, muß er die Kunst zu lesen haben, und ehe er diese haben kann, muß er hören lernen — nichts ist natürlicher, als dieser Weg. Ist der Knabe einmal so weit, daß er durch das öftere lebendige Vorlesen seines Lehrers, Ohr bekommen hat; Schönheit und Mangel und Auswuchs und Numerus, und Wendung zu fühlen: und ist dies Urtheil des Ohrs einmal zur Vestigkeit gediehen: wird der Knabe so dann weiter geübt, daß er auch Mund bekommt, um alle Gattungen des Vortrages mit jener biegsamen Zunge zu lesen, daß die Zunge selbst zu denken, zu empfinden scheint — nun erst laß dieser Knabe schreiben lernen: laß ihn, indem er schreibt, mit seinem stolzen Ohr hören: indem er schreibt, mit seiner stolzen Zunge lesen: bekommt dieser Knabe nicht Schreibart, so bekommt es keiner

*) [Litt. Briefe Th. 21. p. 158. 159]

**) Wer glauben kann, daß ich Gellerts Briefe an sich tadeln oder verdrängen wolle: mag es glauben — wer kann sich solchen Leuten erklären?

in der Welt. Ich gerathe in Feuer, wenn ich denke: wozu das weiche Ohr, die biegsame Zunge eines wächsernen Knaben gebildet werden könnte? und gerathe noch mehr in Feuer, wenn ich überdenke, was aus ihnen gemacht wird? Wie wenig wird auf Schulen zu diesen Zwecken gelesen? und wie wird gelesen? Wer schätzt denn wohl die Kunst zu hören gnug? Und wie wenige kennen die Kunst zu lesen, auch nur in den leichtesten Gattungen der Schreibart, auch nur von ferne? Und desto unwiederbringlicher ist der Schade, weil nach gewißen Jahren, wenn einmal Ohr und Zunge gehärtet ist, Kunst und Mühe zu spät kommt.

Auf den zweiten Weg stoßen wir von selbst, wenn wir nur eben den entgegen gesetzten Weg nehmen, als der gemeine ist: denn in wie viel Fällen trift man auf das Gute, wenn man das Gegentheil vom Gewöhnlichen nimmt. Statt nemlich vom Perioden anzufangen, laße man ihn zuletzt, und setze sich die einzige Ordnung: der Knabe muß hören, was er versteht, lesen, was er hören, und schreiben, was er sagen kann. Offenbar wird hier also die Schreibart, die sich der Sprache des Lebens nähert, und am weitesten vom Bücherton absteht, die erste: und so wird eine kleine Geschichte, in der ein nacktes Gespräch mit unter läuft: eine simple Beschreibung und Erzälung deßen, was er siehet und höret, das erste: jede witzige Einkleidung in Briefe u. d. gl. wenn sie nicht blos Geschäftschreiben sind, setzen viel voraus: und der Rednerperiode ist eben das letzte von allen, ein Spätling, deßen die meisten überhoben werden können, ja deßen viele überhoben werden müßen: weil Redner- und Geschäftstyl die beiden Enden der Prose sind, die sich selten zusammenbiegen laßen.

Und denn Dichterlinge? O an diese Geschöpfe mag ich gar nicht denken: hätten wir nur erst Prose des guten Verstandes.

8.

Ueber die Sprachenmischung.

Als ein wahrer und ächter Deutscher vertheidigt Heinze* die reine Natur seiner Muttersprache, und ficht selbst in den Litteraturbriefen und in Abbt die oft bunte Sprache (κοινισμον) an. Daß Abbt und Heinze sich in Meinungen nicht widersprechen: möge, wenn nichts mehr, so die Beurtheilung einer solchen bunten Schrift zeigen, von der er Proben gibt, wie ihr Welsches, ihre fremden und Schweizerwörter in wahres Deutsch zu übersetzen wären.** In Meinungen also einig, wie kommts, daß sie in der Ausübung, in ihrem Styl selbst, so verschieden sind? Vermuthlich, weil sie über die Natur unserer Sprache, was Deutsch und Undeutsch sey? was sich in sie überpflanzen laße, was nicht? — weil sie hierüber ein verschiednes Sprachengefühl haben.

Und sollte sich dies nicht auf Grundsätze bringen laßen? Warum nicht? nur auf unsre Schulredenkünste bitte ich mich nicht zu verweisen: sie geben die besten Regeln ins Allgemeine hin, für alle Sprachen und Völker; sie sprechen: Deine Rede sey rein, nicht barbarisch, ohne Solöcismen, ohne veraltete, und neue, ohne fremde und bunte Wörter u. s. w. Das ist freilich leicht zu sprechen, aber schwer anzuwenden. Wenn ist etwas ein Barbarismus? wie wenn ich ihn, und einen Solöcismus unentbehrlich brauche? wenn mir ein veraltetes Wort zehnmal bequemer ist, als ein durch den Gebrauch gemeines? wenn ein neues, ein fremdes Wort mir aus mancher Verlegenheit hülfe? und zumal das Bunte im Ausdruck — wie? wenn es unvermeidlich wäre? — Auf keine von diesen Fragen wollen unsre Redekünstler antworten, und laßen uns also bei ihren güldnen Vorschriften in der Dürre.

---

*) Andrer Brief: Vertheidigung des Germanismi p. 579 hinter den Reden, aus Cicero und Livius gesammlet.

**) Litt. Br. Th. 22. p. 93—102.

Auch ich liebe den wahren Ausdruck meiner Sprache, und mein Vergnügen ists, in ihrer Natur zu forschen. Aber, wenn eben dies Forschen mir manches unmöglich gezeigt hätte, was in der Regel schön klingt — und manches schwer gezeigt hätte, was im Gebot so leicht läßt? Ich wundere mich, daß bei allen Streitigkeiten über die Reinigkeit unsrer Sprache von Gottsched an bis zu unsern jungen Gottschedchens niemand an Grundsätze hierüber gedacht habe. Ich rede nicht von Reden an das Volk, von Büchern für den gemeinen Mann: sondern von Schriften für Gelehrte, oder Liebhaber der Gelehrsamkeit, und gebe folgendes zu überdenken.

Zuerst: eine Sprache muß völlig eine eigne Hauptsprache seyn: wenn sie eine ganz eigne Art haben will. So war die Griechische, so viel wir wißen, wenigstens wurden die fremden Abstammungen bald und mit aller Sorgfalt vertilgt, und als Barbaren verwiesen; die Griechische Sprache hatte also einen Genius, der hieß ελληνισμος. Und doch haben wir unter den so gelobten Griechen nicht Spuren von Aegyptischen und Phönicischen Wörtern, die bei ihnen Bürgerrecht bekommen hatten? Hat Heinze keinen Ernesti de vestigiis linguae Hebraicae in lingua Graeca gelesen?*

Mit der Römischen Sprache schon lange nicht so; ich wenigstens mag nicht mit Heinze hinschreiben: „die Griechischen Arten zu reden „sind erst mit dem Verfall des Lateins in die Prose oder Beredsamkeit gekommen, und sind ein Theil solches Verfalls.“** Meine Hand zittert, da ich dies nachschreibe: denn ich kenne einen Dionysius von Halikarnaßus, und wie viel will der unter den Römern von den Griechen ableiten? ich kenne so manche neuere Schriften, die die große Ähnlichkeit beider Sprachen entdecket, und fast bin ich, nachdem ich dieser Analogie und der Geschichte genauer nachgegangen, fast bin ich geneigt, in den caussis latinae linguae, in dem ganzen Bau ihrer Sprache und Grammatik, und in allen Gattungen ihrer Schreibart, nur gar zu viel Griechisches zu finden.

*) Ernesti opusc. philol. critic. p. 171. **) p. 580.

Selbst Cicero, der sich durchaus nach den Griechen gebildet — doch hierüber ist zu viel zu sagen; vielleicht habe ich dazu beßere Gelegenheit. Hier sei es gnug, daß ich nicht eben so aufs Gerathe wohl den Latinismus dem Hellenismus ganz entgegen setzen kann, wie Heinze und andre; ein Gegensatz, der wider Geschichte und Beispiele, der wider die Analogie ihrer Sprache, Grammatik, und wider ihre ganze Litteratur ist.

Ernesti weiß beßer die Gränzen: quod veteres latini scriptores graecam consuetudinem saepe secuti sunt, praesertim poetae, eius caussa haec est. Lingua latina haud dubie orta est maxime a graeca, sed antiquissima et adhuc rudi. Itaque et ipsa habuit multa cum graecis communia, et propter cognationem hanc putavit sibi licere, ab illa sumere, non modo ad necessitatem, sed etiam ad copiam.* Wer will nun entscheiden, wo zwischen beiden Sprachen die Gränzen in einander laufen, oder sich trennen? Wo ein Schriftsteller, der ja selbst den Latinismus bestimmen soll, ihm treu geblieben, oder nicht?

Alle jüngere Töchter der Lateinischen Sprache — wer will genau bestimmen, wie viel sie von ihrer Mutter haben, und noch haben sollen? Sie stammen ab, sie beugen ähnlich, sie haben geerbt, sie lehnen — die Englische Sprache endlich ist ein Sammelplatz vieler Sprachen.

Unsre Deutsche ist sich eigen, und was also blos fremde ist, sei Barbarisch — wie viel Barbarn haben wir alsdenn? Heinze selbst ists, denn er schreibt: Vertheidigung des Germanismi (Germanismi ist kein Deutsches Wort, und keine Deutsche Wortbeugung; eben so barbarisch also, als wenn Abbt mit Deutschen Buchstaben Genie schreibt). Es muß also noch eine andre Einschränkung geben, oder wir verlieren das meiste von unsrer Sprache der Wißenschaften, der Künste — hier ist sie:

Zweitens: Ein Volk, das sich seine Litteratur in seiner Sprache ausgedacht hätte, ist rein; ein andres, das seine Wißenschaften

*) Initia doctrin. solidior. p. 828.

anderwärts her hat, muß in die Sprachenmengung (κονισμον) fallen.

Die ältesten Sprachen schwimmen zu weit in die Ferne, als daß wir ihnen genaue Gränzen ziehen könnten; indeßen denke ich, sind es ja jetzt schon mehr als Meinungen, und Vermuthungen, daß der Hebraismus mit den Aegyptern, und der Hellenismus mit den Vätern ihrer Litteratur verwandt sey — immer aber bleibt (nach dem Maaße der Annäherung) die Griechische Sprache in der Reinigkeit ein Muster aller Welt.

Die Römer, die hellenisirenden Römer in diesem Verstande schon nicht mehr: sie borgten, übersetzten, ahmten nach. Wenn Ernesti u. a. hiebei einen Unterschied zwischen Poeten und Rednern machen, daß jene nicht, aber diese hätten borgen können: so dünkt mich der Unterschied nicht genau. Alles was für das Volk redete und schrieb, Redner und Geschichtschreiber, muste populär sprechen; alles was für Gebildetere schrieb, Dichter, und Philosoph, und Redner und Briefschreiber war freyer. Je nachdem selbst das Volk Cultur bekam, und sich das gelehrte Publikum vergrößerte; um so freier fühlten sich auch die Schriftsteller, um so ungebundener ward ihr Styl — hieraus dächte ich könnte man den κοινισμον einiger spätern Lateiner entschuldigen, die man mit so einseitigen Gründen anklagt. — Die ganze Litteratur der Römer war eigentlich ein fremder Zweig, und streifte also sehr an die Sprachenmischung.

Ich springe von den Römern zu uns: von wie vielen Völkern haben wir unsre Wißenschaften her, und von eben so vielen borgen wir auch Sprache. Von den Morgenländern; und so ruhmwürdig die Sorgfalt ist, mit der Spalding und der populäre B. in der Deutschen Bibliothek, den Orientalischen Ausdruck aus unsrer Kanzelsprache, von den Ohren unsres Volks zu entfernen suchen: so unendlich heilsam die neuern Bemühungen unsrer Gelehrten sind, ihn für die Sprache der Theologie zu erklären, zu entwickeln; so bleibt er doch die Quelle unsrer Theologischen und Religionssprache, und muß es bleiben: eine Quelle also zur Sprachenmischung.

Wo stellt man die Grammatischen Klagen über Sprachreinigkeit hin, wenn von Religion die Rede ist?

Wir haben die meisten unsrer Wißenschaften von den Griechen; von ihnen also in der Litteratur auch ein großes Lexicon von Wörtern und Kunstausdrücken, die theils in unserer Sprache völlig da, theils nach der Analogie geformt sind. Beide sind Bürger, und die letztern versteckte Bürger, naturalisirte Fremde, von denen unsre Sprache der Wißenschaften voll ist. Ein gleiches gilt von der Lateinischen; wo Heinze selbst viele (er erlaube mir schon meine Barbarey) germanisirte Latinismen hat, die er kaum erkennen wird, und die ich mit Mühe erkenne. Wißenschaftliche und Kunstausdrücke freilich laßen sie sich umschreiben, aber das Eine, der Hauptbegriff des Sinnes verliert sich oft in dies umschreibende Gefolge: ich schiele, und wollte den Begrif gerade zu sehen: in dem Körper, den ihm der Erfinder, er sei Grieche, oder Lateiner, oder Britte oder Franzose, anschuff, in dem ich ihn unter diesen Völkern zu sehen gewohnt war, in dem Körper, in dem Kleide würde ich ihn gleich erkennen; nun aber in dem nach meiner Nation verzerrten Gesicht, in einer verstümmelten Gestalt, in einer weiten Hülle vom Kleide, — da soll ich den Griechischen oder Lateinischen Begrif erst aufsuchen? Man zeige ihn mir lieber, wer er ist!

Ein gleiches gilt von den neuern Erweiterern der Wißenschaft, den Engländern, Franzosen, und Italienern. Entweder behaupte man, daß sie nichts Eignes im Denken und Sprechen haben — oder daß dies Eigne nicht unsrer Känntniß werth sey: oder man gebe zu, daß aus und nach ihrer Sprache Worte gebildet werden müßen. Ich habe z. E. alles gelesen, was Heinze in seinen Anmerkungen über die Deutsche Sprachlehre* wider das böse Wort: Genie hat; und doch will ich nach seinen Vorschlägen weder Witz noch Verstand, noch Geist, noch Scharfsinn, noch Dichtungsart, noch Fähigkeit, Gaben, Natur u. s. w. statt deßen wählen, um „die Reinigkeit meiner Schreibart nicht zu

*) p. 30 u. s. w.

schänden" (ein unnützer Pleonasmus!) Noch seitdem ich über dies Wort alle Philosophische Untersuchungen gelesen; noch mag ich niemals die Theilbegriffe brauchen, in welche sie dies viel sagende Wort auflösen: denn alle zusammengesetzt, fehlt noch immer ein Etwas, was sich schwer sagen läßt. Noch seitdem ich seine Einwendung über das „Barbarische, Undeutsche, vollends unnöthige" Wort Naiv gelesen; noch leide ichs gern: denn es liegt mehr darinn, als selbst der scharfsinnige Verf. der Philos. Schriften entwickelt. Wenn einige Brittische Psychologen z. E. Locke, Home, und der Verf. der Untersuchung über das Schöne und Erhabne uns auf gewiße Seiten und Zustände der Menschlichen Seele aufmerksam gemacht, werden wir nicht in unsrer Sprache auf Wörter und Redarten sinnen müßen, die nach der Aehnlichkeit jener uns diesen Zustand erkennen laßen. Wenn die Italienischen Künstler in dem Unterricht ihrer Künste Begriffe in Wörter bilden, und uns diesen Unterricht überliefern: wird sich der Deutsche nicht zu Nachbildung ihrer Worte bequemen müßen, und wenn der Französische, der Brittische schöne Geist uns eben den Hauptzug seiner Genies, seiner Launen, seiner Witzlinge in einem treffenden Ausdruck charakterisirt; wer wird sich da in einer wäßerichten Umschreibung baden wollen, die da zerfließt, wenn ich darnach greife.

Ein Winkelmann, weise und rein in seiner Schreibart, wie ein Grieche — und wie? hat er nicht doch in seinen Schriften Griechische, Lateinische Wörter, ja selbst Italienische Redarten annehmen müßen, wo es auf Charakter, auf eigentliche Art, auf einen Kunstgrif des Unterrichts ankam. An alle Worte, die Namen sind, nicht zu gedenken: so rede für mich sein Ideal und seine Grazie der Schönheit.

Hagedorn von der Malerei — das ganze Wörterbuch des Pernetty muß sich Deutsch in seinem Buche finden; und dies, denke ich, ist für ein Lehrbuch ein Verdienst. Wende man ein, daß dies Kunstworte seyn: was sind denn die in der Critik der schönen Wißenschaften nach andern Sprachen gebildete Charakterworte anders. Man fange es einmal an, Lateiner und Griechen in unsrer Sprache

mit der Feinheit zu bezeichnen, mit der sie in ihrer Sprache bezeichnet wurden: man bringe z. E. zur Probe auch nur einen Heineccius ins Deutsche, wie man vormals Deutsche Grammatiken Lateinisch schrieb: will man nicht hinter jede kahle Umschreibung das Lateinische und Griechische Machtwort hinten an setzen: so wird man nachbilden, nachahmen müßen, wie unsre Sprache solcher Nachbildungen schon voll ist — was kann ich dafür, daß ein Schulmann, der unter Griechen und Lateinern lebt, sie nicht siehet, oder sie leidet: er muß mehrere ertragen lernen.

Oft ist mir das Lächeln nahe, wenn ich in den actis litterariis den Inhalt von Original Deutschen, und Französischen Büchern in das schöne und reine Klotzische Latein nicht um- sondern hingegoßen fand: umschrieben, die Macht der Begriffe verfehlt, den Hauptsinn nicht getroffen — wie stünde es, wenn ich mit einem dieser Bücher in solcher reingewäßerten Sprache zufrieden seyn sollte? — Ich glaube immer einen Theil der Waßerklaren Critik,* und des oft so seichten Geschmacks dieses Schriftstellers, aus der lactea ubertate, aus der fließenden Denk- und Schreibart ableiten zu können, die vielleicht nicht die Ciceronianische Weisheit unsres Ernesti, noch weniger das Eindringende unsers Geßners, der so ganz unter den Griechen und Lateinern gebildet war, erreichen dörfte.

Die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur kämpfen freilich zwischen dem Ton eines Französischen jungen Herren und eines Genies, das sich an Brittischer Nahrung überladen hat; und auch mir ist ihre unnöthige Sprachenmischung entgegen — sollten indeßen (da der unterscheidende Charakter dieser Briefe ist, feine Schönheiten der verschiedenen Genies unterscheidend zu zeichnen) sollten nicht manche Französische und Brittische Ausdrücke dazu gehören, um eben diese und keine andre Seite des Genie's genau

*) [Die lange Anmerkung, welche das Msc. an dieser Stelle enthält, ist später zu dem Excurs wider die Acta im III. Kritischen Wäldchen S. 122—151 aufgeschwollen.]

zu treffen: das Bild mit Einem Zuge zu vollenden. Hierinn sind sie außerordentlich glücklich: nicht Kunstrichter, sondern Kenner der Natur: fehlerhaft, aber Original im Ausdruck. Ich wollte also um vieles nicht, daß ich um den fortgesetzten Umgang mit Gesellschaftern gebracht würde, gegen deren Fehler man warnen muß, deren vortrefliche Seiten aber man nicht gnug zu schätzen hat, zu einer Zeit, da Alles unter der Critik erliegen will.

Wenigstens sollte ihre abgesagte Feindin, die Hällische Bibliothek, die letzte seyn, am rechten und unrechten Ort uns ein Buch zu verruffen, das in der Sprachenmischung von keinem, als ihr selbst übertroffen wird. Alle Seiten wimmeln von „Alamodisch denken," pretieuser Schreibart, Animositäten, Collectaneen, Non-sense, Adversarien, allzu galantem kleinmeisterischem Wesen, trivialer Aesthetik — wehe mir, ich bin kaum einige Seiten durch; wehe unsrer Sprache, wenn dies ein Muster des Geschmacks würde!

Drittens: Als die Theile der Wißenschaften noch allesamt populär waren: da sich also eins vom andern in der Sprache noch nicht so merklich unterschied; da muste auch bei allen der populäre, verständlich reine Ton herrschen: die Gebiete der Litteratur hatten noch nicht ihre wißenschaftlich bestimmte eigne Sprache — eben das gemeinschaftliche Band foderte Reinigkeit und Keuschheit.

Ich mag nicht in die Zeit der Sophisten zurückgehen, da die Griechische Philosophie nur zu sehr dem Volk zu gefallen suchte — in die ältern Zeiten, da Poesie und Geschichte die veredelte Sprache und Weisheit des Volks war — auch nicht einmal in den Römischen Staat, da (nicht mehr der Dichter und Geschichtschreiber) nur noch der Redner Demagoge war: ich schreibe für meine Zeiten.

Bei uns ist die Gottesgelahrtheit, Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunst, und Weltweisheit (in allen ihren Theilen) eine besondre Wißenschaft geworden, jede hat ihre eigne wißenschaftliche Sprache genommen und nehmen müßen; wer uns nun diese in ihrem Gebiete verlacht — lacht nicht wie Sokrates, der lächelte vernünftig. Wenn sich diese wißenschaftliche Sprache an unrechten Ort einmischt, wenn der Dogmatiker auf der Kanzel, der Jurist als Geschicht-

schreiber des Volks, der Philosoph im Gedichte wißenschaftlich sprechen will — so zische man den unreinen Barbaren aus. Wer aber über den Juristen lachen will, daß er in seinen Proceßen nicht wie Quintilian schreibt — den Theologen, daß er Neumanni aphorismos des Systems wegen lieset, — den Philosophen, daß er nicht süß, und weitschweifig, und wohlklingend, wie Cicero schreibt; der beste genius seculi, die zierlichsten ridicula litteraria können nicht gefallen, wenn sie über so etwas lachen. Der Philosoph, als solcher, als der Baumeister eines Systems, kann nicht mit Worten spielen, Verzierungen anbringen, in sole, in foro, in castris versari, er kann nicht in dem Verstande studiosus humanitatis seyn, wie es der süße Redekünstler seyn will — Wie manches Gericht der Klotzischen Satyre verduftet also alles Salz, wenn es der Stab der Wahrheit berührt.

Soll hiemit die Populärität, und ihre Begleiterinnen, Reinigkeit, Faßlichkeit und Schönheit, aus der Bücherwelt verwiesen seyn? Nein! denn sie allein ist die Schöpferin Claßischer Schriften, die Mutter der Bildung für eine Nation, und ihr Denkmaal auf die Ewigkeit hin. Aber daß man nicht auf Reinigkeit sehe, wo von Richtigkeit, auf Faßlichkeit, wo von dem Genauen, auf Schönheit, wo von Stärke die Rede ist. Wenn der Geschichtschreiber der Urkunden dieselbe der alten; der Philosoph sein System der fremden, und der Jurist seinen Beweis der barbarischen Worte wegen verstümmeln wollte; ist alles außer seinem Gleise. Der Critikus schleicht sich immer hinter den Philosophen: und kann also die bloße Sprachreinigkeit höhern Zwecken aufopfern müßen.

Selbst der blos Populäre Vortrag kann engere und weitere Schranken bekommen, nach dem Maas und der Beschaffenheit, als das Volk an dieser und jener Litteratur von weiten her bekannt; nach dem Maas, als die Sprachlehre bestimmt, und die Mundart des Volks mit derselben verwandt ist, oder nicht? Immer eigensinnige Verbote also, die auf das Wort Gesichtspunkt, Vorwurf, Materie, Gegenstand u. s. w. heilige Flüche setzen: unter uns Deutschen ist die Grundlage eines mehr als gemeinen, eines

Philosophischen Verstandes ausgebreitet, auf die man schon sicherer bauen kann.

Endlich: Uebersetzen und Lesen bildet unsre Sprache so unvermerkt nach einer andern, daß ich kaum die Latinismos in den rein Deutschen Heinzischen Uebersetzungen, und kaum die Französischen Wendungen in Abbt, den Litteraturbriefen und den besten neuern Schriften aufzählen wollte. Hier entschuldige man die Menschliche Seele, die nicht ohne Worte denken kann, die sich so gern wahrgenommene Sachen mit ihren Zeichen eindrückt, bei welcher die Form und das Vehikulum so gern mit dem inliegenden Gedanken wiederkommt — auch hier schlage sich ein jeder an die Brust: „ich bin ein Mensch!"

Wenn nach diesen Aussichten und keinen bloßen Schulregeln ein Deutscher Premontval ein Préservatif contre la Hebraico-Graeco-Romano-Britanno-Italico-Gallicomanie — und ein Lexicon Antibarbarum schriebe; so würde er freilich auszählen, wo wir gesündigt haben, aber auch sündigen musten. Und außer dieser Nothdurft bin ich mit dem um unsere Sprache verdienten Heinze völlig einig, daß die Sprachenmischung nie unnöthig, unnatürlich oder gar Mode werden müße.

9.

Von der Nothwendigkeit der Lateinischen Sprache.

„Kann jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern „Gefühl des Schönen, zum vollen Besitze deßen, was uns die „Wißenschaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen: ohne „die Originalbekandtschaft mit den Lateinischen und Griechischen „Schriftstellern zu haben?"* Ein derbes Nein! ist auf diese Frage die kürzeste und ansehnlichste Antwort.

Wenn aber bei ihr verschiedne arme Nationen, und Personen litten, die mir nahe gingen: sollte sich nicht dieser Gesezspruch, der

*) Litt. Br. Th. 17. p. 121.

sich freilich nicht brechen läßt, etwas beugen laßen? Wenigstens will ich nach meiner träumerischen Kargheit doch erst die Münzen besehen, und umkehren und nochmals durchzälen, ehe ich sie weiter gebe: was heißt gründliche Gelehrsamkeit, sicheres Gefühl des Schönen, der volle Besitz des Wißenschaftlichen Vergnügens, zu dem die Originalbekandtschaft der Alten nöthig ist?

Ich betrachte diese Stücke: zuerst ohne Anwendung, so fern sie die Denkart eines Gelehrten und Virtuosen ausmachen: alsdenn in den Beziehungen ihrer simplen Brauchbarkeit, und in ihrem Einfluße auf das ganze Reich der Litteratur.

Gelehrsamkeit, Geschmack, und Vergnügen an den Wißenschaften kann, in einzelnen Subjekten betrachtet, sich nach ihrer Wißbegierde, oder Fähigkeit, oder äußern Umständen modeln. Die Wißbegierde ist an sich unendlich: sie durstet, je mehr sie trinket, immer nach mehrerer Känntniß, Schönheit und Vergnügen: und sie weiß von der Patriotischen Artigkeit nicht, sich in die gelehrte Sphäre dieses und jenes Landes einzuschließen. Ist sie also unsre unumschränkte Führerin: so wandert sie mit uns gleich Shakespears Feen über Berg und Thal, durch Wald und Feld, und Fluth und Flamme, wohin sie nur kommen kann, und sehnet sich endlich, wenn ihre thörichte Einbildung Ebbe und Fluth für das Ende der Welt ansieht, wie Alexander, nach neuen Welten, und weint weibische Heldenthränen. Eine Eroberungswuth der Gelehrsamkeit von dieser Art ist ohne Zweck, für unser kurzes Leben thöricht, für unsre eingeschränkte Seelenkräfte eine Last, und auch aus vielen äußern Ursachen selten.

Da verschiedne Theile der Gelehrsamkeit verschiedne Fähigkeiten fodern: da eine Seelenkraft bei ihrer vorzüglichen Ausbildung andre beinahe gegenseitige Kräfte nothwendig etwas zurückläßet: so bekommt die Seele des Menschen von Jugend auf eine gewiße Richtung auf diesen und jenen Gegenstand der Litteratur, zu dem sie sich formet. Bis auf eine gewiße Zeit gähren gleichsam noch alle Kräfte zusammen; wenn sie sich aber gesetzt [haben] und zu einer gewißen Ruhe gesunken sind: so zeigt sich das herrschende Talent, und

sucht Nahrung, wo es welche findet. Ein Reaumur, der gleichsam zu Experimentiren gebohren ist, sucht die Bekandtschaft aller Nationen, die vor und mit ihm Augen des Beobachters gebraucht. Ein Dichter seine Dichter: ein Prosaist seine Geschichte: ein Philosoph sein System. Kurz: seine Wißbegierde, sein Geschmack, sein Gefühl gibt ihm auch seine Känntniße, sein Vergnügen.

Nun ists für uns, und für die Welt Schade, daß in unsrer Erziehung und Bestimmung so wenig auf dies Mein und Dein gesehen, daß bei allen Köpfen dieselbe Wißbegierde, derselbe Geschmack vorausgesetzt wird. Ich weiß, daß für jeden Polyhistor viele, und für einen Baco alle Wißenschaften verbunden seyn müßen; da ich aber solche allgemeine Geister (die doch auch immer nur zu sehr auf eine Seite hinken) gleich ausnehme: so will ich nur, daß man so viel als von Wißenschaft und Geschmack verbunden seyn muß, dem, als einem solchen beibringe, der er ist, daß man ihn, als einen solchen, in sein Fach setze, als solchen brauche, nutze, rühme und belohne.

Nun kann jemand aus mehr als einer Ursache zu einer gelehrten Sprache vorzügliche Gelegenheit, Lust, und ein Lieblingsvorurtheil haben, das man nutzen sollte. Jede gelehrte Nation macht eine eigne Republik der Wißenschaften aus, wie wir's aus der Litteratur verschiedner Sprachen, die selbst zu einer Zeit leben, offenbar sehen. Jede hat ihre eigne Sehart, ihre Lieblingsschwächen, ihre Methode, und Vortrag, ihre Verständlichkeit und Localschönheiten. Ein Buch, das uns deutlich ist, kann z. E. in der Philosophie den Franzosen undeutlich seyn: Politische Erörterungen können in England leben, für uns halb todt scheinen: das was die Franzosen Geist in Schriften nennen, kann ihnen, nicht aber uns, unentbehrlich, vortreflich, belebend scheinen. Einer oder der andre kann nun in dieser Nation und Sprache vorzüglich ein Landsmann sein wollen; diesen kann die Antike Gestalt der Griechen und Römer locken, dem andern mißfallen: gebet ihm aber ein Englisches,[1] ein

---

1) Verschrieben statt: Französisches (?)

Brittisches Buch in die Hand, das vortreflich, bildend, und zwar vortreflich, bildend für ihn ist — hier ist er zu Hause.

Nun wird die Frage schwerer: kann jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern Gefühl des Schönen, zum vollen Besitz des Vergnügens, das uns die Wißenschaften darbieten, gelangen, ohne Originalbekanntschaft mit Griechen und Lateinern? Diese Frage hat nehmlich folgende Fragen unter sich: wer z. E. blos aus Deutschen gebildet wäre: könnte er gründlich gelehrt, ein Kenner, ein Liebhaber des Schönen sein? Ich läugne nicht völlig: wir haben (wenigstens in einigen Fächern) gute Dichter, bildende Schriftsteller, und insonderheit gründliche Philosophen, daß diese schon den Funken des Dichter= des Philosophischen Genie wecken, ihm Känntniße und Geschmack geben, und — Vergnügen insonderheit — Vergnügen ihm, in vollem Maaße zuströmen können. Ein solcher Deutscher Idiot wird vielleicht für seine Nation glücklich fortarbeiten: wird für sein Volk einen brennenden Patriotismus fühlen, denn sein Volk ist ihm seine Welt: wird genau den Punkt treffen, wo die Wißenschaft, von seinen Vorvätern bearbeitet, stehen blieb, und genau die Linie treffen, wo sie fortgeführt werden muß, denn keine fremde Aussichten zerstreuen, verwirren ihn: wird in seiner Sprache so Original, so Idiotistisch schreiben, als wenn keine andre in der Welt wäre, denn er hat keine andre gelesen: wird ein Mann seines Volks werden, oder keiner wirds. Man bilde solch eine Deutsche Seltenheit, mit allen Hülfsmitteln, die ihm seine Sprache darbietet — begierig will ich die Seltenheit betrachten.

Unter den Deutschen, bei denen von Jugend auf, eine gewiße Belesenheit sich zur Wißenschaft füget, und der Geschmack — wo nicht gar vom Sprachenstudium verschlungen wird: bei uns ist dies Monogramm von einem Genie selten. Den Britten, Franzosen und Italienern zur Seite, den Griechen und Römern hinten nach, wird unser Kopf, (und ist vielleicht wenigstens einem Theil nach unsre Litteratur) ein Gebäude von mancherlei ausländischen Stockwerken und Sprachen, daß oft kaum der Grund und der Kranz des Hauses unser bleibt. Ein Tempel also, ganz von Deutschen

Materialien, ganz nach Deutscher Art errichtet, wo ist er? Ein denkender Encyklopädist hat so gar in der Republik der Gelehrten das Gesetz geben wollen: „daß sich niemand unterstehen sollte, ein Schriftsteller zu werden, der nicht die vornehmsten Griechischen und Lateinischen Schriften der Alten, mit Fleiß, und zu wiederholten malen durchlesen."* Ein hartes Gesetz, das vielleicht unsre besten Schriftsteller, die besten unserer Dichter vielleicht, wenigstens eine Karschin sogleich verbannete, der ich bei ihren spätern Gedichten, voll von unverdaueten Namen aus der Griechischen und Römischen Geschichte gewünscht: o hätte sie solche nicht gelesen! nur alle Hülfsmittel ihrer Sprache gebraucht! ein ursprünglich Deutsches Genie!

Die Frage rückt weiter: kann jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit und zum sichern Geschmack kommen, ohne die Originalbekanntschaft fremder Nationen, so fern er mit den Produkten seines Landes noch die Zuführungen in unsere Sprache verbinden kann? Der vorige Idiotistische Gelehrte, das vorige Nationalgenie geht damit schon halb verlohren: denn unsre Karschin hätte um daßelbe zu seyn, selbst unsern Deutschen Horaz kaum lesen müßen, deßen Römische Schönheiten insonderheit in der künstlichen Lyrischen Sprache sie jetzt oft mißbraucht. — Das Ideal rückt also schon mehr unter bekannte Gesichter herab, und wer wird es da läugnen, daß es nicht Gelehrte, Leute von Geschmack, Dichter und Philosophen geben könne, die sich blos durch Deutsche Originale, oder übersetzte fremde gebildet. Sie gleichen den Eingebohrnen einer Stadt, die sich alle Cultur zu Nutze machen, die ihnen die Klügsten ihrer Landesleute, und die Klügsten der Ankömmlinge gewähren können: wer Geld und Gelegenheit hat, reise!

Für diese werden selbst Uebersetzungen, die den Worten nach mißlich, dem Geist treu bleiben, ein Geschenk: für sie ists ein patriotischer Wunsch, daß man uns aus den besten Nationen — das Beste — aufs beste übersetze: daß man, da sie nicht unter

---

*) Sulz. Inbegr. der Wiß.

die vortreflichen Völker selbst reisen und sich in ihre Denkart wurzeln können, die vortreflichsten Ankömmlinge und Nachrichten zu ihnen führe — und an solchen Uebersetzungen von Griechischen, Römischen, Französischen, Brittischen, und Italienischen Hauptautoren hat Deutschland, ein Sammelplatz von Fremden, Deutschland, das unter dem Gedränge schlechter Ankömmlinge erliegt, Deutschland, in dem das Zuführen solcher Fremden ein Brotverdienst geworden — noch große Lücken.

Und wenn keine Lücken wären, läßt doch noch immer die Bekanntschaft aus Uebersetzungen hinten nach. Tausend Schönheiten verduften; und oft ein Theil vom Geiste selbst. Der beste Uebersetzer kann sich auf Nebenbegriffe geheftet haben, und der Leser macht sich wieder neue Nebenbegriffe. Der Uebersetzer kann den Autor, und der Leser wieder den Uebersetzer halb verstehen. Die Critische Seite tritt also ganz in Schatten: die Historische Känntniß deßelben wird unsicher: und seine Meinungen, sein System, das so oft ein Gebäude von Worten ist, werden trüglich. Der Critikus also, der genaue Geschichtschreiber, der Philosoph über einen Autor muß ihn von Gesicht kennen; aber das Genie, das blos für sich lebt, der Mann von Geschmack, der Leser zur Bildung — hat am Geiste deßelben gnug; auch wenn ihm diesen, wenigstens einen Theil von diesem blos eine Uebersetzung lieferte.

Die Frage rückt weiter. Wenn ein völlig gebildeter Deutscher noch die besten Quellen neuerer Nationen tränke, wenn er mit Franzosen, Britten, Italienern Bekanntschaft pflegte, und allenfalls wüste, was sie von den Alten entdecken: wie weit? — o! ohne Zweifel sehr weit würde er kommen. Fast keine Wißenschaft wüste ich, fast keine Art von Känntnißen, wo ihm nicht Aussichten eröfnet würden; vergnügend, merkwürdig nutzbar: in jedem Felde des Geschmacks und des Genie große Muster, reiche Ernten, und wenn der Geschmack einer Nation hier, der andre dort ausschweifte: so halten sie sich eben damit das Gleichgewicht. Das Mittel zwischen einem Engländer und Franzosen ist ohngefähr — ein Deutscher. Ich getraue mich zu sagen, daß man in den neuer erfundnen

und ausgebildeten Wißenschaften durch die Originalbekanntschaft mit Engländern und Franzosen ungleich weiter komme, als mit Griechen und Lateinern; unter jenen findet man diese wieder und noch weit mehr dazu, unter den Alten ja aber nicht unsre neue Welt ganz. Man suche unsre besten Schriftsteller heim, von wem haben sie ihre besten Känntniße? nicht durch Neuere?

Jezt will ich umkehren. Wie weit brächte uns die Originalbekanntschaft mit Griechen und Lateinern ohne Känntniß der Neuern? Wieder sehr weit: wir lernen zwo der gebildetsten Sprachen in der Welt: die beste Wohlredenheit und den richtigsten Poetischen Geschmack: zwei der merkwürdigsten Völker, und mit ihnen einen großen Theil der Weltgeschichte: einige Wißenschaften in ihrer besten Blüthe und vielleicht alle in ihrem Anfange: Schriften, so vollendet, als es wenige in neuern Zeiten gibt; überhaupt Völker, die die Denkart erheben, den Geschmack bilden, Känntniße gewähren und — die Quelle aller neuern Litteratur sind. Aber um alle diese Reichthümer anzuwenden: um seine Sprache nach der [der][1] Alten zu bilden, und wohlredend, wie sie zu werden: eben so richtigen Geschmack zu beweisen; den Verfolg der Merkwürdigkeiten zu wißen, die sie stifteten: die Wißenschaften wie sie zu treiben, und weiter fortzubringen: ein neues Werk, wie sie, zu vollenden — nothwendig gehört dazu die Känntniß der Neuern, wenigstens seiner Landeslitteratur. Und da eben diese in Deutschland mit der Litteratur unsrer Nachbarn so sehr verflochten: und diese zusammt jener Abkömmlinge der Griechen und Römer sind: so wird die eine Brücke über das Chaos zwischen der Alten und Neuen Welt um so nöthiger. Das beste Licht, in welchem jene erscheinen, entspringt aus der Vergleichung mit den Neuern, und ohne diese zu kennen, zu verbeßern, aufzuklären, wird die beste Originalbekanntschaft der Alten todt, unvollständig, ohne Anwendung.

Immer, glaube ich, beßer, die vortreflichsten Neuern ohne die Alten (in ihrer Originalsprache) als diese ohne jene gekannt. Da

1) „der" fehlt im Msc.

die Sprachen der Alten todt sind: so verfällt man durch bloße Nachahmung derselben nur gar zu leicht selbst in Tod: man betrachtet ihre Poesie und Rednerkunst nur gar zu gern als bloße modos linguarum: ihre Wißenschaften und Geschichte als eine Gedächtnißsache: und ihre ganze Denkart wird Philologie. Bei den Neuern wenigstens geniesse ich lebende Sprachen, eine lebende Welt, Sachen, die näher der Anwendung sind und weniger also in Wortgrübelei ausarten können. Ich sehe Gegenstände, die mich ruffen, Aussichten, die ich durchwandere, Lücken, die ich erfüllen, Mängel, die ich ersetzen soll. Die Alten sind, um meinen Geschmack zu sichern, meine Gelehrsamkeit zu gründen; die Neuern meinen Geschmack zu versuchen und zu vergnügen, meine Gelehrsamkeit anzuwenden, und weiter fortzubringen.

So für mich; und als Mitbürger im Reich der Litteratur betrachtet, wenn man nur jeden auf seinem Platze nutzen, und keiner seinen Platz verlaßen wollte. Hier gibt es so mancherlei Stellen, in denen die Originalbekanntschaft bald mit diesem, bald mit einem andern Volk Zweckmäßig, nöthig, und nöthiger und am nöthigsten ist: es gibt wieder so mancherlei Stuffen dieser Originalbekanntschaft, daß die Reise in diese kleine Gränzscheidungen zu weitläuftig wäre. Vollends die bloße Schale, jene triviale Bekanntschaft der Griechen und Lateiner, die zur Gelehrsamkeit, als Handwerk erfodert wird, auf sie laße ich mich gar nicht.

Mein Blick erweitert sich also über den ganzen Horizont der Wißenschaften, da Abbt frägt: „kann die Vernachläßigung der „Griechischen und Römischen Quellen ohne schädlichen Einfluß auf „den Geschmack der ganzen Nation bleiben?" Nein!

Ferner: „ob diese sich versprechen könne, den dauerhaften „Besitz auch andrer dem Anscheine noch nicht so genau mit diesem „Studiren verwandten Känntniße zu behalten, wenn gleich der „Jugend, die sich besonders dem Studiren widmet, von diesen „Mustern nichts bekannt gemacht werden sollte?" Nein! und es geht mehr verlohren als man denkt — nicht für einen, sondern für die ganze Republik der Gelehrsamkeit. „Geschichte und eigne

„Beobachtungen, besonders die Bemerkung, was für ein großer „Unterschied im Geschmacke zwischen zwei oder drei Menschenaltern „bei der nämlichen Nation sich zeige, wovon einer der wahren „Gründe gewiß die neu aufgeworfene Muster sind — alles dies „muß und wird vereinigt der Wahrheit beistehen.“ — Hoffentlich wird sich dies bei einem größern Werk zeigen, das ich erst in der Stille zu vollenden suche.

Anhang.

[Auslese aus älteren, ursprünglich für den Torso bestimmten Stücken.]

Über Abbts Urtheile von Hrn Klotz ersten Schriften.

Drei aufgefangene Briefe.

Aus dem Dritten Briefe.

(Über Klotzens Mores Eruditorum, Ridicula Literaria und Genius Seculi.)

Sie wißen, m. Fr., meine Paradoxe Meinung, daß niemals die Belohnungen der Großen die erste Triebfeder des Genie sein könne. Ununterstüzzt von Reichthümern und Bequemlichkeit, oft mitten in Verfolgungen, verwiesen des Landes, in Zerrüttungen des Staats — da wachte das Feuer der Muse auf: da schrieben die Homere, die Buttlers, die Dantes. Geld als Geld was konnte es hervorbringen? nichts als eine alte Jungfer des Chapelain; und vielleicht wäre es aus der Geschichte zu erweisen, daß der Hofgeschmack dem wahren Poetischen Genie wirklich oft hinderlich gewesen, und daß ein Ariosto, ein Racine und andere stärker geworden wären, wenn sie sich nicht dem Hofgeschmack ihrer Zeit; jener dem Lustigen und dieser dem Verliebten hätten bequemen müßen. Die Gnade des Königes von Dännemark wird immer unvergeßlich seyn; nur daß sie einen Klopstock gemacht, gebildet: das wird selbst kein Däne behaupten wollen. — — — —

Nachschrift. Ich habe mir den angenehmsten Kontrast mit den moribus eruditorum verschaffet, ich habe Leßings jungen Gelehrten von neuem gelesen. Mögen gewiße Leute Leßingen immer niedrige Scherze und den verfehlten Ton guter Gesellschaft vorwerfen:

ich, der ich das Comische Theater nicht zu einer Sitten- oder Komplimentenschule haben will, ich ergötze mich an dem Originalen Colorit seiner Charaktere, an der lebenden Munterkeit seines Dialogs, und an der überall natürlichen und angemeßnen Sprache seiner Personen. So ist auch sein junger Gelehrter das an Tugenden, was Klotzens mores an Fehlern sind: ob gleich das ganze Sujet nicht eben sehr theatralisch seyn möchte.

Aus dem Vierten Briefe an Herrn N.
(Über Klotzens Carmina.)

— — Geschieht nicht unsern besten Deutschen Dichtern, Klopstock und Gleim, Weiße, Uz, und Gerstenberg zu nahe; wenn ihnen ein mittelmäßiger Dichter, oder vielmehr ein muntrer Versifikateur zur Seite gesetzt wird, blos — weil er schön Lateinisch gedichtet?

Rammlern habe ich nicht genannt; denn er soll mir eine eigne Erläuterung angeben. Auch mir ists vorgekommen, als wenn die Berlinischen Kunstrichter ihre Lobsprüche auf diesen Dichter etwas zu hoch stimmten; ich entschuldigte aber den zu hoch angegebnen Ton durch die lebendige und persönliche Bekanntschaft mit demselben, die uns gleichsam mehr lebendigen Eindruck von den Verdiensten eines Mannes gibt, und wünschte, daß ein Fremder, der ihn blos als Schriftsteller kennete, ihn auch blos als Schriftsteller charakterisirte. Weit ärger aber, m. Fr., nach der Critik, die jetzt in Deutschland überhand nimmt. „Rammler ist ein Nachahmer, ein Nachahmer ohne Genie, ein trockner Correktor:" — wie gut, m. Fr., wie gut ists, wenn Talente in Deutschland so geschätzt werden können, daß wir keine Rammlers sind.

Schon als Nachahmer des Horaz hat Rammler Verdienste, die ihm niemand rauben kann. Er hat mit einer gewißen eignen Vestigkeit, die Horazische Manier und zwar sehr nach der Natur unserer Sprache dahin übergetragen: Redarten, Bilder, Wortfügungen, Schwung, den Bau des Ganzen, und insonderheit das Geheim-

niß des Horazischen Perioden, und die feinste Lyrische Harmonie, die ich in unsrer Sprache kenne, ist durch ihn dahinein gekommen. Freilich ist Alles dies jetzt darinn, und manches schon im Gebrauch; eine Karschin kann diese Horazische Sprache brauchen, veredeln und mißbrauchen, denn sie ist da. Aber durch wen da? Durch wen haben wir die wohlklingendsten Lyrischen Gedichte? wer hat den Horazischen Oden- und Periodenbau zu uns überbracht? Und soll der Ueberbringer, der Einpflanzer fremder Schönheiten nicht wenigstens die Ehre haben, ein Erfinder vom zweiten Range zu seyn? Jetzt, ja jetzt kann jeder Horazisch nachlallen; wer aber machte das Ey zuerst stehend.

Wenigstens sehe ich keine Vergleichung zwischen dem, der Horaz in Horazens Sprache nachspottet, und zwischen einem andern, der seine Sprache und Dichtkunst zur Dichtkunst Horazens zu machen sich bestrebt. Er hinterläßt in seiner lebenden Sprache Fußstapfen des Ruhms; jener aber wird, wenn wir uns aus unsrer Populären Zeitverbindung hinaussetzen, in den Haufen, den ungeheuren Haufen der Lateinischen Nachahmer geworfen, von denen viele ihn weit übertrafen. — —

Anmerkungen.

(1) „Umgearbeite" auf dem Titelblatte ist handschriftlich gesichert durch die Form „durchgearbeitsten" (Viertes Kritisches Wäldchen S. 277). Ähnliche synkopirte Formen, die jetzt hart und fast unmöglich scheinen, sind: „geschwächste Gestalt," „Gatterische" (von Gatterer) „Historienkunst," beide im Reisejournal des Jahres 1769 (Lebensbild II, 225. 332; die erstere vom Herausg eber willkürlich corrigirt), ungefährten (statt: ungefährdeten) WW. z. sch. L. u. K. X, 340, geacht Adrastea V, 340 Z. 7 v. u., eiserm (statt: eisernem) Maran Atha S. 200 Z. 4 v. u., Verbesserin I, 141 Z. 5, Zergliederin, Viertes Krit. Wäldchen S. 246; so vielleicht auch „verneinden" statt „verneinenden" S. 129[1]. vgl. 135 Z. 8. v. u. Am härtesten „leit" statt „leitet" in einem Jugendgedichte, Lebensbild I, 1, 303.

3, Z. 17. „mein Nachbarn" habe ich statt des sinnlosen „meinen Nachbarn" der Originalausgabe gesetzt. „Der Infinitiv werde Substantiv, wie im Englischen" notirt Herder in einer Skizze zu den Fragmenten. In der Recension von Bodmers Grundsätzen der Deutschen Sprache (Allgem. Deutsche Bibliothek II, 1, 199) empfiehlt er die Verwendung der Verba als Substantiva wiederum mit Hinweis auf englischen Sprachgebrauch.

5, Z. 6—8. „Deutscher Pope" — Dusch; vgl. I, 115 fgg. 536: Antwort auf die Zumutung des Recensenten in Klotzens Bibl. I, 180.

10, 8. Guido Pancirolli, berühmter Jurist an der Hochschule Padua (1523—99). Unter seinen Schriften führt Jöcher den „sinnreichen Tractat" „De rebus memorabilibus inventis et deperditis" an.

33, 49. 275. „wie Kalliopens Tuba tönet." Ramler, Poet. Werke Berlin 1825 I, 5. Ode an den König von Preußen: „die Sprache voll Kraft, die wie —." „Wenn du noch andere" — Klopstock, Der Nachahmer Str. 1. Oden, Hamburg 1771. S. 191. WW., Lpz. 1798. I, 210. (R.)

37, 68. „Klopstocks Salomo" — vgl. I, 98.

39, 71. „Deinen Gang auf dem Kothurn, Sophokles, Meidet und geht Jambanapäst." Klopstock: Sponda Str. 1, 3. 4. Oden 1771. WW. I, 211. (R.)

73. Alexanders Fest, oder die Gewalt der Musik, eine Kantate auf den Tag der H. Cäcilia, zu der Händelischen Musik, aus dem Engl. des Dryden übers. v. Ramler 1766.

40, 74. „Deutscher Dionysius" u. s. w. — Dionysius aus Halikarnaß der Jüngere, ὁ Μουσικός, unter Kaiser Hadrian, verfaßte 24 Bücher Ῥυθμικῶν ὑπομνημάτων, 36 Μουσικῆς ἱστορίας, 12 Bücher Μουσικῆς παιδείας ἢ διατριβῶν. — Hephästion, Metriker aus Alexandria unter Antoninus Pius (ca. 150 n. Chr.), verfaßte u. a. ein ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων. (Sch.) — Vossius, vgl. zu 72, 181.

42, 77. Steinbrüchel, vgl. I, 291. Grillo II, 141.

78. „Man hat mich unrecht" — Der Recensent der Fragmente in den Göttingischen Anzeigen (1767 S. 303): „Warum macht sonst unser Vf. aus Bodmern und seinen Nachahmern eine Nation, die er oft ziemlich mishandelt. — Hat denn Helvetien nicht auch Dichter, die weder Hexameter geschrieben, noch mit Gottsched gestritten, noch morgenländische Poesie nachgeahmt haben? — und warum heißen Wieland und Mably Schweizer?"

„Auch in der Sprache" — Klopstock: „Die Deutschen haben von diesem großen Manne überhaupt weniger gelernt, als sie hätten lernen sollen."

43, 79. „aus ihm (Luther) eine Anthologie" — wenn auch nicht mehr lediglich aus sprachlichem Interesse hat Herder in den Briefen z. B. d. Hum. (2, 21—42) veröffentlicht (noch breiter in der ersten handschriftlichen Ausführung). Etwa hundert Seiten Auszüge aus Luthers Schriften sind noch in den Arbeitsheften der Bückeburger Zeit vorhanden; und höchst wahrscheinlich ist es auch Herder, welcher die „Auszüge aus Luthers Schriften" in Pfenningers Christliches Magazin eingerückt hat. (I, 1, 138—156. II, 1, 88—111. III, 1, 124—140. a. 1779. 1780). Vgl. Lebensb. I, 3, 2, 81 fgg.

46, 99. „Antonio von Rosalva" — eine Blöße, die Klotz in seiner Deutschen Bibliothek (III, 1, 119) sich nicht entgehen ließ. Noch höhnischer als dort der Recensent, sagt Riedel, Über das Publicum 204: „Ein neuerer Kunstrichter, der noch zu sehr taumelt, um den Namen eines philosophischen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Rosalva, den er nicht gesehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet. — So strafte die Critik ihren untergeschobenen Sohn durch sein eigenes Gedächtniß." Es ist allerdings ein Gedächtnißfehler; denn Antonio begegnet auch in einem etwas jüngeren handschriftlichen, für das Zweite Stück des Torso bestimmten Aufsatze.

100. „Untersuchung des Lächerlichen" — Der kritische Niederschlag dieses verloren gegangenen Versuchs aus der „Menschlichen Philosophie" (öfters erwähnt in der Correspondenz der Jahre 1766. 7; vgl. Lebensbild I, 2, 239. 289. 218) steht als Fragment über die Comische Bühne S. 217—227.

50, 106. vgl. I, 166 Z. 10. „ein Pythagoras — beschneiden." — Die mysteriöse Spöttelei beruht auf einem von Clem. Alex. Strom. 302 C. u. v. A. überlieferten Histörchen (vgl. Zeller, Gesch. d. Gr. Phil I, 219. II. Aufl. Sch.)

52, 116. Great on the Bench — Butler, Hudibras I, 1. (R.)

117. „Critische Briefe“ (Zürich 1746. Neue Critische Briefe. Zürich 1749. Vf. Bodmer) — „Arzneyen“ — Berlin 1759 bey Winter. 12° (vgl. Gottscheds „Neuestes aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit“ 1761. S. 459—69. Format und Verleger sprechen für die Autorschaft Lieberkühns; vgl. I, 60). — „Possen“ vgl. Redlich zu Lessing XII. 567. 576. Hempel. (R.)

117. 118. 145 fgg. Clodius, Versuche aus der Literatur und Moral I—IV. Stück, Leipzig 1767—69.

54, 120. Jam dic, Postume — Martial. VI, 19, 9.

60, 156. „einen Roman.“ Als einen Roman, d. h. nach dem herrschenden Sprachgebrauch als halbwissenschaftlich ausgeführte Hypothese, hatte die Kritik mehrfach diesen Abschnitt bezeichnet. Garve, der Recensent in der N. Bibl. d. sch. Wiss. IV, 1, 74 (vgl. I. Einleitung S. XXXIV) zweifelt, „ob eine solche Kindheit der Sprache — jemals existirt habe.“ Sie scheint ihm „eben so wohl, als der sogenannte Status naturalis zu den philosophischen Romanen zu gehören: denn wenn jemals eine Zeit gewesen wäre, da man nicht gesprochen, sondern getönet, so würde man immerfort getönet und niemals gesprochen haben.“ Im Tone anmaßender Abschreiberei Klotz: „Ich schreibe darüber: Die Begebenheiten der Sprache, wie sie lebte und wie sie starb; ein neuer Roman nach aller Wahrscheinlichkeit erfunden von Joh. Georg Herder.“ (Deutsche Bibl. I, 1, 168). Hiergegen Herders Seitenhieb S. 47, 102: „Es war einmal“ —. Vgl. Lebensb. I, 2, 371.

61, 159. 160. „ihn (den Ursprung) entweder historisch zu erfahren, oder Philosophisch zu erklären, oder Dichterisch zu muthmaßen.“ Wie sich die Grundrichtung von Herders Forschen, Sinnen und Schauen auch seinen poetischen Versuchen mitteilt, ist dem Leser der Paramythien (Zerstreute Blätter I, 165—214) bekannt. Seine Jugendneigung für solche paramythisch-genetische Themen blickt am klarsten aus seinen ältesten Arbeits- und Dichtungsheften hervor. Da sind, in Mohrungen vielleicht schon, gewiß aber früh in Königsberg notirt und skizzirt Themen wie: Die Erfindung der Künste; Saturnalie, die Erfindung des Mein und Dein (Anlage ähnlich der des „Eleusischen Festes“); Erfindung des Weins; Ursprung der Rose.

„Dichterische Erzählungen:“ dieselben „Fictionen,“ „Erdichtungen“ oder nach besonderem Sprachgebrauch Herders „Dichtungen,“ (vgl. Zerstr. Bl. I, 165. III, 191. Krit. Wäld. II, 61. 234.), welche zum Theil genauer I, 447, 165 angeführt sind. „Der erste Schiffer“ und „Lycas, oder die Erfindung der Gärten“ sind von Salomon Geßner (Sämmtliche Werke. Wien 1792. II, 125. III, 48. Vielleicht fehlt in der Reihe der Beispiele nur zufällig Logaus Ursprung der Bienen (Lessings Schriften 5, 185 L.), wahrscheinlich das erste Vorbild Herders in diesem Genre.

„Ovids Verwandlungen“ — vgl. I, 447, 165. Göthe, Dichtung und Wahrheit, B. X (21, 183 Hempel). Härter, und sicher nicht ohne Einfluß

auf Herder urtheilt schon Kant, Beobb. üb. d. Gefühl des Schönen und Erhabenen („Fratzen"); Schriften in chronol. Reihenf. hg. v. Hartenstein II, 237.

62, 161. Polydorus Vergilius aus Urbino († 1555), hier wegen seiner Schrift De inventoribus rerum angeführt; als einen „elenden" Historiker hatte ihn schon Owen in dem Epigramm gebrandmarkt: Virgilii duo sunt, alter Maro, tu, Polydore, Alter. Tu mendax, ille poeta fuit. — Goguet, Ant. Yves, de l'Origine des Lois, des Arts, des Sciences et de leur progrès chez les anciens peuples. 1758. Übers. von Hamberger, Untersuchungen von dem Ursprung u. s. w. 3 Theile. Lemgo 1760—62. (R.) — Js. Iselin, Über die Geschichte der Menschheit. Frankfurt 1764. II.

68, 173. „die Philosophie über die Kindheit der Sprache" — Mit gleicher Bestimmtheit wie hier vertritt Herder den „Menschlichen Ursprung" der Sprache in seinen frühesten hierauf bezüglichen Reflexionen. So in der ältesten ungedruckten Bearbeitung der „Geschichte des Liedes" (1764. vgl. I, 465. 547) Capitel I: Von dem Ursprunge des Liedes überhaupt. „Eine jede Gesellschaft in ihrer Kindheit, muß auch eine Sprache der Kindheit haben; es bleibt aber völlig eine andre Frage, ob diese Sprache das Kind selbst erfindet, oder ob sie ihm ein andrer vorbetet. Das erste, das ein Grieche, Diodor von Sicilien (histor. l. I), ein Römer, Vitruv (l. II): dazu noch ein alter und neuer Catholischer Christ (Gregor. Nyssen. Orat. XII contr. Evnomium. Richard Simon histoir. critiq. l. I c. 14. 15) behauptet, scheint immer wahrscheinlicher und dem Naturgange ähnlicher, wenigstens für einen Weltweisen, der es dem Sinn des Orakels gemäß hält: durch das Auflösen und nicht das Zerhauen des Knotens ein Mann zu werden." Ebenso in einer wol noch älteren (1763. 4) Skizze: „Allgemeine Betrachtung über die Sprachen," die in ein Excerpt aus Condillac, Essai sur l'origine des connoissances humaines T. II verwoben ist. (Die Bekanntschaft mit diesem Werke ist also älter, als Herder I, 529 anzugeben rätlich findet).

69, 175. „ein Brittischer Beobachter" — Hume in der „Natürlichen Geschichte der Religion." Einen Auszug aus derselben enthält das Lebensbild I, 3, 1, 367 fgg.; das Bruchstück eines ziemlich gleichzeitig mit der Umarbeitung der Fragmente verfaßten Aufsatzes, der sich an die hier citirte Stelle anschließt, betitelt „Von Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe," steht ebenda S. 382—392 und in den Werken Zur Relig. u. Theol. 7, 300 fgg.

72, 181. Vossius (Gerhard) De artis poeticae natura et constitutione — Poeticae institutiones — De poematum cantu et viribus rhythmi (1673); Meibom (Marcus) Antiquae musicae auctores septem; Du Bos, Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique, Paris, 1719. (R.)

79, 206.* „Hällische" (Klotzens Deutsche) Bibliothek I, 1, 170.

212. 158. Tyrtaei quae supersunt omnia collegit, commentario illustr. ed. Chr. Ad. Klotzius. Altenburgi 1767.

82, 211. „Themistius" — Rhetor und Philosoph zu Constantinopel zur Zeit Julians. Orat. XV, p. 198c Harduin. p. 243, 9 Dindorf: *λέγω οὖν παραστησάμενος τὸν Τυρταῖον καὶ τ. Τ. μ. Ὁμ.* (folgen Homerverse).

85, 217. Des Herodotus neun Bücher der Geschichte aus d. Griech. üb. v. Joh. Eustach. Goldhagen. Lemgo 1756. 8. (Goldhagen, Rector des Gymnas. zu Nordhausen v. 1744—1753. † 1772.) (Sch.) Ein zweites Werk Goldhagens hat Herder anfänglich ebenfalls in der zweiten Sammlung besprochen: Griech. u. Röm. Anthologie in Deutsch. Übersetzungen mit Anmerkk. erläutert. 1. 2. Bd. Brandenburg 1767. [Bd. III. 1768]. Bei letzter Redaction aber ist dieses Stück (2 Seiten gr. 4°), ein Accidens von Kap. 8 (S. 140) ausgemustert worden; der Kritiker ergeht sich darin mit gleicher Schärfe über das Ungeschick des Übersetzers in Auswahl und Anordnung, wie über den matten und charakterlosen Stil der Übersetzung.

*J. Chr. Gatterers Allgemeine hist. Bibl., von Mitgliedern des Königl. Instituts der histor. Wissenschaften zu Göttingen. 1. 2. Band Halle bey Gebauer. 1767. gr. 8°.

87, 221. Ein scharfes Urteil über die „vermuthlich von Nicolai verfertigte" Übersetzung aus Xenophon steht schon in dem Briefe an Scheffner vom October 1767, Lebensbild I, 2, 288.

88, 222. „Theages" — Platon. Theages XIII. 131.

91, 229. „Hercules — nichts heiliges!" Nach Suidas s. v. *οὐδὲν ἱερόν*. (vgl. Schol. Theocr. V, 21.) (Sch.)

94, 234. „Leyermann des Horaz" — Sat. I, 3.

104, 258. Hunc penes — Horat. A. P. 71 s. usus Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi. (Sch.)

105, 261. quae serit — Statius in Synephebis ap. Cic. Cat. M. 7, 24. (Sch.)

113. „Schriftsteller der Welthistorie" u. s. w. „Geschichte des menschlichen Geschlechts, — vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeiten," Halle 1766 fgg., abkürzende Bearbeitung der General History of the World from the Creation to the present Time: „die Geschichte der elenden Verkürzer der Englischen Welthistorie" nennt Herder (handschriftlich) das Werk, an dem sich nicht blos Leute wie der Klotzianer Hausen (Krit. Wälder III, 142), sondern auch Thomas Abbt und Heyne (S. 115) beteiligt haben.

116. „Wüsten des Äthers" — Pind. Ol. I, 5—6. *ἐρήμας δι' αἰθέρος*. nomina modo vana ss. — Curtius Hist. Al. M. IV, 14. (Sch.)

119—136. Die Fragmente 3. 4. 5. sind, nochmals umgearbeitet, in eine „Lobschrift auf Winkelmann" (121¹) eingefügt worden, die Herder, an-

geregt durch eine i. J. 1777 von der Casseler Akademie der Alterthümer gestellte Preisaufgabe (Justi, Winkelmann II, 2, 232) verfaßt hat. Dieselbe hat mit der nüchternen Heynischen, welche den Preis erhielt, nicht concurrirt, und sie ist nur einem Teile nach in dem Aufsatz „Winkelmann" (Teutscher Merkur 1781. 3, 193—210) an die Öffentlichkeit gelangt. Die älteste Gestalt der hieher gehörenden Stücke mußte schon der ansehnlichen Masse des Eigentümlichen wegen, welches sie enthält, unverkürzt aufgenommen werden. Über etliche andere, in die Lobschrift hineingearbeitete Stücke wird die Einleitung III berichten.

130, 4. „ein bitteres Aegypten" — *πικρὴν Αἴγυπτον* Hom. Od. XVII, 448. (Sch.)

133, Z. 2 v. u. „Theseus" — Vergil. Aen. VI, 617—618.

134, Z. 1. „Elender, schickt sichs" u. s. w. — nach einem in den Zerstr. Blätt. II, 88, und den Briefen z. Bef. d. Hum. (6, 115) übersetzten Epigramm des Antiphilus; Anthol. Plan. 136.

137. „Geßner — Orpheus." — Vgl. I, 77.

„Weltweiser über die Kindheit Griechenlandes." — Zu einer ägyptisch-griechischen Archäologie als einem Theile seiner Geschichte des menschlichen Verstandes hat Herder 1765. 6 im Anschluß an Geßners Orpheus eine Skizze entworfen. (2 Blätter Folio-Format „Anmerkungen zur Geschichte der Wißenschaften nach Orpheus" d. h. nach und aus Gessneri Prolegomena Orphica). Demselben Zwecke sollte der polemische Versuch über Boulangers Werk L'Antiquité Dévoilée (Amsterdam 1766. 3 Voll.) dienen: „Anmerkungen zur Geschichte der Wißenschaften aus Boulangers Einleitung," (3 Blätter Folio. 1766. 7; nicht „Bruchstück einer ungedruckten Recension," wie das Lebensbild über dem fehlerhaften Abdruck angiebt). — Die französirende Ausdrucksweise, welche die Beziehung eines in einem (meist) persönlichen Substantivum liegenden verbalen Begriffs auf das folgende Substantiv durch eine Präposition angibt, ist in den Schriften der ersten Periode sehr häufig (auch später begegnet sie nicht selten) — nicht immer so deutlich durch den Zusammenhang und so leiblich wie hier. „Philosophen über die Deutsche Sprache" I, 137 — „ein Montesquieu über den Geist der Wißenschaften" II, 118; „den guten gesunden Verstand über Dinge des gemeinen Lebens" II, 272. Z. 5; ein Redner über Situationen — Redner ins Herz, Lebensbild II, 224 (1769); ein Reisender in Italien, Krit. Wälder II, 207 — Reisebeschreibungen in den fünften Welttheil, Lebensbild II, 297 — „Landstreicher nach fremdem Ruhm" II, 131 — „die Nachläufer hinter einem Irrlicht" II, 201 — Wallfahrter nach Mecca, Lebensbild II, 258. Bezeichnend für die Herkunft der Ausdrucksweise ist es, daß Beispiele am häufigsten in dem in Frankreich geschriebenen Reisejournal vorkommen.

Z. 2. v. u. Frid. Sam. de Schmidt Opuscula, quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae, explanantur. Carolsruhae 1765.

140, Z. 4. v. u. „Uebersetzer des Longus" — (Daphnis und Chloe. Berlin 1766) ist Grillo, der auch Pindar, Moschus, Bion übersetzt hat. Vgl. I, 307, 299—309, 302. 543, 308.

141, Z. 3. „die höchste Blüthe" — nach Pind. Ol. I, 13—15 (Sch.) — Lieberkühn, Übers. des Theokrit, 1757, vgl. I, 60. 535.

Z. 5. v. u. „Unsinn unsrer Aesthetiken" — gemeint ist Riedels Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Jena 1767, über welche in Einleitung III ausführlicher berichtet wird.

143. Theagenes und Chariklea. Eine äthiopische Geschichte. Aus dem Griechischen des Heliodor übersetzt (von Meinhard) Leipzig 1766. — Alciphrons Briefe aus dem Griech. üb. v. J. F. Herel. Altenburg 1766.

148. J. Hübner. Zweymal zwey und funfzig auserlesene biblische Historien aus dem A. und N. Testament. Neue Auflage, Leipzig 1768. (oft wieder aufgelegt).

Z. 5. v. u. „Selbst ein Dichter" — vgl. 38, 70. Die schwachen Versuche, die Clodius als Oden- und Dramendichter gemacht hat, sind aus Göthes Selbstbiographie bekannt. Dichtung und Wahrheit II, 81. Hempelsche Ausg. mit v. Löpers Anmerkk. Nr. 247. 249. 250.

150. „Oedipus" — verschrieben statt Orpheus. — Z. 1. v. u. „Loths Thür" — I. Mos. 19, 11.

151. 314. gestit paribus — Horat. Ep. ad Pis. 159 ss.

153. multa senem — v. 169 ss.

154, Z. 12 v. u. 156, Z. 2. 297, Z. 8. Ethopäie — die Orthographie angehend vgl. I, 542 zu 307, 298.

156. „Bei Homer" u. s. w. Keime der Abhandlung „Jonien, Über die Humanität des Homer" in den Briefen z. B. d. Hum. III, 76—134 (Br. 34—37).

158. *οιον τρεφει* — Hom. Il. 17, 53 ss.

159. 186. „Regner Lodbrog" — I, 75 ff. Krit. Wäld. I, 33 fg.

„Deutscher Siegsgesang zur Zeit Ludwigs des frommen." vgl. 248, Z. 2. Den Ludwigsleich kannte Herder aus Schilters Thesaurus Rerum Germanicarum, T. II. (vgl. S. 247). Seine eingehende Beschäftigung mit den ältesten Deutschen Sprachdenkmälern fällt indessen erst in den Anfang der siebziger Jahre; damals hat er auch „das älteste Deutsche Lied" zu übersetzen versucht. (Volkslieder II, 3. Zerstreute Blätter 5, 170). Wenn die Ansetzung des Gedichts „zur Zeit Ludwigs des Frommen" mit Bedacht geschehen ist, so wäre schon ihretwillen zweifelhaft, ob Herder 1768 über die ersten Strophen hinausgelesen hat.

„Sandhügel der Amazone" — Anspielung auf die Amazonenlieder; vgl. S. 183 fgg.

169. crescit occulto — Horat. C. I, 12, 41—45.

161. Pind. ed. c. comment. Er. Schmidtius. Viteb. 1616. 4. (Sch.)

163—178. Um die respectvoll eingängliche Beurteilung der Noachide, ja um die ganze (früher von Herder selbst abgelehnte, vgl. I, 296) Parallele nicht anstößig zu finden, muß man sich gegenwärtig halten, wie ein Teil der Zeitgenossen, und nicht der schlechteste Teil, über Bodmer als epischen Dichter dachte. Man vergleiche beispielsweise mit dem was Herman Grimm über Göthe und Faust sagt (Göthe I, 2. 7. II, 262 fgg. 270 fg.) die Äußerungen des Verfassers der „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts Der Noah." (Zürich 1753. 404. 8°). Die Gleichstellung mit Homer, mit den großen Epikern aller Zeiten geht durch. p. 14. „Es ist mir eine recht angenehme Vorstellung, wenn ich — — — mir einbilde, aus was für einem Gesichtspunkt man in 1000 Jahren, wenn die Erde diese noch erlebt, den Noah ansehen wird. — — Leibnitz wird alsdann nicht bekannter sein, als itzt Plato ist, und der Messias und der Noah werden von wenigen in die Ewigkeit begleitet werden. — — — Wie wenn dieses Werk das einzige wäre, das von unsrer Zeit in dieser eingebildeten Zukunft übrig bliebe, so wie Homers Schriften die einzigen Urkunden sind, die uns das Alterthum [von] seiner Zeit gelassen hat? In diesem Fall würde man aus diesem einzigen Werke einen sehr deutlichen Begriff von dem Zustande der Wissenschaften und Völker unsrer Zeit ziehen können, da dieses Gedicht mit der schönsten Blüthe der gesunden Philosophie angefüllt ist, und überal den Charakter unserer erleuchteten und in Absicht der Künste und Wissenschaften vollkomnern Tage trägt." Der phantasiereiche Kritikus ist — Wieland.

163. Bodmer, der Noah. In zwölf Gesängen. Zürich 1752. Die Noachide. Berlin 1765. Calliope. Erster und Zweyter Band. Zürich 1767. (Band I umfaßt die sechs kleineren biblischen Epen und ein siebentes „Colombona"; Band II Übertragungen aus griechischen Epikern, darunter Ilias B. 1—6; ferner aus dem Mhd. „Der Parcival. Von Eschilbach" — „Die Rache der Schwester" (Krimhilt) und ein paar kleinere eigne Epen).

164. ibis, Homere, foras! — Ovid. Art. Am. II, 280.

„wie wenigstens Er — gedenket" — Eine „neuste, von dem Verfasser verbesserte Auflage" der Noachide erschien aber schon wieder i. J. 1772.

165. „als Gabalis — konnten." Man muß entweder ein Wort wie Sylphen, ausgefallen denken, oder „konnten" in „konnte" ändern. Die Anspielung geht auf die ironisch-spiritistische Schrift des Abbé Montfaucon de Villars, Le Comte de Gabalis ou entretiens sur les sciences secrètes. 1760.

Io — vgl. I, 299. 324. Hermogenes — vgl. S. 334. Clarke, Samuel, Herausgeber des Homer — vgl. Herder, Adrastea 5, 127—130. Geddes — vgl. S. 89. 278, 37.

174. „Sohn des Bruder Philipps“ — Lafontaine, Contes et Nouvelles Livre III, 1. Les oies du frère Philippe (nach Boccaccio). Bruder Philipp hat seinen Sohn im Walde erzogen. Als er ihn das erste Mal in die Stadt mitnimmt, und der Junge beim Anblick der ersten Mädchen nur noch für diese Augen hat, sagt ihm der Vater, es wären Gänschen. Natürlich bekommt er zu hören:

Mon père, je vous prie mille et mille fois,
Menons-en une en notre bois,
J'aurai soin de la faire paître.

Hölzern nachgeahmt von einem Unbekannten in den Bremer Beiträgen II, 3. 208 fgg. (R.)

177. „mich hat die Himmlische — irrdischer rede.“ — freies Citat aus der „Anrufung“ im ersten Gesange der Noachide. — „Dieser — verflucht hat.“ I. Mos. 5, 29. — „Prediger der Gerechtigkeit“ II. Petri 2, 5.

179. agros atque Lares — Horat. Epod. 16, 19 ss.

180. 359. 366. „ein bittrer Censor — schulmeisterhaft“ — Grillo; vgl. zu S. 140. „Ich zanke mit dem Critikus“ — Nicolai, in der Besprechung der „Auserlesenen Gedichte,“ Berlin 1764. und der „Poetischen Einfälle,“ Berlin 1764. Litt. Brief 276. S. 173—179. Auch die vorangehenden, von Mendelssohn verfaßten Briefe (272—276., bis S. 173) sind „schulmeisterhaft“ gehalten.

183. „bis ich von Liedern rede.“ — Vgl. Lebensb. I, 2, 370. I, 3, 2, 536. Von und an Herder I, 27. „Von Nationalliedern,“ „Von Kriegsgesängen,“ „Von dem Liede der alten Deutschen“ ist zu der 4. Parallele (I, 335) im Rigenser Handexemplar notirt. Hieraus erwuchs der „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker,“ 1773 veröffentlicht.

(Chr. Fel. Weiße) Amazonenlieder. Leipzig 1760. rep. 1762. Anhang S. 153—180. Kriegslieder des Tyrtäus. Aus dem Griechischen (in Gleimschen Strophen). — Schweizerlieder, von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach (Lavater). Bern 1767.

185, Z. 6. „Ich zanke — mit dem Recensenten“ — Nicolai im 266. Litt. Briefe, auf dessen Urteil im folgenden mehrfach misbilligend Bezug genommen wird.

186. „Die Romanze“ (vgl. S. 310) Fair Rosamond steht in der Neuen Bibl. d. sch. Wiss. II, 1, 70 fgg. (Anzeige von Percy's Reliques) übersetzt; vgl. Herders Übertragung in den Volksliedern I, 1, 2 — wo im Anhange die ältere Übersetzung glimpflicher erwähnt wird.

187. „poßirlichen Vorrede:“ — „Wer hat das Herz uns zu widersprechen, daß es auch zu unsern Zeiten Amazonen giebt? — — — kein Heer zieht vorüber, das nicht von einer Menge gehoseter Mädchen mit fürchterlichen Federbüschen begleitet wird.“ u. s. w.

188—199. Der Parallele „Aesop und Lessing“ gedenkt Herder als seiner frühesten Arbeit über die aesopische Fabel in der Vorrede der Zerstreuten Blätter III, S. X. Seine Angabe, „diese Gedanken hätten schon im Zweiten Theil der Fragmente im Jahre 1767 erscheinen sollen,“ ist ungenau. — Alle erforderlichen literar-historischen Erklärungen und Nachweise zu diesem Capitel findet man in den sorgfältigen Anmerkungen C. Redlichs zum X. Theil der Hempelschen Lessing-Ausgabe (Abhandlung über die Fabel).

188¹. „durchgegangen ist“ vgl. S. 237 Z. 16. 17.

189, Z. 1. v. u. 190, Z. 1. „Regel Lehre, Unterricht.“ — La Motte verwendet in seiner Definition das Wort instruction (Lehre), Richer précepte (Regel), Breitinger „Lehre und Unterweisung.“ Lessings Schriften 5, 361. 368. 372. L.

192. „Hier ist Aristoteles:“ — — Dem Sinne nach gehören in die Lücke folgende Sätze aus dem Anfang und Schlusse des Capitels über die Fabel (Rhet. II, 20): *ἓν μὲν — παραδείγματος εἶδος τὸ λέγειν πράγματα προγεγενημένα, ἓν δὲ τὸ αὐτὸν ποιεῖν· τούτου δ'ἓν μὲν παραβολὴ ἓν δὲ λόγοι, οἷον οἱ Αἰσώπειοι καὶ Λιβυκοί. — εἰσὶ δ'οἱ λόγοι δημηγορικοί, καὶ ἔχουσιν ἀγαθὸν τοῦτο, ὅτι πράγματα μὲν εὑρεῖν ὅμοια γεγενημένα χαλεπόν, λόγους δὲ ῥᾷον.* Die Stelle paßt (vgl. 192¹) in die Lücke hinein. Vermuthlich beabsichtigte Herder eine kürzende Redaction. Dieselbe mochte nicht sogleich gelingen, und so wäre die Lücke vollends erklärlich. Möglich allerdings auch, daß er sich beim Niederschreiben an den von Lessing citirten Stellen genügen ließ (5, 387 L.) und es sich vorbehielt, dieselben vor der letzten Redaction in größerem Zusammenhange nochmals nachzulesen. Über Umfang und Tiefgang seiner damaligen Aristotelesstudien giebt ein späterer Brief an F. H. Jacobi den wünschenswertesten Aufschluß. „Dein Aristoteles [eine französische Übersetzung, wie es scheint] sollte für mich sein; willt Du, so schicke ihn mir, auch wenn Du vielleicht noch andre Übersetzungen dieses Mannes (nur nicht von seiner Poetik und Rhetorik) in neuern Sprachen hättest. Er ist mir seit einiger Zeit viel werth; nur ich habe nicht Zeit und Fassung gnug, ihn in der Ursprache durchzustudiren, und in barbarischem Latein kann ich durchaus keinen Griechen lesen; ich verstehe kein Wort von ihnen in dieser Sprache.“ So der Verfasser der Ideen (20. Dec. 1784. Aus Herders Nachlaß II, 266. 267); der jugendliche Autor war durch Kant mit einem Vorurteil gegen Aristoteles erfüllt worden. In den Arbeitsheften

der ersten sechs Jahre (bis 1769 Ende), die den Philosophen einen breiten Raum gönnen, habe ich von Aristoteles=Excerpten nichts vorgefunden.

195. Gottlob W. Burmann (1737—1805) Fabeln. Dresden 1768. (Meusels Angabe: 1768 erweist sich, da andere Fabeln schwerlich von Herder gemeint sind, als die richtige. Jördens I, 273 giebt 1769).

200. „Atreus" von Chr. Fel. Weiße 1766. (Beytrag z. D. Theater IV.)

207—233. Die Bemerkung, welche in der Einleitung von Bd. I (S. XXIX) über die dramaturgischen Fragmente gemacht wird, behält chronologisch ihre Richtigkeit selbst wenn man ins Auge faßt, daß die Stücke 1—31 der Hamburgischen Dramaturgie einzeln vom 8. Mai bis Mitte August 1767 erschienen sind. (C. Redlich, Lessings WW. XIX, 702. Hempel.) Herders Beschäftigung mit Theorie u. Technik des Dramas reicht bis in die Königsbergische Zeit zurück. Bereits 1764 beginnt er eine Übersetzung der Parallèle entre les Tragiques Grecs et François (vgl. I, 18*), und bis 1767 arbeitet er neben den Fragmenten hieran und an einem umfänglichen historisch=ästhetischen Commentar zu dem Werke weiter; vgl. Lebensb. I, 2, 147. 164. 261. Anfangs 1766 war er hiermit so weit vorgerückt, daß er das Werk, wie die Geschichte des lyrischen Gesanges (vgl. I, 547) seinem Freunde Hartknoch zum Verlage anbieten durfte. Dieser kündigt es denn auch im Oster=Meßkataloge an: Vergleichung der Griechischen und Französischen Tragödienschreiber. Aus dem Französischen und mit Anmerkungen für das Deutsche Theater. 8. Riga, bey J. Fried. Hartknoch. Nur weniges ist erhalten, zum größten Teil veröffentlicht im Lebensbilde I, 3, 1, 8—17. Anregung zu dramaturgischer Thätigkeit gab besonders die Bekanntschaft mit dem Theater, die Herder zu Riga machte. Im Jahre 1766 „agirte in Riga die Mendische Schaubühne." Herder besuchte das Theater fleißig (Brief an Scheffner, Oct. 1766. Lebensbild I, 2, 192) und fühlte sich öfters zu dramaturgischen Essays, ja sogar zu dramatischen Entwürfen aufgelegt. Hierher gehörige Skizzen verstecken sich in den Rigischen Sammel= und Arbeitsheften. So stehen in einem Arbeitshefte des Jahres 1766 unter „Planen" vom „21. August" folgende notirt: 3. Über die Fehler der hiesigen Theatr. Gesellschaft in Tragoedien. 7. Über das Trauerspiel Freygeist [Der Freygeist, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Danzig, b. Wedel (1767); Vf. Joach. W. v. Brawe]: Moralische und Aesthetische Betrachtung. S. Beurtheil. des Sal(omo) [vgl. I, 98. II, 37, 68). Am stärksten spricht sich Herders Interesse für das Drama aus in dem an Hamann gerichteten Briefe (Mai 1766. Lebensbild I, 2, 139), der nach einem Berichte über den Besuch der „Komödie" fortfährt: „Es ist leicht zu erachten, daß mein Projektfach in der Seele dabei nicht leer geblieben, sondern daß für 4 Ort ich eine Critik über das Schlegelsche und Krügersche Lustspiel [Der Triumph der guten Frauen — Die Candidaten — vgl. 217 fg. 221 fg.],

eine Umbildung des mittelmäßigen Trauerspiels [„Rhynsolt und Sapphira, ein Trauerspiel. Altona u. Leipzig 1755 rep. Danzig 1767. Vf. Christ. Lebrecht Martini, seit 1750 Schauspieler bei Schönemann. Nachahmung von Miß Sara Sampson." R.] und ein ganzes Nachspiel im Kopfe habe." So vorbereitet sah und beurteilte Herder das Pariser Theater (Reisejournal und kritische Aufzeichnungen vom J. 1769. Lebensbild II). In solchem Zusammenhange betrachtet verliert denn auch der ideenreiche aphoristische Aufsatz über „Shakespeare" (1769—1773) den Charakter des Tumultuarischen, Hingeworfenen, den man immer in ihm besonders hat finden wollen.

208.* (v. Hippel) Der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 1765.

210.* „Poeten nach der Mode" — von Weiße. (Beytr. z. D. Th. I. 1759)

218. barbarus hic ego — Ovid. Trist. V, 10, 37.

221. Nikander und Hilaria, die beiden Hauptpersonen in J. E. Schlegels Triumph der guten Frauen. Mendelssohn charakterisirt sie im 312. Litt. Br. (21, 133—135).

222. „porträtirt" — Mendelssohn in der Besprechung des Lustspiels „Der geschäftige Müßiggänger" a. a. O. 133: „Die Charaktere schienen mir vollkommen nach dem Leben, solche Müßiggänger, solche in ihre Kinder vernarrte Mütter, solche schalwitzige Besuche, und solche dumme Pelzhändler sehen wir alle Tage. — Der Dichter hat seine Pflicht gethan, er hat uns geschildert, wie wir sind. Allein ich gähnte für Langeweile." Vgl. Lessings Schriften 7, 233. 235 fg. L.

224. „Ein Arlekin — wollen." Möser, Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. (Anch' io son pittore.) 1761. Vgl. I, 226.

Z. 2. v. u. „an seine Recension" — ungerechter Vorwurf. Die Recension in Br. 204—206, Th. 12, 331—364 ist nicht von Mendelssohn, sondern von Abbt verfaßt, mit Beiträgen von Nicolai und Mendelssohn; von letzterem nur einiges in Br. 206.

226. „ein Schriftsteller von philosophischer Denkart" — Kant; vgl. I, 282, 254.

Z. 4. v. u. „eine lesenswerthe Note" — wörtlich angeführt S. 321.*

227. Les Voeux. Das Gedicht steht anonym unter der Überschrift Les Désirs vollständig aber mit einigen Varianten im Almanac des Muses 1768 p. 65 fg., (R.) „Die Voeux üb. d. Litter. s. Mars 1763" [welches Journals?] Rig. Excerptenheft.

235, Z. 2. „Der Tod in den Töpfen!" II B. d. Könige 4, 40.

245, Z. 6. v. u. 287, 48.[1] Heilmann, Der Prediger u. s. w. Göttingen 1763. — Manibus date ss. Vergil. A. VI, 884—87. (Sch.)

252, 4. „Trinius" — vgl. I, 96 fg. — „Ketzerbriefe:" Von Trescho's Briefen über die neueste theologische Litteratur (I. Theil 1764) heißt es in der

Recension der Allg. D. Bibl. (I, 2, 51 fgg.), der Verfasser „verketzere" eine große Anzahl von zeitgenössischen Gottesgelehrten als Socinianer, Arianer u. s. w.

253, 5.[1]) Das zweite Titelblatt von Abbts auf Veranstaltung des Grafen Wilhelm von Bückeburg gedrucktem „Sallustius von der Zusammenrottung des Katilina" (Stadthagen 1767) zeigt die „Abbildung des Marmors, welcher nach der vom Grafen entworfenen Vorschrift in der Schloßkapelle errichtet wird." Den Wortlaut der gleichfalls vom Grafen verfaßten Inschrift giebt Nicolais „Ehrengedächtniß" auf der letzten Seite wieder; vgl. ebenda S. 29.

6.[3]) „ziemlich unerwartet" — in der Recension von Herders Fragmenten. „Tibi vero bene precemur mortuo" etc.

6.[4]) Abbts Fragment der Ältesten Begebenheiten des Menschlichen Geschlechts, mit einer Vorrede hg. von J. P. Miller, Halle 1767.

C. Fr. Dan. Schubart, Ode auf den Tod des Hrn Hof- und Reg.-Rath Abbts in Bückeburg, an seinen Vater in Ulm. gr. 4. Ulm 1767. bey Alb. Fr. Bartholomäi.

255, 8. „Das haben die Seelen" u. s. w. — Platon. Io 533 D; Verallgemeinerung des platonischen Gedankens.

256, 9. „was Tiberius sagte" — Sueton. Tiber. 61.

259, 13. „Aristides" — Plin. N. H. XXXV, 10, 36. Herder entnahm die Anspielung aus Winkelmann „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke" (1756) S. 172, wo Oeser „ein wahrer Nachfolger des Aristides" genannt wird, „der die Seele schilderte und für den Verstand malete."

„einen neuern — pragmatischen Geschichtschreiber" — K. R. Hausen. (Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschl. Halle 1767). Vgl. 371, 113.

267. „jener Krieger." In der früheren Redaction (Lebensbild I, 3, 1, 292) „was Flavius beim Tacitus" (Annal. XV, 67. Subrius Flavus).

268.[1] „ehedem" wird — es müßte denn ein mir unbekannter Provincialismus sein — in ohnedem zu ändern sein. Herder schreibt sonst „ohnedas" (vgl. I, 216, 140); aber er verbindet, selbst in den späteren Schriften noch, öfters den Dativ mit ohne (Plastik S. 35: „Pöbel von und ohne Stande"), und sonst findet sich in der Bedeutung insuper ohnedem nicht selten bei mustergiltigen Prosaisten jener Zeit, wie bei Gellert (vgl. Adelung s. v. ohne und ohnedem).

273, 30.[1]) Miller, Vorrede S. 6 fg. „Er schrieb, da er den Tod für das Vaterland ausarbeitete, an mich: eben jetzt habe ich wieder einen Bogen von Berlin zurückbekommen. Aber ich werde sehr viel umarbeiten müssen. **[Moses?] hat mir fast auf jeder Seite an Rand geschrieben: weg mit" u. s. w.

275, 33. „Hamburgische Übersetzung" — von Herder mit großer Strenge recensirt in der Allg. D. Bibl. IX, 2, 110—119. (Lebensbild I, 3, 2, 93—105).

276, 34.[1]) „Abbt hatte des Helvetius Werk de l'Esprit gelesen, und schrieb einem seiner Freunde als einen verlohrnen Gedanken, er wollte einmal ein Buch vom Herzen schreiben; dieser fand die Idee zu weitschweifig ... und schrieb ihm ... er solle vom Leben für das Vaterland schreiben. So kam er auf seinen Begriff des Verdienstes."

277, 36. „Briefe über Merkwürdigkeiten" — Schleswig 1766. fgg. herausgegeben von Gerstenberg. vgl. 322.* 352 fg.

279, 38. nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit — Horat. Epp. I, 1, 39. (Sch.)

280, 39. „ein Bentlei — Hagedorn:" Ramler in den „Liedern der Deutschen." 1766. Vgl. Krit. Wäld. II, 116. („Die L. d. D. enthalten 37 Stücke von Hagedorn mit starken Änderungen." R.)

282. „Allerdings — wollen." — Die im Original mit Schwabacher gedruckten (im Texte gesperrten) Stellen sind aus Nicolais „Ehrengedächtniß" S. 20. 21. entlehnt, aber willkürlich abgeändert, indem Citat und Widerrede sich vermengen.

284.[2]) Reliquien. Frankfurt 1766. Vf. Friedrich Karl Freiherr v. Moser. (R.)

286, 46. „Philologen — Kreuzzügen" — Hamann, Kreuzzüge des Philologen. 1762; vgl. I, 226 fgg. 537, 53.

288. „Lied Anakreons" — Anacreontea 32. Lyrici Graeci III, 1062 Bergk.

49.[4]) Im 152. Litt. Briefe (9, 128 fgg.) spottet Abbt über die Deutsche Gesellschaft zu Altorf. Indessen haben es Nicolai und Mendelssohn gleichfalls (6, 241 fgg. 16, 54 fgg.), der erstere vielleicht noch öfters, mit den unerquicklichen Deutschen Societäten zu schaffen.

289.[1]) Die Worte stehen nicht in dem zu 6[4]) citirten „Fragment," sondern in dem „Auszug der allgemeinen Welthistorie oder Geschichte des menschlichen Geschlechts I, 5 (1766).

290, 51. „Anakreon — Bathyllus:" Anacreontea 16. Lyrici Graeci III, 1055.

52. „Hylas:" — Macrob. Sat. II. cap. 7, 13: cum canticum quoddam saltaret Hylas cuius clausula erat: *Τὸν μέγαν Ἀγαμέμνονα,* sublimem ingentemque Hylas metiebatur. Non tulit Pylades (ein anderer Pantomime) et exclamavit e cavea: *Σὺ μακρὸν οὐ μέγαν ποιεῖς.*

292, 54. „Die Einschaltung von Empfindniß und Empfindung:" — Vom Verdienst S. 155—180. WW. I, 114—134, in dem Kapitel „Von

der Güte des Herzens." Den Unterschied gibt Abbt in folgender Weise an: „Die Empfindung (sensation) beziehet lebhaft, aber verworren eine Sache auf uns vermittelst der Sinne; das Empfindniß [zur Übersetzung von sentiment hier eigens gebildet] beziehet sie auf ähnliche Art vermittelst der Einbildung." Vgl. die Herderische Weiterbildung der Distinction S. 303 und 308* dieses Bandes.

294. Claudite etc. Ovid. Das aus der Renaissance-Periode stammende Epicedium Drusi (Consolatio ad Liviam Augustam) aus dem das Distichon citirt ist (v. 73. 74), galt zu Herders Zeit für ein Gedicht Ovids, oder doch eines Elegikers aus dem Augusteischen Zeitalter.

297, Z. 1. 2. v. u. Sinner, Les Satires de Persius avec traduction française. Berne 1765.

298. scilicet haec — Persii Sat. I, 15 ss. 22 s.

300. Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden Evangelischen Lutherischen Auto da Fe. Hamburg (Berlin) 1766. Über Veranlassung und Zweck des Schriftchens gibt Nicolai im Ehrengedächtniß S. 22 fgg. Auskunft.

pinge duos — Persii Sat. I, 113. Vgl. I, 449, 169.

301. „wenn ein Gottseliger Trescho" — wie viel wahres an der hier ausgesprochenen Vermutung über den Verfasser des Libells ist (vgl. zu 252, 4), muß dahingestellt bleiben. („Der Titel der Schrift ist: Christ-herzliche Danksagung für die erfreuliche Nachricht .... Berlin, Göttingen, Altona, Helmstädt, Halle und Leipzig 1766. Unter Treschos Schriften bei Meusel wird sie nicht aufgeführt. Interessant ist die Übereinstimmung Herders mit der Recension von Resewitz in der Allg. D. Bibl. V, 1, 238." R.) Auf eine andere anonyme „Antwort" aus dem Lager der Orthodoxen nimmt Herder, ohne sie zu nennen, Bezug: Freye Untersuchung, ob die Schrift, Erfreuliche Nachricht .... eine witzige Satyre oder ein niederträchtiges Pasquill sey. s. l. (Ostern) 1766.

301—310. Die Abhandlung über die Elegie, besonders die biblische, welche Herder als Vorrede zu Börmels Übersetzung der Klagegesänge Jeremiä (Weimar 1781) verfaßt hat (WW. z. Rel. u. Theol. 4, 145 kl. Ausg.), steht mit dieser älteren theoretischen Vorarbeit in keinerlei Verbindung. Sie nimmt nur auf das „Fragment eines Ungenannten" über die Elegie (I, 477—491) Bezug. Vergessen oder unbilliger Weise zurückgesetzt, mußte das Capitel „Über die Elegien" schon wegen seiner Eigenschaft als Bindeglied zwischen Fragmenten, Torso und Kritischen Wäldern, hier eingefügt werden.

302. versus impariter iuncti — Horat. A. P. 75. 76.

310. „Romanzenton" — Es liegt nahe, bei dieser Bezeichnung an Gedichte wie Herders „Madera" (Gedichte 1817. I, 314) zu denken, „süß und

traurig," das Muster einer elegischen Romanze. Doch gilt sie hier, wie schon zu S. 186 angedeutet ist, speciell der englischen und schottischen Balladendichtung. Der Ausdruck Ballade für lyrisch-epische Dichtungen kam erst gegen Ende der siebziger Jahre durch Herders Volkslieder und Bürgers Dichtungen auf und verdrängte den bis dahin in unterschiedsloser Breite herrschenden Terminus Romanze. (Der „König in Thule" z. B., den Göthe in den Gedichten, wie in Dichtung und Wahrheit III, 167, Hempel, als Ballade betitelt, hat in seiner ältesten handschriftlichen Gestalt die einfache Überschrift: Romanze). Herder gebrauchte sonst bis 1778 etwa, um jene englisch-schottischen Gedichte unterscheidend zu bezeichnen, auch das englische Wort: die Ballads (vgl. I, 266. 336. Lebensb. I, 2, 370).

311. Lindners Schulhandlungen — vgl. I, 539 zu 251, 194.

312. „aus den Persischen Schulen" — gedacht ist an das Idealbild, welches Xenophon in der Cyropädie (I, c. 2) von der Erziehung der edeln persischen Knaben entwirft.

there is an — Shakesp. Hamlet II, 2.

313. „Greise, und abscheidende Christen" — vgl. Lessings Schr. 7, 7—10. 67. L., über das „christliche Trauerspiel."

313. „Abdolonymus und Alexander:" die Fabel des Schuldramas war also die von Justinus (Histor. Philipp. XI, 10, 8) und Curtius (Hist. Alex. M. IV, 1, 19) überlieferte Geschichte von dem armen Abdolonimus, den Alexander als König bei den Sidoniern einsetzt.

315. „Leßing — in seiner Dramaturgie:" vgl. Lessings Schr. 7, 384—417 L.

318. Polytimet, ein Trauerspiel. Zürich 1760. Verf. Bodmer. Parodie des Philotas. (R.)

319. Fungar vice — Horat. A. P. 304.

320, Z. 2. v. u. „einen Parodisten:" Musäus, Grandison der Zweite in Briefen. Eisenach 1760. 61; von Abbt im 314. Litt. Briefe besprochen.

330. Der Sonderling. Hannover 1761. Verf. Rochus Friedr. Graf zu Lynar. Von Abbt besprochen im 253. Briefe (15, 161—171). (R.)

331 fgg. „Periode" als Masculinum (der Period) gebraucht Herder bis 1769; dann tritt er Bodmer bei, der das Femininum zur Geltung bringt. Lebensbild I, 3, 2, 86.

331. Über Johann Michael Heinze vgl. I, 545 zu 376, 31. Die in Capitel 7 bestrittenen Ansichten hatte Heinze entwickelt in dem Buche: M. T. Ciceronis Vierzehn Auserlesene Reden, nebst einer Zugabe Livianischer Reden, und einem Anhange dreyer Briefe. Lemgo 1767.

334. „Aristoteles und Cicero, Hermogenes und Demetrius über den Perioden." —

Aristot. Rhet. III. 9. p. 1409ᵃ 35 Bekk. *λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον· ἡδεῖα δ' ἡ τοιαύτη καὶ εὐμαθής, ἡδεῖα μὲν διὰ τὸ ἐναντίως ἔχειν τῷ ἀπεράντῳ, καὶ ὅτι ἀεί τι οἴεται ἔχειν ὁ ἀκροατὴς τῷ ἀεὶ πεπεράνθαι τι αὑτῷ· τὸ δὲ μηδὲν προνοεῖν εἶναι μηδὲ ἀνύειν ἀηδές· εὐμαθὴς δὲ ὅτι εὐμνημόνευτος· τοῦτο δέ, ὅτι ἀριθμὸν ἔχει ἡ ἐν περιόδοις λέξις, ὃ πάντων εὐμνημονευτατον.*

Cicero, Orator § 204 ss. 221 ss. vgl. Brut. c. 8.

Hermogenes de invent. IV, 3 p. 150: *ἔστιν μὲν οὖν περίοδος κυρίως ἡ τοῦ ὅλου ἐπιχειρήματος ἀναγκαστικὴ σύνοδος καὶ κλεὶς τρόπον τινὰ καὶ ἀληθινὴ περίοδος· τοῦτό ἐστιν ἡ ἀπαρτίζουσα τὸ ἐπιχείρημα καὶ συνάγουσα.*

Demetrius *περὶ ἑρμηνείας* c. 10: *ἔστι γὰρ περίοδος σύστημα ἐκ κώλων ἢ κομμάτων εὐκαταστρόφων πρὸς τὴν διάνοιαν τὴν ὑποκειμένην ἀπηρτισμένον.* c. 11. *Ἀριστοτέλης δὲ ὁρίζεται τὴν περίοδον οὕτως· περίοδός ἐστι λέξις ἀρχὴν ἔχουσα καὶ τελευτήν, μάλα καλῶς καὶ πρεπόντως ὁρισάμενος· εὐθὺς γὰρ ὁ τὴν περίοδον λέγων ἐμφαίνει ὅτι ἦρκταί ποθεν καὶ ἀποτελευτήσει ποι καὶ ἐπείγεται εἴς τι τέλος ὥσπερ οἱ δρομεῖς ἀφεθέντες· καὶ γὰρ ἐκείνοις συνεμφαίνεται τῇ ἀρχῇ τοῦ δρόμου τὸ τέλος· ἔνθεν καὶ περίοδος ὠνομάσθη ἀπεικασθεῖσα ταῖς ὁδοῖς ταῖς κυκλοειδέσι καὶ περιωδευμέναις· καθόλου γὰρ οὐδὲν ἡ περίοδός ἐστι πλὴν ποιὰ σύνθεσις· εἰ γοῦν λυθείη αὐτῆς τὸ περιωδευμένον καὶ μετασυντεθείη, τὰ μὲν πράγματα μενεῖ τὰ αὐτά, περίοδος δὲ οὐκ ἔσται.* (Rhetores Graeci ex recogn. L. Spengel III, 262. *Δημητρίου* [*Φαληρέως*] *περὶ ἑρμηνείας.* cap. 10—24. *περὶ περιόδων*).

335. „Deutschen Batteux" — vgl. I, 344.*

338, Z. 1. „unser" statt unserer; so öfters ander statt anderer: I, 439 Z. 6. v. u. „kein ander ehrlicher Mann;" II, 183 Z. 12 war zuerst geschrieben: „Hier aber winkt mir ein ander Anakreon."

343.* 337, Z. 17. Heineccii, Fundamenta stili cultioris. Nunc demum omnibus Jo. Matth. Gesneri emendationibus aucta a Nic. Niclas. Lips. 1766. (P. I. cap. II, 17—29 de periodis. Sch.)

344, Z. 10. „laß — ein solcher Stil — werden;" — ein ostpreußischer Provinzialismus (Vgl. Hoffheinz, Über den ostpreuß. hochdeutschen Dialekt, Altpreuß. Monatsschrift IX, 460), dem man bei Herder selbst in den Schriften der siebziger Jahre nicht selten begegnet. Viel häufiger natürlich findet er sich in den Schriften der ersten Periode. Die meisten Belege in den Werken und dem Lebensbilde hat die Unkenntnis der Herausgeber beseitigt. „Drum laß er eilend zu mir fliehn" in dem Gedichte „Bitte eines jungfräulichen Weinstocks," Königsbergische Zeitungen 1765 Stück 97. In dem nicht mit aufgenommenen „Vierten Briefe über Hrn Klotzens Schriften"

(vgl. Einleitung S. VIII): „Laß er [Klotzens Genius Seculi] uns die feinverdeckten Irrthümer und Modethorheiten unsres Jahrhunderts aufdecken. Laß er sich aus unsrer Zunft von Gelehrten .... wegsetzen u. s. w. Vgl. Lebensbild I, 3, 2, 501: Viertes Kritisches Wäldchen, Msc. der älteren Redaction: „laß alle, jeder sein Kunstwerk, zergliedern."

349. „der populäre V." — Abbt.

350, Z. 5 v. u. Heinze, Anmerkungen über Gottscheds Deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie 1758.

351. „Verf. der Untersf. üb. d. Schöne u. Erhabne" — Burke; vgl. Lebensbild I, 2, 299.

„Winkelmann — Ideal — Grazie" — in den „Gedanken üb. d. Nachahmung der Griechischen Werke" (II. Aufl. 1756. WW. 1825. I, 10 fgg.) „Von der Gratie in Werken der Kunst," Biblioth. d. sch. Wiss. V, 13—23. WW. I, 217—225.

Z. 6 v. u. [Ludwig von] Hagedorn — vgl. I, 219. 530, 144.

„Des Herrn Pernety Handlexicon der bildenden Künste (Dictionnaire portatif de Peinture), worin alles, was beym Zeichnen usw. usw. Ätzen und Gießen üblich ist, erklärt wird. Nebst usw. Aus dem Französ. übersetzt. Berlin, bey Voß 1764." (R.) Herder hat es fleißig excerpirt; die à la mode Künstlerworte, mit denen er die Schriften der ersten Periode gern verbrämt (I, 229, 161. Kritische Wälder II, 24. III, 16 „Allechement") stammen aus den Excerpten „Aus Pernetty Lexikon."

354. Neumanni aphorismos — Joh. Georg Neumann (geb. 1661) Theologia aphoristica. (R.)

355. Préservatif — vgl. I, 537 zu 186, 88.

359.* „Ein denkender Encyklopädist" — vgl. I, 162, 44. Sulzer, Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile der Gelehrsamkeit, worin jeder nach seinem Inhalt, Nutzen und Vollkommenheit kürzlich beschrieben wird. II Auflage 1759.

365. 366. Das Urteil über Ramler (Herder schreibt meistens Rammler, wie andrerseits mit willkürlicher Kürzung Rabner) gewinnt seine volle Bedeutung erst, wenn man die misliche Aufnahme und sonderbare Behandlung kennt, welche Herders Recension von Ramlers Oden (für die Allg. D. Bibl. geschrieben) bei den „Berliner Kunstrichtern," Nicolai und Mendelssohn, fand. Hierüber gibt Einleitung IV nähere Auskunft; einstweilen sei auf Lebensbild I, 2, 310 verwiesen.

Nachtrag zu I, 533—547.

16.* 22.*** Entretiens de Phocion sur le Rapport de la Morale avec la Politique, traduits du Grec de Nicoclès, avec des Remarques. 8. Zurich, chez Heidegger & Comp. 1765.

23, Z. 14—17. Nach Klopstocks „Ode am Fest der Souveränität in Dännemark“ (vgl. I, 207), „Das neue Jahrhundert,“ Str. 5. Oden 1771. S. 172. WW. 1798. I, 182. 1844. IV, 134.

83, Z. 15. Wohnung der Gorgonen (Gorgoner im Original ist Druckfehler) — vgl. Ovid. Met. IV, 779—781. — „Stonehange“ merkwürdige Ruine auf der Ebene von Salisbury, in Wiltshire; noch von Emerson als ein Gegenstand der Wißbegierde und Forschung, wie Pyramiden und Pompeji, genannt. (Essays, übersetzt von Fabricius, Hannover 1858. S. 7.)

100. molliter ossa cubent — Ovid. Trist. III, 3, 76.

103.[1] Streife; vgl. II, 173, Z. 3. v. u. „Wortspiele und Gleichnißbeete.“

133. „Fragen eines Deutschen Arabers“ — sind Michaelis' „Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königs von Dännemark nach Arabien reisen.“ 1762. (Haym).

171, 62. „ein Girard im Deutschen“ — Synonimes françois par Girard. 1718. (nouv. éd. augmentée par Mr. Bauzée. 2 Voll. Liège et Leipsic 1770). Der Abbé Gabriel Girard † 1748.

177, 72. „Scaliger — in Altlatein“ — Orphei Hymni Sacri, sive indigitamenta deorum, Versibus antiquis Latine expressa. Vertebat Josephus Scaliger intra quinque dierum spatium. Josephi Scaligeri Poemata Omnia Ex Museo Petri Scriverii. Ed. II. Berolini 1864. p. 372—410.

189, 92.* Über „die Orthographie des Denso“ (Johann Daniel Denso, 1753—1793 Rector der großen Schule in Wismar † 1795, schon vor 1750 Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Königsberg) gibt G. Michaelis, Beiträge zur Geschichte der Deutschen Rechtschreibung, Berlin 1877. S. 6—15 zuerst und erschöpfend Auskunft. Bei den „vielen andern“ H-Hassern hat man jedenfalls zunächst an Christian Tobias Damm (vgl. I, 93) und Aug.

Ludw. v. Schlözer zu denken (Michaelis S. 15 fgg. 20). Vgl. Derselbe, Die Ergebnisse der orthogr. Conferenz 1876, S. 23—29.

295, 275. „wie jener Bettler — Monarchen" — eine damals allgemein verständliche Anspielung; denn Winkelmann hatte die bei Aelian (Var. Hist. I, 32) überlieferte Anekdote auf dem Titel- und Dedicationskupfer seiner „Gedanken über die Nachahmung" nach Oesers Zeichnung darstellen lassen.

326, 333. „wie den Alcibiades" — einer der fast zahllosen Nachklänge aus Winkelmann (Gedanken üb. d. Nachahm. WW. I, 12), wie z. B. noch Nicomachus (S. 276. WW. I, 8) die „Idea Rafaels," das „koische Kleid" (I, 17. 25), wie „siebenmaliges Lesen" und genauestes Excerpiren, (bis 1768 meistens aus dem Gesichtspunkt der projectirten „Geschichte der Wissenschaften") sie natürlich mit sich brachte.

350, Z. 17. „Sänger" vielleicht nur verdruckt statt „Sieger," vgl. I, 285 Z. 16.

476, 219. „Zaunkönige — setzen." Vgl. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtkunst und Sage 3, 83 fg. 164: „Eine Fabel, die noch neuerlich in der brandenburgischen Mark und in Pommern lebt [in Herders Knabenzeit also auch in Preußen] erzählt: wie die Vögel übereinkommen, daß der ihr König werden solle, welcher am höchsten fliege; wie beim Beginn des Wettflugs der Zaunkönig, von keinem gesehen, in die Federn des Storchs schlüpft, wie dann, nachdem die andern alle ermüdet gesunken, nur Adler und Storch aushalten und sich lange den Flug streitig machen, bis endlich auch der Storch sinkt, und nun der Zaunkönig, mit ungeschwächter Kraft sein Versteck verlassend, mit dem Adler sich mißt, den ermatteten überfliegt und König wird."

489, 246. „Bockstriller" — nach Gathy, Musikalisches Conversationslexicon S. 37: „ein unsicherer, unreiner und mit ungleicher Schnelligkeit vorgetragener Triller" (trillo caprino, chevrotement) (R). Den Ausdruck mag Herder seinem Umgange mit Müthel verdanken; vgl. I, 60. Zeitschr. f. D. Phil. VI, 74. 76.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.